

UNIVERSITY OF TORONTO



3 1761 00384740 7

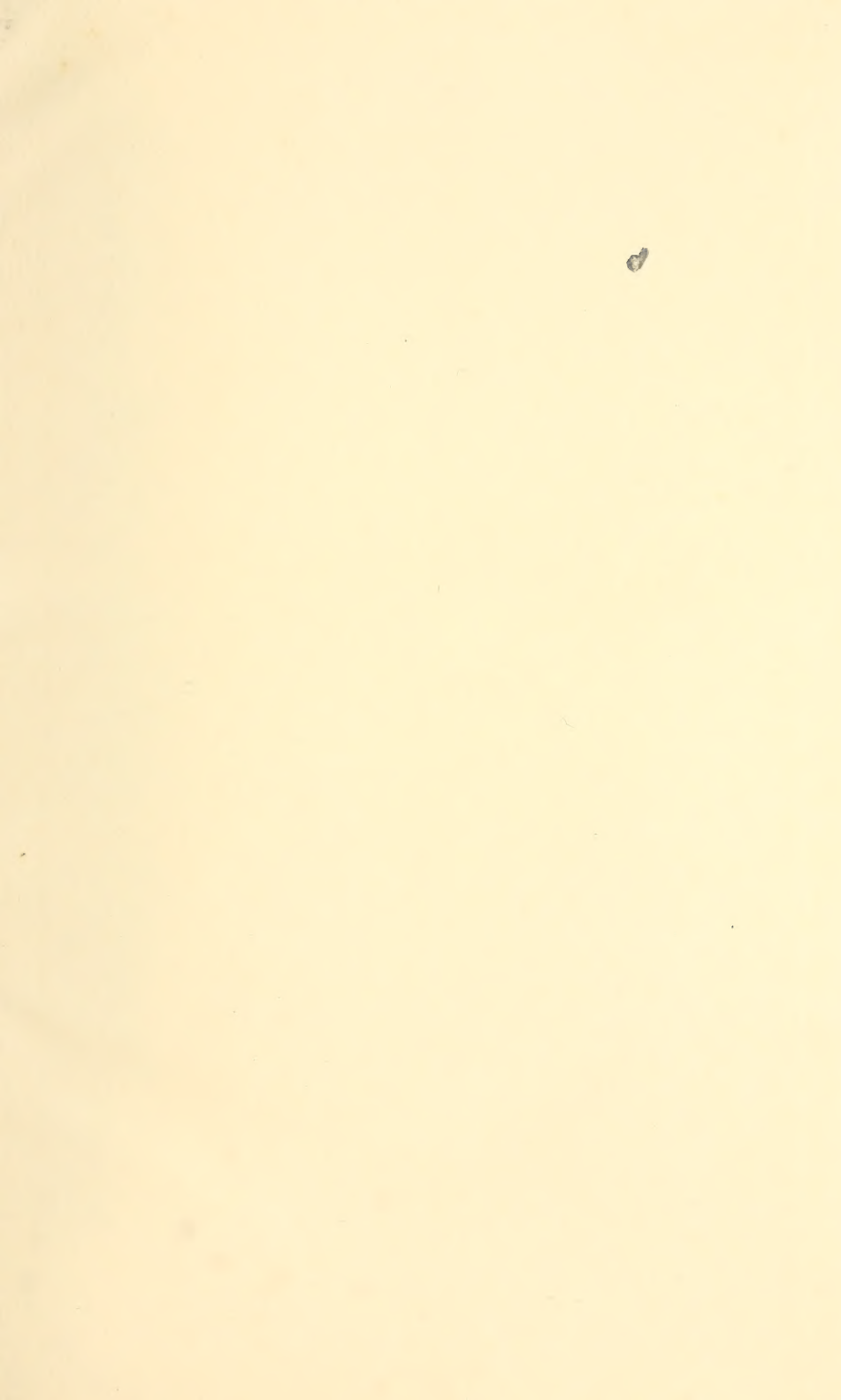


HANS VON MARÉES  
B R I E F F E

MÜNCHEN R. PIPER & Co. VERLAG

V/70

15. -









*M A R É E S   B R I E F F E*









HANS VON MARÉES  
BRIEFE



*Viertes bis siebentes Tausend.*

*Mit vier Lichtdrucken nach Zeichnungen.*

---

MÜNCHEN, R. PIPER & CO. VERLAG 1923.

ND  
588  
M<sub>2</sub>A<sub>3</sub>  
1923



## V O R W O R T.

---

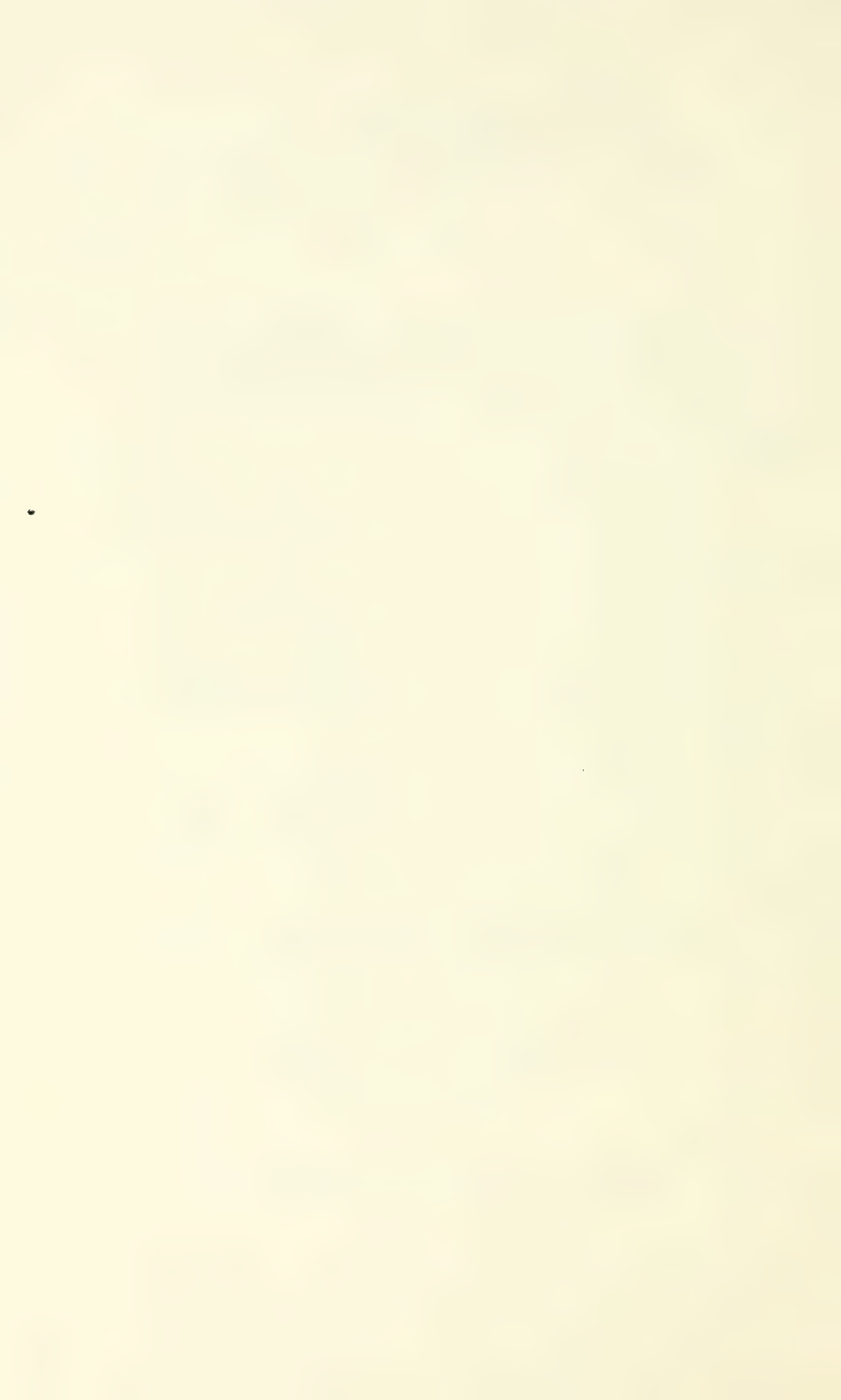
Die Briefe Hans von Marées' wurden zum ersten Mal im Jahre 1910 in Meier-Gräfe's dreibändigem Marées-Werk veröffentlicht, nachdem schon Fiedler kurz nach Marées' Tode einige besonders wichtige Stellen seinem Aufsatz über den Künstler beigegeben hatte.

Das grosse Marées-Werk ist seit geraumer Zeit vergriffen und ein Neudruck wird sich wegen der hohen Kosten kaum mehr ermöglichen lassen. Deshalb erscheint hier der Briefband in Auswahl.

Die Briefe eröffnen uns nicht nur den beglückenden Einblick in eine reiche Menschlichkeit. In ihnen tritt uns die heroische Persönlichkeit des Künstlers bezwingend entgegen. Sie kann in ihrem unablässigen Ringen, in ihrer unwandelbaren Treue gegen sich selbst und das hohe Ziel auch unserer Generation ein Vorbild sein.

Wir verehren in Marées und van Gogh die grössten Repräsentanten neuerer deutscher Kunst. Die Briefe Marées' werden uns neben denen van Gogh's ein teureres Vermächtnis bleiben. Die Auswahl enthält alle für die Entwicklung Marées' irgend bedeutungsvollen Briefe.

Die Bezeichnung K in den Anmerkungen verweist auf die Nummer im Katalogband des grossen Marées-Werkes.



## 1.

*An den Baron Schack.*

Rom vom 6. Februar 1865.

*Hochgeehrtester Herr Baron!*

Ihr werthes Schreiben vom 22. v. M. habe ich richtig erhalten. Hoffentlich wird nun auch Lenbachs Brief in München angelangt sein und wohl Ihre Besorgnisse betreffs der Thätigkeit Lenbachs beendigt haben. Lenbach arbeitet nur für Sie, Herr Baron, und mit dem Fleiss und dem Streben, welche Sie ja kennen. Er hat drei eigene Bilder in Arbeit, von denen eines, ein weibliches Bildniss in der Weise des Palma, schon weiter vorgeschritten ist. Nach den Erfahrungen, die Lenbach beim Copiren so ausserordentlicher Werke gemacht hat, sind auch die Anforderungen, die er an sich selbst macht, bedeutend gestiegen und kann er deshalb bei eignen Werken nicht wohl eher ruhen, als bis obigem soweit wie möglich Genüge gethan ist. Ich bin überzeugt, dass die schliesslichen Ergebnisse Sie vollkommen mit dem Warten aussöhnen werden.

Ausserdem wird Lenbach in vier bis fünf Wochen Ihnen die Copie des Murillo in der Corsini schicken; er ist schon sehr weit damit vorgeschritten<sup>1</sup>.

Böcklin hat versprochen, sein Bild<sup>2</sup> mit Lenbachs Copie zu senden. Auch Feuerbach denkt um dieselbe Zeit sein Bild, „Laura in der Kirche“<sup>3</sup>, absenden zu können. Es ist mir nun doch gelungen, mehreremale in sein Atelier einzudringen, und habe ich dadurch Gelegenheit gehabt, sein geschicktes und ausserordentlich

<sup>1</sup> Schackgalerie K 222.

<sup>2</sup> „Villa am Meer“, Schackgalerie K 16.

<sup>3</sup> Schackgalerie K 39.

schnelles Arbeiten bewundern zu können. Feuerbach hat in dem für Sie bestimmten Bilde den Moment gewählt, wo Laura in Andacht versunken vor dem Altare kniet und Petrarca, ihr durch einen Pfeiler verborgen, sie betrachtend, dasteht. Ein Priester liest Messe und verschiedene Gruppen von Andächtigen, Männer und Frauen, sind in dem Raum der Kirche angebracht, so dass die farbigen Gewänder der Figuren mit der hellen Architektur lebhaft contrastieren. Er beabsichtigt, es sehr auszuführen.

Dann war ich auch wiederholt bei Dreber; derselbe war allerdings fortwährend leidend, was wohl sein Zögern entschuldigt. Jetzt ist er freilich beim Beginnen, und nach dem was er äussert, muss ich schliessen, dass es ihm ernstlich darum zu thun ist, für Sie ein möglichst gutes Bild zu verfertigen. Schwarzers<sup>1</sup> Atelier ist mir bis jetzt noch nicht zugänglich gewesen, da er noch immer copirt.

Was nun mich anbelangt, so schien es mir vorerst das Beste, fleissig zu copiren; wenn ich mich auch mit eigenen Sachen beschäftige, so können diese doch nur sehr nach und nach entstehen; einerseits aus Mangel an Zeit, andererseits wegen der sich hier von Tag zu Tag ändernden Anschauungen. Ich bin sehr froh, dass Sie das Copiren des Palma billigen, doch erlaube ich mir hierbei, Ihnen mitzutheilen, dass mir derselbe noch viel Zeit kosten wird, indem dieses Bild trotz seiner geringen Grösse eines der schwierigsten ist, die es wohl geben mag<sup>2</sup>. Jedenfalls werde ich alles aufwenden, um es so gut wie möglich zu copiren. Leider habe ich die Erlaubnis für die Galathea noch immer nicht erhalten, und es scheint auch wenig Hoffnung dafür dazusein. Baron Verger hat keine Antwort von dem Herzog Bermudez, dem Besitzer der Farnesina, erhalten und ich wüsste hier Niemand, der sich in dieser Angelegenheit für mich verwenden könnte. Es ist mir dies um so verdriesslicher, als mir

<sup>1</sup> Kopierte die Deckengemälde der Sixtina für Schack.

<sup>2</sup> K 113.



gerade diese Arbeit die sympathischste und, ich glaube, auch die nützlichste wäre. Sollte nun wirklich jede Hoffnung fehlschlagen, so würde es sich darum handeln, ein anderes Bild zu finden, was diesem am ersten gleichkäme. Im Augenblick bin ich noch nicht im Stande, etwas bestimmtes vorzuschlagen; sobald ich aber damit im Klaren bin, werde ich es Ihnen gleich mittheilen, damit ich nach der Beendigung des Palma Vecchio sofort etwas Neues beginnen kann. Ich hatte Lenbach gebeten, bei Ihnen wegen eines Salvators anzufragen; einen solchen würde ich in kleineren Pausen ziemlich schnell copiren können. Wenn Salvator-Rosa auch kein Meister ersten Ranges ist, so ist er doch immer der letzte hervorragende jener grossen Kunst-epoche und darum auch sehr interessant.

Verzeihen Sie, Herr Baron, dass ich einige Tage mit der Antwort geögert habe, indem dies aus keinem andern Grunde geschah, als mich noch einmal persönlich von dem Stand der Dinge zu überzeugen, woran man gerade durch die Arbeit leicht gehindert wird. Zum Schlusse bitte ich Sie noch, geehrtester Herr Baron, überzeugt zu sein, dass es unser aufrichtigstes Bestreben sei, Sie zufrieden zu stellen; ich wüsste auch keine andere Weise, in der wir unsere Dankbarkeit ausdrücken könnten. Hochachtungsvoll verbleibe ich

Ihr ergebenster Hans von Marées.

2.

*An den Baron Schack.*

Florenz, 12. Mai 1865.

*Hochgeehrtester Herr Baron!*

Es sind nun fünf Tage, dass ich in dem reizenden Florenz bin, und die abermalige Neuheit der Situation mag meine etwas späte Anzeige entschuldigen.

r\*

Der erste Eindruck von Florenz ist für mich ein ausserordentlich beruhigender; man sieht hier deutlich, wie sich die Kunst der Renaissance nachgerade zu ihrer Höhe emporgeschwungen hat; die Folge davon ist, dass auch die grössten Meisterwerke dem Verständniss näherliegen, dass man sie wirklich studieren kann. Dieser Eindruck wird bestimmend auf meine Kunstthätigkeit sein. Ich werde die hiesige Kunst in einer solchen Weise auszubeuten suchen, dass sie mich nicht allein belehrt, sondern auch zu eigenen Thaten inspirirt. In dieser Weise, geehrtester Herr Baron, habe ich von Anfang den Zweck meines Aufenthaltes in Italien aufgefasst, sehe aber, dass ich nachgerade denselben etwas aus dem Auge gelassen habe.

Ich erkläre mir dies nun auf folgende Weise: In Rom angekommen, war ich von Allem, was ich sah, schier erdrückt, so sehr, dass ich fast an meinem Berufe zur Malerei verzweifelte, so dass mir vor der Hand nichts anderes übrig blieb, als wenigstens meine Pflichten gegen Sie zu erfüllen. Sie werden selbst finden, dass eine solche Thätigkeit keine sehr belebende und nutzbringende sein kann. Hier haben nun auf mich einige Fresken von Ghirlandajo und die Capelle der Mediceer bis jetzt den grössten Eindruck gemacht, so dass ich beschlossen habe, die Köpfe, Figuren u. s. w., die mir am meisten zusagen, genau zu zeichnen, auch vielleicht, wo es möglich ist, etwas mit Farben anzugeben. Hierdurch habe ich nicht nur den Vorteil, den Eindruck dieser Kunstwerke festzuhalten, sondern auch den, die Natur besser kennen zu lernen; denn, trete ich aus den betreffenden Capellen hinaus, so sehe ich in unmittelbarer Nähe, vor den Altären, hinter den Pfeilern, an den Thüren, dieselben Gestalten lebend, die jene alten Meister gebildet haben. Kurz, eine solche Arbeit hat einen poetischen Reiz, während mir in den Gallerieen durch die herumschmierenden Copisten-Schaaren die ganze Malerei verleidet wird. Es ist keine Frage, dass die feinsten Empfindungen, aus denen allein feine Werke hervorgehen, durch die sich zu sehr aufdrängende Prosa erstickt werden

müssen. Ich sehe wohl ein, Herr Baron, dass ich Sie durch eine Anzahl regelrechter Copieen für den Augenblick mehr befriedigen würde; aber wo wird mich das zuletzt hinführen? Ich werde nur immer mehr aus mich selbst herausgerissen. Im andern Falle jedoch, dass Sie mir nämlich betreffs meiner Thätigkeit freie Hand lassen, werde ich in viel kürzerer Zeit dazu kommen, wieder etwas eigenes zu machen. Ist auch die Zeit, in der Sie etwas erhalten, eine grössere, so ist es doch auch um so angenehmer für Sie, Herr Baron, wenn die ganze Welt bei einem sichtbaren Fortschritt, den ich machen werde, sagen wird, dass ich diesen nur Ihnen zu verdanken habe. Abgesehen davon ist ja auch alles, was ich hier mache, Ihr Eigenthum, und vielleicht werden Zeichnungen nach Ghirlandajo, Filippo Lippi u. a. auch nicht ganz uninteressant sein. Sie werden mir verzeihen, Herr Baron, wenn ich so viel über meine Angelegenheiten spreche; es ist ja aber nothwendig, dass Sie meine An- und Absichten kennen. Gegen meine Ueberzeugung kann ich nicht handeln; wer das thut, muss sich schliesslich in Unwahrheiten verstricken, und da wäre es ja besser, gar nicht zu existieren.

Ich bin überzeugt, Sie werden mich für alt genug halten, *meinen* Weg mit Ueberlegung und Eifer fortzuschreiten, für rechtschaffen genug, um niemals zu vergessen, wessen Hand mich aus dem Elend gezogen hat. Hoffend, dass Sie mich nicht missverstehen werden, verbleibe ich mit der grössten Hochachtung ganz ergebenst

Hans von Marées.

Meine Adresse ist: „Borgo ogni santi Nr. 26, 2. piano.“

## 3.

*An den Baron Schack.*

Rom, den 11. Mai 1866.

*Hochgeehrtester Herr Baron!*

Verzeihen Sie mir, dass ich so lange geschwiegen und nicht nur dieses, sondern dass ich auch bis jetzt nicht im Stande war, mein Versprechen betreffs der beiden abzusendenden Bilder halten zu können. Es ist für mich allerdings ein nicht wenig drückendes Gefühl, Ihnen meinen Eifer und meine Absichten nicht so schnell durch fertige Werke beweisen zu können, wie ich es wohl anfangs glaubte, und dadurch vielleicht Ihre Unzufriedenheit zu erregen. Wenn Sie indessen in Erwägung ziehen, Herr Baron, wieviel mir mangelte, wie vieles ich zu lernen hatte und noch habe, um in meinen Werken nur einigermaßen mit der Umgebung zu harmonieren, so werden Sie gewiss noch einige Geduld mit mir haben. Ich weiss sehr wohl, dass ich nicht sobald im Stande sein werde, Tadelloses zu leisten, aber zum Wenigsten muss die Intention eines Bildes klar ausgedrückt sein, ehe ich ein solches die Reise von Rom nach München machen lassen darf. An meinen Anstrengungen werden Sie nicht zweifeln und überzeugt dürfen Sie sein, dass dasjenige, was Sie von mir erhalten werden, sei es wie es sei, das Beste sein wird, was ich aus mir habe, sozusagen, herauspressen können. Aber ich bedarf unbedingt noch der Sommermonate dazu. Auch kann ich nicht sagen, ob ich wirklich vier Bilder bis dahin vollenden kann.

Vertrauend, mir wenn auch langsam, doch schliesslich Ihre Zufriedenheit zu erlangen, verbleibe ich hochachtungsvoll

Hans von Marées.

## 4.

*Wahrscheinlich an Konrad Fiedler.*

Nicht abgesandtes Fragment.

Vermutlich Rom, gegen Mitte oder Herbst 1867.

Es ist schon lange her, dass Sie nichts mehr von mir gehört haben; so sehr es mir Herzensbedürfnis ist, mich Ihnen auszusprechen, so war doch diese lange Zeit hindurch meine Stimmung so unglücklich, mein ganzes Sein von Zweifeln so hin und her geworfen, dass ich Ihnen den unglücklichen Anblick eines so zerrissenen Daseins ersparen wollte. Wie ein Ahasver, ohne Ruhe, ohne Rast schweifte ich umher, wenn auch nicht mit den Beinen, so doch im Geiste. Tausendmal sagte ich mir: sei Mann, arbeite und concentrirte dich in der Arbeit. Jawohl, das ist leicht gesagt, doch schwer gethan. Du brauchst nur zu wollen, sagte mir schon mancher, und du wirst Berge umstürzen. Wer wollte nicht? Der, wer weiss, was er will, hat die halbe Arbeit gethan. Wollen und nicht wissen, was: da haben Sie das Geständniss, welches sich denn nun doch meiner geängsteten Seele abringt. Mit Recht schelten Sie meinen Mangel an Vertrauen, auf das Sie mehr wie gerechten Anspruch haben. Ach, ich kann es nicht verhehlen, dass oft mich die tiefste Traurigkeit befällt, denke ich daran zurück, wie frisch, kühn und offen ich meine Laufbahn begann. Ich hielt mich von der Natur für einen Mauerbrecher bestimmt und gedachte, durch Gradheit und unbeirrtes Urtheil auf den Pfad zur Wahrheit zu gelangen. Die Zeit galoppirt vorwärts, wie zu allen Zeiten, die Menschen jedoch von heutzutage bemühen sich, der Zeit den Rang abzulaufen; es ist ein Rasen von heute zu morgen, wie es die Welt noch nicht gesehen. Ich armer Hinkender komme nicht mit, ich bin schon längst stehen geblieben, wenn möglich sogar rückwärts gekröpelt.

Wozu aber auch die furchtbare Eile, wohin zum Teufel will denn alle Welt, wohin? Ich weiss es nicht. Doch scheint mir, am Ende werden die Leute einsehen, dass sie sich mit aller Eile die gegönnte Frist ums Zehnfache verkürzt haben. Aha, schon wird mir klar, was ich will, ich will leben, ich will das Leben als ein Göttergeschenk ansehen (was es ja auch in der That ist) und will es werth halten und schonen, es soll mir eine unerschöpfliche Quelle der Beschäftigung bieten, jede neue Minute soll mir eine ungekannte Seite dieses köstlichen Geschenkes zeigen. Es handelt sich nur darum, wie das anfangen. Ich bin kein Prophet, ich kann nicht vorhersagen, was geschieht, nicht wissen, wie das Ungekannte auf meine Handlungsweise einwirkt. Aber ich kann mir vornehmen, was ich nicht thun will; dazu ist die Vergangenheit da und die Erfahrung. Dieses gestattet mir noch, ihr Herren, damit ich mich dann gereinigt und befreit eurem Dienste widmen kann.

Schon wieder ist ein Tag dahin, kein müssiger zwar, doch wiederum hat er gezeigt, wie wenig die Vorsätze der Menschen gelten. Schon in der nächsten Minute, dass wir den Vorsatz geboren, sündigen wir dagegen. So wie unser Erdball sich täglich dem Lichte zuwendet, und sich dann doch wieder abwendet, so bewegt sich auch der Mensch fortwährend im ewigen Kreislauf vom Guten zum Bösen. Soll es denn dem Menschen nie gelingen, das Licht, was er sieht, in unabänderlicher Klarheit zu sehen? Ist der Tag nur dazu da, um der Nacht Platz zu machen?

Doch ich glaube fest und unbeirrt, dass, mögen unsere Fehler, Mängel und Schwächen noch so mannigfach und gross sein, mag es uns auch nicht gelingen, dieselben von uns abzuschütteln, ich glaube doch, dass bei einem getreuen Streben ein Gran des Guten erlangt werden muss, und wenn es nur ein Minimum wäre, es ist genug, um im rechten Boden tausendfältige Frucht zu tragen.

5.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 15. September 1867.

*Lieber Fiedler!*

Sie müssen mir verzeihen, dass ich erst nach Monaten Ihren freundlichen Brief beantworte. Ein zweimonatliches Kranksein hat mich verhindert, meiner Pflicht nachzukommen; denn obwohl ich einige Briefe an Sie geschrieben hatte, so zog ich es doch vor, dieselben ihrer melancholischen Färbung wegen nicht abzusenden. Da indessen die Cholera Italien noch nicht gänzlich verlassen hat, so werden Sie kaum an die Ausführung Ihres Reiseplanes denken, oder Sie doch jedenfalls in eine Zeit rücken, die mir es unmöglich macht, daran Theil zu nehmen. Es ist jetzt endlich wieder zum Aushalten, wenigstens sind die Morgen einigermassen kühl. Sie machen sich keine Vorstellung von dem fürchterlichen Sommer, den wir durchlebt haben. Selbst an der See, wo ich einige Zeit war, war an keine Erholung zu denken. Daneben nun noch die Furcht und der Schrecken der gesamten Bevölkerung. Ich passierte Albano vierundzwanzig Stunden vor jener furchtbaren Katastrophe: in Zeit von acht bis zehn Tagen starb dort fast der fünfte Teil der Einwohner. Auch hier hat die Cholera nicht unerheblich gewirthschaftet, namentlich in Trasteveri di monti und bei uns auf dem Monte Pincio. Mein Zimmernachbar, ein Deutscher, war in wenigen Stunden dahingerafft. Bei den hiesigen Zuständen ist man natürlich sehr mangelhaft von der Lage der Dinge unterrichtet, doch hat es den Anschein, als ob sich der böse Geist zur Abreise rüste.

Hoffentlich werden Sie sich den Sommer über gut unterhalten haben und nicht gezwungen gewesen sein, in dem Grade wie wir hier die Nutzanwendung der Philosophie aufs Leben zu machen. Lassen Sie sich nur um Gottes Willen nicht abhalten,

diesen Winter wieder hierher zurückzukehren; oder kommen Sie vielmehr noch im Herbste: ich spreche als Egoist. Sie wissen ja, wie sehr man sich hier nach Menschen sehnt. Nach den Nachrichten, die ich aus Deutschland habe, wird Feuerbach auch in diesen Tagen zurückkehren.

Einstweilen leben Sie wohl, lieber Fiedler, und hoffentlich auf baldiges Wiedersehen.

Ihr aufrichtiger Freund

Haus v. Marées.

6.

*An den Baron Schack.*

Rom, den 20. Juli 1868.

*Hochgeehrtester Herr Baron!*

Sie werden nun die betreffenden Bilder erhalten haben oder doch dieser Tage erhalten. Dies muss ich noch zu guter Letzt ertragen, dass man mich nach diesen Resultaten des Zwanges be- und verurtheilen wird. Da ich von Anfang an mein Verhältnis zu Ihnen nicht als ein geschäftliches betrachten konnte, sondern vielmehr als eine mir von Ihnen gütig dargebotene Gelegenheit, mich zum Künstler auszubilden, so lässt sich auch die Grenze meiner Verpflichtungen gegen Sie nicht feststellen. Hätten Sie mich für einen Künstler gehalten, so würden Sie mir wahrscheinlich ganz bestimmte Aufgaben gestellt haben unter ganz festen Bedingungen. Sie haben ganz recht gethan, denn von Jemanden, der nichts kann, ist es ja nicht festzustellen, was er leisten wird. Zu spät habe ich indessen eingesehen, dass diese meine Auffassung nicht Ihren Wünschen entsprach und so bin ich denn in Teufels Küche gerathen, ehe ich mich dessen recht versehen hatte.



Mein Thun und Treiben bedürfte an und für sich gewiss nicht einer Entschuldigung. Denn insofern es bezüglich einer angenehmen ja nur möglichen Existenz thöricht war, habe ich das auch selbst zu tragen; inwiefern es in künstlerischer Hinsicht löblich und vielleicht nicht unverständlich war, wird, wenn ich lebe, die Zukunft beweisen. Man hat Ihnen Mittheilungen über mich und meine Leistungen gemacht, die nur sehr bedingungsweise wahr zu nennen sind. Das ist für mich ein grosses Unglück. Denn ich hatte bis dahin nichts unbedingt Gutes geleistet, sondern es liess nur ahnen, dass ich es leisten würde. *Ein wahrer und zugleich einsichtsvoller Freund würde Ihnen nicht zum äussersten Zwange geraten haben*, ein solcher musste soviel Einblick haben, um einzusehen, dass es sich bei mir vor allen Dingen um körperliches Wohlsein und geistige Ruhe handelte. Auch Sie, Herr Baron, mussten merken, dass und wie sehr ich mich bezüglich Ihrer Gesinnungen gegen mich beunruhigte. Ein Wort von Ihnen nach dieser Richtung hin hätte mehr gethan, weit mehr, als die ferneren pecuniären Fesseln, die Sie mir auflegten, die nebenbeigesagt, zugleich hinderten, mich für die Zukunft sicher zu stellen, da ich — ich kann das mit der grössten Ueberzeugung sagen — ein anständiger Kerl bin, vom Wirbel bis zur Zeh. Die Gelegenheit dazu war da; wann und ob sie wiederkehren wird, weiss ich nicht. Ja, Herr Baron, Sie würden schon jetzt das Dreifache in der Quantität das Zehnfache in der Qualität von mir besitzen, denn glauben Sie nur nicht, dass das Abgesandte trotz meiner Ueberforcirung meinen Fleiss, meine Fähigkeiten, mein Können einigermassen repräsentire. Eine Maschine, wenn sie gut arbeiten soll, bedarf der nöthigen Heizung und muss von Zeit zu Zeit geschmiert werden. Ich bitte Sie, mich nicht misszuverstehen, Herr Baron; ich weiss sehr wohl, welche ausgezeichnete Stellung Sie unter den lebenden Kunstliebhabern und Protectoren einnehmen und dass ich nicht das mindeste

Recht habe, von Ihnen das, was mir Noth thut, zu präternieren. Aber einige Selbstständigkeit mussten Sie mir lassen. Die Möglichkeit wenigstens, mich auch mit andern in Rapport zu setzen; wenn ich auch nicht gerade sehr lebensklug bin, so habe ich doch auf meinen Lebenswegen einige begegnet, die mir ihre Neigung und Achtung entgegenbrachten, die bei ausgedehnten Glücksgütern und ausgezeichneten Gesinnungen mir gewiss gerne unter die Arme gegriffen hätten.

Schliesslich bin ich denn ganz kopfscheu geworden, gegen andre und mich; eine Kette von Aufopferungen und Selbstverleugnungen hat mir fast einen schlechten Ruf eingebracht, und Beschuldigungen wie sie nur perfide Gemeinheit erfinden kann und jahrelanges Streben, verbunden mit den äussersten Anstrengungen, bringen mir, weil ich letztere nicht bis zum letzten Abschluss bringen konnte, jetzt auch noch Blamage ein. Allerdings stehen jetzt zehn gegen eins, dass ich zu Grunde gehe und mir bleibt nur noch die Obliegenheit, dies in einer anständigen, meinem Leben entsprechenden Weise zu thun; auch darauf bin ich stets gefasst gewesen.

Für das mir erwiesene Gute, Herr Baron, kann ich nur nochmals danken, ich kann Ihnen nur mein bei Gott aufrichtigstes Bedauern ausdrücken, nicht glücklicher gewesen zu sein, in dem Bestreben Ihnen eine wirkliche Freude zu bereiten.

Doch, was Schicksal auflegt, muss der Mensch ertragen, — es hilft nicht, gegen Wind und Fluth sich schlagen.

Hochachtungsvoll

Hans v. Marées.

## 7.

*An den Baron Schack.*

Ohne Ort und Datum, offenbar kurz nach dem vorigen.

*Hochgeehrtester Herr Baron!*

Die eigenthümliche Lage, in der ich mich befinde, zwingt mich, eine sonderbare Bitte an Sie zu richten, die jedoch vielleicht ganz überflüssig ist. Ich ersuche Sie nämlich, dasjenige meiner Hand, was Sie in diesem Jahre von mir erhalten haben, so sehr wie möglich vor den Augen der Welt zu bergen, um mir auf diese Weise wenigstens ein Hinderniss meines Fortkommens aus dem Wege zu räumen; wenigstens ein Jahr lang. Irren Sie sich nicht, Herr Baron, über die Motive dieses sonderbaren Verlangens. Meine Selbstanklagen, mit denen Sie sich verbündeten, sind durchaus nicht aus dem Gefühle begangenen Unrechts oder verabsäumter Pflicht entstanden.

Berücksichtigen Sie meine Bitte nicht meinerwegen, sondern aus Achtung vor dem Unglück. Denn ein Unglück ist es, wenn ein Mensch den Drang hat, zu schaffen mit dem Bewusstsein des endlichen Gelingens, mit den Errungenschaften der Geduld und Ausdauer und er steht da: ohne Freund, ohne einen Heller Geld, ohne Kredit, ohne Aussicht auf Dach und Fach, ohne Erbärmlichkeit genug, um betteln zu können, ohne Liebenswürdigkeit genug, sich einschmeicheln zu können, usw. So, verbunden mit täglicher Schmach, ist meine Lage. Sie ist noch schlimmer, ich muss mich mit der grössten Anstrengung zu meinem Nachtheil verstellen, mich selber schlechter erscheinen lassen, als ich bin. Wäre ich nicht vorbereitet gewesen, so hätte ich solches schon lange nicht mehr ertragen und obgleich ich seit vielen Monaten schon keine Möglichkeit einer Aenderung (ohne mich denn moralisch zu tödten) erkennen kann, so habe ich doch den Kampf aufgenommen.

Ich schreibe Ihnen dieses, damit Sie wenigstens nicht unwissentlich schaden möchten; das werden Sie thun, wenn Sie meine Bitte nicht berücksichtigen.

Man kann nicht sagen, dass meine Lage ganz und gar durch mich selber herbeigeführt wurde; hätten Sie mir nicht versprochen, als ich nicht mehr copiren wollte, dass ich bequem, anständig und sorgenfrei meiner Kunst leben könne, und hätten Sie mir nicht den Brief vom 8. November vorigen Jahres geschrieben, so wäre das Resultat schon ein ganz anderes gewesen. Sie mussten wissen, Herr Baron, dass produciren mehr, bei weitem mehr Mittel erfordert, als copiren; die Mittel, die Sie mir gewährten, wurden, indem meine Bedürfnisse als Mensch und Künstler zunahmen, geringer von Jahr zu Jahr; ich habe, weiss Gott, keine Ansprüche gemacht, sondern hoffte nur, durch ein glückliches Resultat die Sache zum Guten zu wenden, es war mir ja auch kein anderer Ausweg gelassen. Sie, Herr Baron, haben es verursacht, dass ich nahe daran scheiterte, denn vor Ihrem damaligen Brief war *Vieles* auf dem besten Wege, wovon Sie nur einige Trümmer erhalten konnten. Sie berücksichtigten ja nicht ein Mal meine Krankheit, wo ich doch so schwach war, dass ich nur mit Mühe die Treppen auf- und niedersteigen konnte, trotzdem ich dabei auf's angestrengteste arbeitete. Ich war gezwungen, um nur arbeiten zu können, Schulden zu machen, endlich schon der blossen Existenz wegen; denn hätte ich jetzt noch genügenden Kredit gehabt, so wäre schon etwas geleistet worden. Auch davon sind Sie die Veranlassung, Herr Baron, dass ich es nicht mehr wage, Jemanden um Beistand zu ersuchen.

Also, Herr Baron, berücksichtigen Sie meinen Wunsch, zu dem mich triftige Gründe bewegen und der doch nicht unbescheiden ist.

Hochachtungsvoll

Hans v. Marées.

(Nachschrift). Sollten Sie mich von Ihrem Beschluss benachrichtigen wollen, so bitte ich dies unter der Adresse von Kolb

zu thun. *Nachträglich noch bemerke ich, wären Sie, wie Sie beabsichtigten, hierher gekommen, so würden Sie vielleicht Hoffnungen erfasst haben, die Sie mit den mir gebrachten Geldopfern ausgesöhnt hätten, vielleicht hätten Sie mit Freuden das Nothwendige gethan. Nach Ihren eigenen An- und Absichten darf ich das wohl annehmen.*

Währt auch das Durchdringen zum Resultat bei dem einen länger als beim andern, so ist doch dann zu hoffen, dass solches auch wieder seinen Urheber überdauere, zu seinem Ruhme und desjenigen, der die Gelegenheit gegeben hat. Statt dessen wurde ich nun gezwungen, mich unter den ungünstigsten Bedingungen zu forciren und in natürlicher Folge davon mich und meine Werke zu ruiniren. In den unvergänglichen Epochen der Kunst wurde mehr darauf gesehen, Gutes als viel zu leisten, so dass denn auch in den geringsten Dimensionen die Grösse und Bedeutung der Malerei in jenen Zeiten verkündet werden. Soll man in Italien leben und streben und das ignoriren? Sollte Malerei nur dazu existiren, den Ausübenden vor dem Hungertode zu sichern und den Liebhaber momentan zu erfreuen? Das menschliche Leben ist doch gewiss nicht so schön, dass die blosser Erhaltung desselben einen zu begeistern vermöchte; noch kann falscher Ruhm so verblenden, um anregend zu wirken in einer Zeit, wo man Gut und Schlecht nicht zu unterscheiden weiss. Ein wahres Kunstwerk wird für den Beschauer mit der Zeit an Schönheit zunehmen, sein Gefallen daran zuletzt zu wahrer Liebe steigern; wer die Bedingungen zu einer solchen kennt und anzugeben weiss, der darf das Richteramt üben, dessen Ausspruch wird sich jeder beugen.

Noch einmal bitte ich zum Schluss, Herr Baron, meinen Wunsch zu erfüllen, dass nicht Gefühle, die ich schon seit langer Zeit mit grösster Anstrengung zu unterdrücken trachte, die Oberhand über mich gewinnen und mich in den Abgrund stürzen, an dessen Rand ich wandle.

8.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. September 1868.

*Lieber Fiedler!*

Als wir hier voneinander schieden und auch noch, da ich Ihren freundlichen Brief erhielt, war ich ein anderer, als wozu mich nun Ereignisse gemacht haben; darum konnte ich Ihnen nicht antworten. Von meinen Hoffnungen zerschellte eine nach der anderen mit reissender Geschwindigkeit trotz enormer Anstrengungen; vielleicht machte ich auch zu grosse Anforderungen an andere und hatte noch zu optimistische Ansichten von den Menschen. Ich war vorher in der Lage, meine persönliche Unabhängigkeit wieder erringen zu müssen, dies ist mir allerdings gewissermassen gelungen, aber, offen gestanden, auf Kosten alles dessen, was zum materiellen Dasein nöthig ist. Sie sehen, lieber Fiedler, die Sache naht sich einem kitzlichen Punkt, Sie werden merken, Sie werden verstehen. Ihre Achtung und vielleicht auch Zuneigung setze ich jetzt möglicherweise aufs Spiel, so werth mir dieselben, ohne Phrase, sind.

Um nun gleich den Sprung zu thun, so mögen Sie wissen, dass ich, um meine Reputation als Mensch und als Künstler wieder zu erringen, mein Dasein in gangbare Bahnen zu lenken, augenblicklich einer Summe von fünfzehnhundert Thalern bedarf, die ich ohne menschliche Hilfe nicht aufbringen kann. Wollen, können, mögen Sie mir dazu behilflich sein, wollen und können Sie das, ohne mich zu verachten, so retten Sie einen Menschen, der vielleicht der Rettung nicht ganz unwerth ist. Dabei bemerke ich, dass ich eine kaufmännische Sicherheit nicht zu bieten vermag, da meine Familie ihr Vermögen schon lange und zwar gänzlich verloren hat. Auch hätte ich eine Zeit von

fast drei Viertel Jahr nöthig, um einen beträchtlichen Teil obiger Summe zurückerstatten zu können. Wenn ich nicht noch berechnete Hoffnungen in meinem Beruf hätte, so würde ich mich auch nicht mehr anstrengen, noch einmal über Wasser zu kommen.

Erregt nun aber obiges Ihr Misstrauen, so beschwöre ich Sie, es gegen andere zu verschweigen, so bitte ich Sie, es zu vergessen und so zu betrachten, wie Worte im Rausche gesprochen. Nehmen Sie mir wenigstens diese allerdings selbstgeschaffene Selbstqual so bald wie möglich und denken Sie nicht schlecht von mir.

So weit war mir wenigstens das Geschick noch günstig, dass mir der Sommer, der hier sehr angenehm war, bezüglich der Wärme, die langentbehrte Gesundheit zurückbrachte. Sie werden hingegen auf ihren Kreuz- und Querzügen durch die Welt die Hitze wohl einigermaßen empfunden haben, da Zeitungsberichten zufolge der Norden in diesem Sommer die Rolle des Südens übernahm; doch hoffentlich werden Sie rüstig und gesund nach Deutschland zurückgekehrt sein. Wie ungerne ich so auf ihre lebenswürdige Einladung Verzicht leisten musste, brauche ich wohl nicht zu behaupten. Aber nur reingewaschen sieht mich Deutschland wieder.

Feuerbach ist wieder hier und durchwandelt in gewohnter Weise die Kaffeehäuser des Corso und wurde von Moriconi mit Küssen empfangen. Ausser mir war von Bekannten nur Schlösser hier in Rom. Es wimmelt jetzt von Deutschen hier.

Leben Sie wohl, lieber Fiedler, und denken Sie vor allen Dingen nicht geringer als bisher von Ihrem unter allen Umständen in Freundschaft ergebenen

Hans v Marées.

9.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 28. September 1868.

*Lieber Fiedler!*

Ihr Brief hat den gestrigen Sonntag für mich zu einem wahren Fest- und Freudentag gemacht. Nicht einen, nein zwei schwere Steine haben Sie mir vom Herzen gehoben. Einerseits machen Sie es mir materiell möglich, meinem Schicksal eine andere Wendung zu geben, meinen Obliegenheiten als Mann, Sohn und Künstler nachkommen zu können; dann haben Sie mir auch durch Ihr grosses, liebevolles Zutrauen das eigene Selbstvertrauen wiedergegeben. So manches Erlittene wird sich nun verwischen lassen, so manches Missverständniss sich nach und nach aufklären. Als sich noch vor kurzer Zeit alle ersinnlichen Widerwärtigkeiten vereinigten, um im Strudel über mich zusammenzubrechen und auch wirklich alle über mich herstürmten, als ich aufgegeben von allen war, da sammelte ich noch einmal alle mögliche Energie und fasste den festen Entschluss, dem Schicksal Trotz zu bieten und die Meinung der Welt Lügen zu strafen. Als Mensch menschlicher Hülfe und menschlicher Mittel bedürftig, überflog ich im Geiste die Reihe meiner Freunde und Bekannten, und dass meine Blicke immer wieder auf Sie hafteten, das ist Ihre Schuld, lieber Fiedler. Wenn ich meiner Dankbarkeit auch nicht den richtigen Ausdruck zu geben vermag, so werden Sie doch an mich glauben, und es ist auch besser, keine leeren Worte zu machen. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie froh mich die wieder erlangte Freiheit macht: ich kann Sie versichern, dass der jahrelange Verlust dieser sogar der Grund auch meiner physischen Leiden war. Sie haben ein Recht, lieber Fiedler, an mein volles Vertrauen und können billiger Weise auch die positive Kenntnis meiner Umstände beanspruchen. Für jetzt fehlt mir noch die Ruhe, um mit Unparteilichkeit und Kürze dieselben darzustellen. Meine Illusionen kennen Sie ja: es sind



die eines Menschen, der von frühester Jugend an sich in den schwersten Kämpfen mit seiner Umgebung, mit sich selbst und mit der Existenz befand, der äusserlich verhärtet, doch noch empfindsam genug ist. Die Art, in welcher Sie mir beizustehen gesonnen sind, entspricht ganz und gar meinem Bedürfniss und Wunsche, sowie auch mir Kolb der sicherste und bequemste Weg zu sein scheint. Verzeihen Sie, lieber Fiedler, dass ich so viel von mir selbst geschrieben habe: mögen die von mir verursachten Opfer und Unbequemlichkeiten für Sie gute Früchte bringen. Gut für Sie, schade für uns, dass Sie diesen Winter nicht in Rom, das allerdings sauertöpfisch genug ist, zubringen. Feuerbach und ich durchziehen bezüglich der Isolierung Kometen gleich den rührigen Planetengang der übrigen Menschenkinder. Die Kunst muss und kann aber auch bis zu einem gewissen Grade entschädigen. Seit Ihrer Abreise bin ich nicht mehr in der Fasskneipe<sup>1</sup> gewesen: aber neulich habe ich F. mitgeschleppt in unsere Frühlings-Vigna auf dem monte verde, der Sie sich gewiss noch erinnern werden, wenn das übrige Europa nicht einen solch bescheidenen Ort aus Ihrem Gedächtnisse verwischt. . . . . Nun will ich denn schliessen, und mit der Bitte, Ihren Bruder auf's Herzlichste von mir zu grüssen, verbleibe ich Ihr  
stets treuer Hans v. Marées.

<sup>1</sup> Beim Forum. Der Wirt hiess Sor Giovanni. In einem Brief vom 2. Juli 1876 wird die Kneipe als alte Bekanntschaft erwähnt.

10.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 26. Okt. 1868.

. . . . Was soll ich Ihnen nun Alles schreiben? Sie wissen, dass, befindet sich der Mensch in guter Stimmung, ihm eigentlich wenig zu sagen bleibt, noch weniger zu schreiben. Das Vertrauen, die Gewissheit, von Ihnen nicht missverstanden zu werden, also doch nicht ganz isoliert in der Welt zu stehen, haben mir eine

Ruhe gegeben, wie ich sie seit länger denn zehn Jahren nicht mehr gekannt habe. Wenn auch mein Leben eine Kette von Anstrengungen bleiben wird, so unterziehe ich mich diesen doch mit Freuden, und obgleich es noch einige Zeit in Anspruch nehmen mag, bis alle Folgen einer düsteren Vergangenheit verwischt sind, so kann ich doch mit einiger Zuversicht sagen: Romanos vincere posse. Wenn ich einen Wunsch hege, so ist es der, Ihnen auch nur von einigem Nutzen sein zu können; nicht Ihretwegen, aber meinethalben wünsche ich allerdings, dass sich dazu einmal eine Gelegenheit bieten möge.

Mit der glücklichen Ueberwindung der Hypochondrie hoffe ich nun, auch den letzten Rest aller Schwarzseherei los zu werden. Ich fühle jetzt wieder, dass ich über ganz anständige Kräfte disponiren kann, und es wäre doch zu hart, wenn mir Alles fehlschlagen sollte. In Rom bleibe ich diesen Winter vorzugsweise deshalb, weil ich jede Zerstreung vermeiden will, und wenn dasselbe auch in mancher Weise demoralisirend auf Einen wirkt, so kann man sich doch nirgends so concentriren wie gerade hier. Aus allen Uebeln der Vergangenheit möchte ich doch wenigstens das Gute retten.

Es handelt sich ja auch nicht darum, von der Welt eine Genugthuung zu erhalten, sondern so viel wie möglich sich selbst genug zu thun. Noch niemals, glaube ich, habe ich mit Ihnen über meine künstlerische Thätigkeit gesprochen; doch kann ich Sie versichern, dass mein Handeln mit meinem Sprechen (auch im Allgemeinen) fest verwachsen ist, es wenigstens mein einziger Ehrgeiz ist, mit der That dem Wort zu entsprechen, und das wird mir am Ende auch gelingen. Weil ich die Schwierigkeit dieser Aufgabe wohl einsehe, so halte ich gerne zurück, bezüglich meiner An- und Absichten in der Kunst . . . . . Feuerbach lässt sie bestens grüssen; wir haben jetzt unsere Residenz in einer Fischkneipe aufgeschlagen, wo wir uns so gut unterhalten, als es nur gehen will, da einer des anderen Launen so gut erträgt wie möglich! — . . .

11.

*An Adolf Hildebrand.*

Rom, den 28. Oktober 1868.

*Mein lieber Hildebrand!*

Dein vor wenigen Stunden eingetroffener Brief hat mich nicht sowohl überrascht, mir aber eine herzliche Freude bereitet, und statte ich dir meinen besten aufrichtigsten Dank für denselben ab. Freilich habe ich einiges erlitten, seit der Zeit, dass wir uns nicht mehr sahen; meine Jahrelange Furcht hat sich vollständig erfüllt. Ich bin so mit Schimpf und Schmach überschüttet worden, als es wohl je einem Strebsamen geschehen ist. Doch nun ist alles überwunden, da ich mich selbst überwunden habe. Indem man mich schmähhlicher als einen Haderlumpen behandelte, habe ich mich selbst wiedergefunden. Nach einer Genugthuung für Vergangenes strebe ich nicht mehr; ich bin zufrieden, dass ich nun in eine immer reinere Atmosphäre gelange. Obgleich meine Leiden den höchsten Gipfel erreicht hatten, so konnten dieselben mich doch nicht brechen; denn ich wusste ja, dass sie am Ende doch zur Quelle von um so grösseren Freuden werden mussten. Und so zeigt es sich nun ja jetzt, dass, wenn ich nicht ohne Ursache schwarz sah, ich mich auch im Guten nicht getäuscht habe. Darum theile ich dir mit, dass sich auch Fiedler als ächtes Gold bewährt hat, und bewiesen, dass er kein gewöhnlicher Freund, sondern ein edler, zart und fein denkender Mensch sei. Durch ihn bin ich meiner materiellen Sorgen vor der Hand enthoben. Ich könnte wohl jetzt Rom verlassen, doch will ich er noch nicht aus triftigen Gründen.

. . . . . Seitdem ich drückende Verhältnisse und alle Halbmenschen los bin, bessert sich meine Gesundheit von Tag zu Tage; die alte Hypochondrie ist gänzlich verschwunden. Und so wollen wir auf eine bessere Zukunft hoffen und so viel

wie möglich mit Umsicht und Entschlossenheit durch den Lebensmist steuern, den Kopf immer oben. Eins ist gewiss; jede Regung zum Guten und Wahren soll man sorgfältiger hüten, als irgend eine andere Sache, und mehr noch wie vor schlechten Burschen soll man sich vor dummen bewahren.

Entschuldige mein etwas dunkles Schreiben, denn alles Freudige regt mich ebenso auf, oder mehr als das contraire. Uebrigens darfst Du nicht glauben, dass ich das, was in meinem Kopfe spukt, für besser und wichtiger halte, als was Andere vorwärts treibt. Wie weit mein Interesse für Dich ein aufrichtiges ist, weisst Du ja selbst und danach musst Du urtheilen, wie gern ich mit Dir Alles sondire. Auch weisst Du ja, dass ich stets *die Sache* für das einzige wahre und unauflösliche Band zwischen Männern gehalten habe; und es findet sich nicht so oft im Leben Gelegenheit, ein derartiges Band zu knüpfen.

Vor der Hand will ich schliessen, und wenn ich nun auch von Deinen Um- und Zuständen unterrichtet bin, werde ich mit mehr Ruhe und Ordnung Rede stehen. — . . .

## 12.

*An Adolf Hildebrand.*

Rom, den 21. November 1868.

. . . . . Es ist sehr freundlich von Dir, dass Du mir meine Bürde erleichtern willst und das thust Du wirklich, indem Du an mich hältst und glaubst. Denn es wird noch Mancherlei vorkommen, ehe ich in den sichern Port eingelaufen bin. Was die Vergangenheit anbelangt, so suche ich die Uebel derselben zu vergessen; was Gegenwart und Zukunft betrifft, gedenke ich mit *Beharrlichkeit auszuharren*. Damit wäre eigentlich Alles gesagt. Du kennst ja meine Gesinnungen über Kunst und Leben. Ich glaube, dass dieselben wenig Aenderungen

erleiden werden und wie weit sie mir in Fleisch und Blut übergegangen sind, wird mein Lebenslauf zeigen. Von Resignation bin ich weit entfernt; man muss Geduld und Beharrlichkeit wohl von einander unterscheiden. Ersteres ist eine Weibertugend, das andere aber, meiner Ansicht nach, die männlichste der männlichen Eigenschaften. Ohne ein bestimmtes, wenn auch oft fernes Ziel, ist sie nicht denkbar, ohne die Kraft alles Dazwischenliegende zu ertragen, nicht ausführbar. Viele lachen über dergleichen und meinen, es sei das Klügste den Augenblick zu nützen; diese bedenken nicht, dass sie selber auf diese Weise von der Zeit vernutzt werden, ehe sie es gewahr werden, und ihr Leben arm und gewöhnlich dahinfließt. Wenn aber der Beharrliche sich endlich lang gehegten Absichten nähert, fängt für ihn eine zweite Jugend an und erreicht er sein Ziel auch nicht, so hat er doch wenigstens nicht wie eine Bestie gelebt. Und je entfernter man von der Bestie ist, um so mehr hat man auch Aussicht, in der Kunst etwas Bleibendes zu leisten. — . . .

13.

*An Konrad Fiedler.*

Coblenz, 4. Januar 1869.

*Mein lieber Fiedler!*

Vorerst meine besten Glückwünsche zum neuen Jahre, sowie meinen aufrichtigsten Dank für Ihren letzten Brief. Sie werden aus der Ueberschrift ersehen, dass wieder etwas los ist: ich bin nämlich als quasi — Deserteur von der Militärbehörde verfolgt worden und musste also im Interesse meiner Familie und vielleicht meiner Zukunft der Aufforderung zur persönlichen Gestellung Folge leisten. Indem es sich nun herausstellte, dass ohne die Dummheit einiger Beamten die ganze Geschichte unnöthig gewesen wäre, ist es mir um so ver-

driesslicher. Zum Glücke war ich nun in Folge Ihrer Freundschaft in der Lage, die Herreise, sowie die Rückkehr nach Rom bestreiten zu können. (Letztere werde ich in ungefähr zwei Wochen antreten können.)

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, lieber Fiedler, wie sehr mich Alles, was ich bis jetzt von Deutschland gesehen habe, verstimmt; wie erbärmlich ist doch das Treiben der Menschen, wenn man es in der Nähe besieht; in wie engen Kreisen bewegt sich ihr Dichten und Trachten und wie hasten und eilen sie sich, um aus *einem* unerträglichem Zustand in den andern zu gelangen. Neue Erfahrungen bestätigen die Alten; die Einsamkeit ist am fühlbarsten inmitten von Menschen. Doch will ich Ihnen nicht vorjammern, lieber Fiedler: glauben Sie mir, dass bei Allem ich doch stets darauf bedacht bin, den Kopf oben zu halten, ja, dass ich sogar mit einiger Rücksichtslosigkeit und dem bekannten sogenannten Egoismus nach einem möglichen Glück hinarbeite. Der uns umgebenden Hast und Ungeduld muss man um so grössere Ruhe und Geduld entgegensetzen; und einen Vorsprung hat man ja doch vor den Eilenden, wenn man keinem Phantom nachjagt, sondern weiss, dass Sympathie das einzige reelle Gut ist, welches ein Mann erringen kann.

Ich freue mich auf die Zeit, und hoffentlich wird sie nicht lange anstehen, die uns wieder zusammenführen wird. Ich würde gern über Berlin reisen, Sie zu sehen und zu sprechen, sowie auch den kleinen Hildebrand, der, nebenbei gesagt, trotz seiner Jugend ein ganzer Kerl ist. Doch erregen mir gewisse Dinge einige Bedenken. Zugleich kann ich Ihnen nicht verhehlen, lieber Fiedler, wie ich möglicher Weise etwas hinter meinen Versprechungen herhumpeln werde, in Folge der jetzigen, für mich nicht unerheblichen Störung. Nichtsdestoweniger werde ich Ihr Anerbieten, die Geldsendung betreffend, noch einmal annehmen und offen gesagt, da es von Ihnen kommt, ohne Beschämung. — . . .

14.

*An Konrad Fiedler.*

Cöln, den 18. Januar 1869.

*Mein lieber Fiedler!*

Hoffentlich wird Ihnen der neuliche Abstecher gut bekommen sein: dass sie für mich die angenehmsten Tage waren, die ich seit langer Zeit erlebt habe, brauche ich nicht weiter zu versichern<sup>1</sup>. Dass ich auf Ihre spanischen Pläne nicht gleich sofort meine freudigste Zustimmung gab, werden Sie gewiss auch dem Misstrauen, welches ich gegen meine eigene Person hege, zuschreiben. Zugleich kamen Ihre liebevollen Vorschläge für mich zu plötzlich und unerwartet, als dass ich mich sogleich darein hätte finden können. Indessen sehe ich mit jedem Tage mehr ein, dass ich mich gegen mein eigenes Wohl auflehnen würde, wenn ich nicht meine Person in dieser Angelegenheit ganz zu Ihrer Disposition stellte. Nun bitte ich Sie also, lieber Fiedler, beschliessen Sie in dieser Sache ganz nach Ihrer Bequemlichkeit und Laune; in welcher Weise sich auch alles realisiren möge, ich werde immer bereit sein.

Ich habe mir schon einige spanische Bücher angeschafft, um dann doch wenigstens einiges von der spanischen Sprache zu kennen; schaden kann das ja nie. — . . .

<sup>1</sup> Nach einer Tagebuch-Notiz Fiedlers war er mit Marées und Hildebrand vom 10. bis 12. Januar in Kassel. Bei dieser Gelegenheit wurde u. a. das Projekt der spanischen Reise besprochen.

15.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 11. Februar 1869.

Bespricht die Möglichkeit eines Zusammenlebens mit Koppels (in Dresden), das Fiedler angeregt hatte, und geht bereitwillig auf Fiedlers Pläne ein.

. . . . Was Sie am Schlusse Ihres Briefes bemerken, hätte allerdings sein Gutes gehabt, und um so mehr, als an eine ent-

scheidende Production im Moment kaum mehr zu denken ist. Indessen hege ich einen gewissen Aberglauben, der mich in dem einmal waltenden Geschick das Richtige erkennen lässt. Bis hierher ist die ganze Reise für mich von ungemeinem Nutzen gewesen, vorzugsweise in geistiger Beziehung. Ich habe viel gesehen (unter anderem die Assunta und die Barbara von Palma in Venedig), ohne die Ruhe zu verlieren. Auch von meiner Wenigkeit habe ich Vieles aus verschiedenen Epochen gesehen<sup>1</sup>. Ich darf mir selber sagen, dass ich bis hierher ein ehrlicher Lehrling gewesen bin; ich bedaure nicht, dass dieses der vornehmste Grund war, der mich zeitweise in verschrobene Verhältnisse brachte. Was hat das zu sagen, dass bisher ein erhebliches äusseres Resultat nicht erreicht ist. Wie wenig Befriedigendes oder gar Erquickliches erscheint dem vorurtheilsfreien Auge. Und es ist auch nicht Kinderspiel, desgleichen zu erreichen. Basta, ich habe nicht geschlafen, und wenn ich lerne, mich mit Ruhe in die wirkliche greifbare Welt zu schicken, so wird meine Thätigkeit von dem Erfolg gekrönt werden, wie ihn gerade nicht der Ehrgeiz, sondern (so zu sagen) das Herz wünscht. Ich glaube ganz zuversichtlich, dass nach einem oft allerdings harten Läuterungsprozess der Mensch wieder zur richtigen Unbefangenheit zurückkehrt und so das, was ihm Natur verliehen, dann in richtiger Weise entfalten kann. Um nun vom Nächstliegenden zu sprechen, so werde ich mir erlauben, Ihnen alles das, was mir bezüglich der spanischen Reise in den Sinn fährt, brieflich mitzuteilen. — . . .

Feuerbach wird nächstens sein grosses Bild vollenden<sup>2</sup>. Baron Schack war hier und scheint nicht zum Glimpflichsten von mir gesprochen zu haben. Feuerbach scheint auch gänzlich mit ihm gebrochen zu haben. Obgleich ich Grund habe, an Feuerbachs freundschaftliche Gefühle zu glauben, habe ich doch bis jetzt über Spanien geschwiegen. Sie kennen ja Rom. — . . .

<sup>1</sup> Zu Hause und in München.

<sup>2</sup> Gastmahl des Platon.



16.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 2. März 1869.

..... Um meine Nachlässigkeit wieder gut zu machen, übersende ich Ihnen die Liste der bis jetzt angefertigten Photographien der Stanzen. — . . . Ich treibe mit wenig Ausnahmen täglich spanisch, trotzdem ich auch ausserdem sehr fleissig bin. — . . .

..... Bei Feuerbach dampft es jetzt ein wenig: die Gegenwart und Gesellschaft anderer kleiner Menschen belästigt und beleidigt ihn: so auch die meine. Ich wünsche ihm sicher neidlos die Anerkennung, die er wünscht; doch da die, die ihm gebührt, ihn nicht befriedigt, so mag das schwer sein; es ist doch nicht zu erwarten, dass seinethalb andere ihr eigenes Ich vergessen. Doch es hat ja jeder seine Schwächen und wenige hervorstechende Eigenschaften: darum immer die letzten in Ehren!

Hier in Rom geht's gut zu. Wer nicht in Clique steht, lebt wie ein Einsiedler; wer es damit hält, muss auch die Kabalen mit in Kauf nehmen.

..... Es scheint fast, als brächten die Deutschen nur ihre Gehässigkeit und ihr Krähwinkelthum in's Ausland und liessen alle anderen Eigenschaften daheim.

17.

*An Adolf Hildebrand.*

Rom, den 26. März 1869.

..... Benvenuto Cellini war wahrhaftig der schlechteste nicht und jeder moderne Bildhauer kann ihn um so mehr zum Vorbild nehmen, als alle grösseren Aufgaben in unserer Zeit

(d. h. Statuen, Denkmäler u. dgl.) mit solchen Bedingungen verknüpft sind, dass sie keine Gelegenheit bieten, einem feineren künstlerischen Gefühl Genüge zu thun. Und kann letzteres nicht geschehen, so hole der Henker die ganze Kunst. Die wahre Grösse in der Kunst hat, wie schon so oft gesagt, ihren Grund in den angenehmen Verhältnissen und in der treuen, unmittelbaren Ausdrucksweise des Talentes; und namentlich in der Bildhauerei, die ohne diese beiden Faktoren eine nüchterne, ja ermüdende Wiederholung der Natur ist. Was mich betrifft, ich darf nicht klagen; „sono pittore anch'io“. In verhältnismässig kurzer Zeit werden sich die Unverständigen wundern, meine Freunde sich hoffentlich freuen, d. h. in Jahresfrist, wenn ich alle meine Pläne, die mit des Schicksals Hülfe meinem Leben die lang ersehnte Wendung geben sollen, durchgeführt habe. Das schönste ist, es ist einerlei, ob ich arbeite oder nicht: das Ei pellt sich nun schön und gleichmässig ab. Im Gegentheil hoffe ich durch die Reise in den vollständigen Besitz der Rüstigkeit zu gelangen, die mir eigentlich eigen ist, und dann mit aller Frische und Unbefangtheit mein Herz auf die Leinwand schütten zu können. Ja, lieber Hildebrand, ich habe die Gewissheit, die innerliche feste Ueberzeugung, dass sich die zehnjährigen Leiden, die ich allerdings ebenso sehr meinem Naturell, als meiner wahren Hingebung zur Kunst schulde, auf's schönste belohnen werden. Freilich fehlte nur ein klein wenig und ich war auf immer verloren, und dies zu wissen und zu sehen, hat mich auch noch eine geraume Zeit nachher, als ich eigentlich schon aus dem Dicksten heraus war, gelähmt; wie nahe die Gefahr des Ertrinkens! Auch stehe ich nicht an zu gestehen, dass ich nur der Freundschaft mein Wiederaufkommen verdanke. Schnell noch eins: der kranke Königssohn<sup>1</sup> hat für mich sein Interesse behalten; ecco l'arte moderna, Feuerbach, Kaulbach und was man nur will. Da schwärmen sie alle für den alten

<sup>1</sup> Das Bild von Andrea Celesti (1639—1706) der Galerie in Kassel (K 527).

Goethe, wissen und kennen aber nichts anderes, als was gerade in ihre subjective Empfindung passt, und denken dann, mit diesem Herrn zu sympathisiren. Dass man, um zur einfachen, natürlichen Gesinnung zurückzugelangen, heutzutage einen so langen Läuterungsprozess durchmachen muss! Bei der Verallgemeinerung der sogenannten Bildung, ist der Ehrgeiz der Einzelnen so gewachsen, dass es eine wahrhafte Komödie ist; Jeder trägt eine ganze Welt in seinem Busen, und um ihn dreht sich die ganze Welt, was vom philosophischen Standpunkt aus ganz richtig ist. Jedoch gescheiter ist es, sich jener Verse zu erinnern:

Möge Jeder stillbeglückt  
Seiner Freuden warten,  
Wenn die Rose selbst sich schmückt,  
Schmückt sie auch den Garten,

und vor Allem danach leben. Ich schreibe das so kunterbunt durcheinander. Was mir gerade durch den Kopf fährt, oder vielmehr, was mir im Sinne ist, lasse ich ungeschrieben, denn Du weisst, dass es nöthig wäre, ein ganzes Buch zu schreiben, um die Gedanken weniger Minuten dem Anderen anschaulich zu machen; da aber nicht Jeder das kann, so gibt es dafür die Sympathie, die es versteht, zwischen den Zeilen zu lesen, und sogar unausgesprochene Worte vernimmt. Uebrigens trotz dieser scheinbaren Unruhe, arbeite ich mit der grössten Behaglichkeit, als wenn ich gar nicht an's Reisen dächte. Vergessen, dass man in dem Possenspiel des Daseins auch sein Röllchen mitspielt, ist die Hauptsache. Als Zuschauer fühlt man sich zehn Mal behaglicher und bekommt schliesslich Spass am Leben. Doch halt: genug des Blödsinns.

In acht Tagen geht es also auf die stürmische See. Sonntag, den 4. treffen wir uns in Marseille. Ich denke, Spanien wird unseren Briefwechsel nicht stören; ich werde Dir meine Adresse zukommen lassen, sobald ich darüber etwas weiss.

Ueber andere Dinge zu schreiben, habe ich im Augenblick weder die Laune, noch die Zeit, noch den Raum, noch Papier, und somit lebewohl und gestatte, dass ich mich unterschreibe

Dein treuer Hans v. Marées.

18.

*An Adolf Hildebrand.*

Granada, 29. April 1869.

..... Als Stadt hat mich von diesen Orten (Barcelona, Tarragona, Valencia, Cordoba, Sevilla) am meisten Sevilla interessirt; wenn dasselbe auch nicht mit den italienischen Städten concurriren kann, so bietet es doch Mancherlei dar und ist jedenfalls sehr eigenthümlich. Dort sahen wir denn auch zum ersten Mal Stiergefechte, die uns Beide sehr ergötzten und uns nur insofern nicht befriedigten, als wir gerne noch mehr gesehen hätten.

Was die Natur (Umgebung u. s. w.) anbelangt, verdient natürlich Granada den Preis. Denke Dir, dass wir hier oben auf der Alhambra wohnen, in einem Wald von dichtbelaubten Ulmen, in denen fortwährend die Lieder der Nachtigall erschallen, von den maurischen Bauten nur wenige Schritte entfernt. — . . . Im Uebrigen kannst Du Dir vorstellen, wie unsere Reise auf die sympathischste Weise von Statten geht; es findet sich gewiss nicht leicht ein Anderer, mit dem es sich so angenehm und leicht reisen liesse, als mit Fiedler. — . . .

Maler bin ich die ganze Zeit über nicht gewesen, dazu war kein Grund vorhanden.

Nun würdest Du mir grosse Freude bereiten, wenn Du auch etwas von Dir hören liessest. Ich würde Dich bitten, Dein Schreiben nach Madrid zu adressiren. — . . .

Von hier werden wir über Malaga, Gibraltar, Cadiz nach Lissabon gehen, von dort nach Madrid. Fiedler lässt Dich auf's herzlichste grüssen. — . . .

19.

*An Adolf Hildebrand.*

Bordeaux, 4. Juli 1869.

*Mein lieber Hildebrand!*

Du musst schon entschuldigen, dass ich jetzt erst Deinen in Madrid richtig angekommenen Brief beantworte. Es geht einem auf Reisen einmal so, man möchte viel mitteilen, doch wird durch die stete Veränderung der Umgebung dies wenigstens mir unmöglich gemacht.

Wir haben also den grössten Theil von Spanien, einen Theil von Portugal und der Pyrenäen auf alle möglichen Arten durchstrichen. Einmal zur See, dann mit der Eisenbahn, zu Pferd, mit der Diligenza u. s. w. Unter anderem haben wir die Meerenge von Gibraltar nicht weniger als fünf Mal passirt. Auch haben wir Afrika einen Besuch von einigen Tagen abgestattet. Du kannst Dir also vorstellen, dass wir mancherlei Interessantes gesehen und erlebt haben. Wir waren Zuschauer bei sechs Stierkämpfen, haben somit an 36 Stiere abschlachten sehen. Das letzte Stiergefecht, welches wir in Madrid bei Gelegenheit der Veröffentlichung der neuen Constitution sahen, war das interessanteste, indem nicht nur der erste Espada Spaniens daran Theil nahm, sondern auch selbst von seinem vierfüssigen Gegner auf die Hörner genommen und schwer verwundet wurde; „Blut muss fliessen,“ sonst ist es kein Vergnügen.

Es sind jetzt nahe an drei Wochen, dass wir die spanischen Grenzen überschritten haben. So wohlthuend auch das frische Grün der Gebirgsthäler ist, so empfinden wir doch manchmal Sehnsucht nach dem heissen Spanien. Wir haben uns in den Pyrenäen einigermaßen körperlich angestrengt, sind namentlich viel zu Pferde gewesen.

Durch alles das Reisen und das damit verbundene Vergessen von so mancherlei Unannehmlichkeiten hat sich mein Körper

sehr verbessert und da ich weiss, dass dieser mir die grössten Hindernisse in den Weg legte, sehe ich auch der Zukunft mit Zuversicht entgegen. Hand und Pinsel haben allerdings gefeiert; auch nicht einen Strich habe ich gemacht.

In acht bis zehn Tagen werden wir in Paris sein, wo wir uns einige Wochen aufzuhalten gedenken; dann nach Deutschland nach und nach, wo wir uns dann wohl sehen werden und Mancherlei besprechen können. Das Benehmen Fiedlers gegen mich kann ich gar nicht genug rühmen, und ich weiss nicht, wie ich das jemals vergelten kann. — . . .

20.

*An Adolf Hildebrand.*

Paris, den 23. Juli 1869.

*Lieber Hildebrand!*

Mit den Sehenswürdigkeiten von Paris wäre ich nun auch glücklich durch. Deren sind nicht gar so Viele, wenn man die Sammlungen im Louvre abrechnet. Es war mir sehr interessant, einmal die Productionen der modernen französischen Künstler in grösserer Anzahl beisammen zu sehen. Wenn man auch im Einzelnen vieles Lobenswerthe sieht, so habe ich doch kein Werk gefunden, welches eine absolute Meisterschaft documentirte und somit also nichts, was einem zum Vorbild dienen könnte. Die alte Gemäldegalerie dagegen ist eine der schönsten, die es gibt; namentlich ist sie fast die einzige, die authentische und gut erhaltene Bilder von Leonardo hat. Während der wenigen Zeit, die ich bis jetzt auf die Sammlungen der Sculptur verwendet habe, haben die beiden Sklaven von Michel Angelo mein Interesse am meisten in Anspruch genommen. Und zwar scheint es mir nicht der Typ zu sein, wodurch sie zuerst in's

Auge fallen, sondern vielmehr durch die Glaubwürdigkeit der Darstellung. Man erkennt sofort, wo die knöchigen und wo die fleischigen Theile sind; dadurch vergisst man das Material, das Handwerk, man sieht Lebendiges. Und das ist das erste Erforderniss eines Bildwerkes, wenn es mehr als decorativ sein soll. Die Natur erregt unter allen Umständen Theilnahme, und nicht die Vollkommenheit des Vorbildes, sondern die Vollkommenheit des Verständnisses macht eine Sache zum Kunstwerk, Doch will ich hier nicht zum Privatdozenten in der Bildhauerei werden. Nur erlaube ich mir noch Eines zu bemerken, dass es nämlich nichts unzweckmässigeres und überflüssigeres gibt, als daran zu denken, wie schnell man wirklich vorwärts kommt und wie schnell man weiter kommen könnte. — . . .

Was hier vortrefflich ist, ist das Theater, und das habe ich auch ausgenützt. Wir werden bis zum 31. dieses Monats in Paris bleiben. — . . .

## 21.

*An Adolf Hildebrand.*

Rom, den 12. März 1870.

. . . . . Je weniger Gesellschaften man frequentirt, um so weniger Misshelligkeiten hat man. Man kann nicht genug sich vorsehen, nicht in den Strudel des modernen Treibens, dieser Hast, dieses Nippens statt Geniessens, hineingerissen zu werden. Durch die Fiedler'schen Verwandten und in Rücksicht auf sie, die es wirklich sehr gut mit mir meinen, komme ich öfter, als mir lieb ist, in Gesellschaften. Ich bin da immer der steinerne Gast; denn der Henker weiss, wie es zugeht, dass wenn ich in irgend so eine Gesellschaft komme, ich auch nicht so viel Phantasie habe, nur einen Satz zu componiren. Hinsichtlich der Lektüre war ich so weit heruntergekommen,

dass ich neulich den „l'homme qui rit“ von Victor Hugo las und mir einen recht gründlichen dégoût holte. Man sollte, namentlich unser einer, das Gelübde ablegen, nur classische Sachen zu lesen, da weiss man doch, was man hat. — ...

22.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 14. Juni 1870.

..... Von Rom kann ich Ihnen eigentlich nicht viel schreiben; das was Sie interessiren könnte, werden Sie durch Ihre Verwandten erfahren haben. Feuerbach ist, wie ich erfahren, Galeriedirektor in Karlsruhe geworden, was mich wirklich sehr freut<sup>1</sup>. Indessen war es mir wirklich nicht möglich, mich ihm zu nähern, wenn ich mich nicht ganz fortwerfen wollte. Ich selbst war mehr in Gesellschaft als es sonst in meiner Art ist; daran sind Ihre Verwandten schuld. Uebrigens kann ich die Liebenswürdigkeit Ihrer Frau Schwester und Ihres Herrn Schwagers gar nicht genug rühmen; um so mehr als gerade mir diese Eigenschaft so sehr abgeht. Ihnen kann ich sagen, dass ich, wenn ich auch meine wärmste Erkenntlichkeit dafür nicht auszudrücken verstehe, ich sie jedoch besitze. Auch gäbe es wohl manche Entschuldigung für mein absonderlich scheinendes Wesen. Vor Allem befinde ich mich ja in einem fortwährenden Kampf zwischen Tod und Leben, den ich auskämpfen will, muss und wahrscheinlich auch kann. Von äusserlichen dispiaceri zu sprechen, ist nicht meine Art, obwohl ich deren genug habe. Aber der Hauptfeind des eigenen Glückes steckt in mir selbst; das kann ich nicht verhehlen. Empfänglich, empfindlich und reizbar habe ich in den letzten Jahren immer auf und niedergeschwankt zwischen Begeisterung, Selbst-

<sup>1</sup> Es schwebten Verhandlungen zwischen Karlsruhe und Feuerbach wegen einer Professur Sie führten zu keinem Abschluss.



vertrauen, Ueberzeugung, Schwarzsehen und gar Verzweiflung. Ich muss mich in allen diesen Dingen mässigen, wenn ich in den sicheren Hafen einlaufen will, und ich glaube auch schon Fortschritte in dieser Beziehung gemacht zu haben. Es ist wahr, um das Beste zu leisten (und zwar will ich nicht mehr als das was in meinen Kräften steht, aber das ganz) bedarf es eines steten Zusammenraffens, und einer fortwährenden Vorstellung des Besten, um ohne Selbsttäuschung handeln zu können. Es ist der Weg, der zur Erkenntnis führt, aber er ist sauer. Freilich kann man mir und nicht mit Unrecht vorwerfen, dass ich die materielle Wirklichkeit zu sehr über meinen Bestrebungen aus den Augen gelassen habe. Vertheidigen kann ich mich nicht, aber auch nicht ändern; an ein Rückwärts will und kann ich nicht denken, und wenn man mir mit dem Tode drohen wollte, ich könnte mich nicht ändern. Aber die Folgen werde ich, denke ich, wie ein Mann ertragen, und erreiche ich nur einen kleinen, kleinen Theil meines Wollens, so beweist das denn doch schon, dass ich auch mit beiden Füßen in der Wirklichkeit stehe und kein sentimentaler Träumer bin. Das Wörtchen „fast“ muss ich streichen können, dann habe ich schon etwas. Die dazu nöthige Beharrlichkeit und Entschlossenheit besitze ich. Mein Mut nimmt zu statt ab und zugleich, was auch etwas werth ist, meine Gesundheit. ††† will ich machen, um nicht gegen die Convention zu sündigen. So, in vielfacher Thätigkeit des Geistes und Körpers, die von vielen schweren Sorgen accompagnirt wird, bin ich eben nicht recht für die Gesellschaft geformt, aber Sie können mir glauben, lieber Fiedler, dass ich trotzdem nicht ohne warme Theilnahme bin für das, was ausser mir vorgeht. Ich habe Zeiten, wo ich die Einsamkeit über Alles liebe, weil ich gerade in ihr am besten verkehren kann, mit denen ich sympathisire. Erinnerung und Phantasie, die eng zusammenhängen, werden in ihr lebendig; die wahre Produktion ist die Quintessenz des Erlebten und Erfahrenen.

Wem dies gelingt, der lebt zwei Mal, was bei diesem kurzen Leben doch nicht übel ist, und wem es gelingt, diess mit der höchsten Kraft und allgemein verständlichen Art zu thun, lebt fort in seinen Werken. „Was ich mir dafür koofe,“ sagt der Berliner.

Doch ich wollte Ihnen mein Herz ausschütten, und was kommt heraus? Was man sagen möchte, kommt nicht zum Ausdruck. Und doch thue ich das nur sehr, sehr selten und dann sehe ich ein, dass man ein Dichter sein muss, um zu sagen, was man leidet; doch auch das, was einen erfreut. Die Herren von Klagenfurt sind mir verhasst.

Rom ist jetzt sehr schön und ich weiss zu leben. Die Hitze ist nicht gross; ich überanstrengte mich nicht; fast jeden Abend gehe ich in's Mausoleum oder Politeana<sup>1</sup> an dem Ponte Sisto. September werde ich dann, wenn nichts dazwischen kommt, nach Deutschland zurückkehren und zunächst dort Ihr Portrait (welches Sie aber Niemanden zeigen dürfen) vollenden<sup>2</sup>.

Hildebrand ist in der That ein prächtiger Kerl, und ich glaube, dass er als Künstler und Mensch es weit bringen wird. — . . .

<sup>1</sup> Ein kleines Sommertheater, in dem Marées mit Vergnügen die Leute aus dem Volk beobachtete.

<sup>2</sup> K 141.

23.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 15. Juli 1870.

*Mein lieber Fiedler!*

Was sagen Sie zu den letzten Ereignissen? Wie wir hier die Sache sehen, muss heute oder morgen Frankreich den Krieg erklären. Wieder ein neuer Beleg für den Fortschritt der Menschheit im 19ten Jahrhundert. Wegen einer Lumperei werden nun wieder Tausende in's Unglück gestürzt. Diesmal

werde ich auch nicht so glatt durchkommen: ich müsste dann darauf verzichten, jemals nach Deutschland zurückzukehren. Meinen Verpflichtungen als Soldat muss ich nachkommen, doch werde ich noch Bestimmtes abwarten und heute nach Hause telegraphiren, dass man mich nur im äussersten Notfall beordern möge. Wann endlich wird einmal die Ruhe kommen, die langersehnte? Sie sagen mit Recht, lieber Fiedler, dass ich's mir zu schwer mache; aber ich kann Ihnen sagen, dass es mir ausserdem von den Umständen und anderen Menschen noch verdammt viel schwerer gemacht wird. Nicht, dass ich die neuesten Vorfälle dazu rechne. So ein bisschen Krieg ist mir vielleicht ganz gesund. Aber dann? Sie sehen, sobald etwas in der Luft liegt, denkt der miserable Mensch zunächst an sich.

Wissen Sie, was mir vonnöthen ist? Die Faust eines Rubens und der Speculationsgeist eines Strussberg. Zum ersteren wäre eher eine von Weitem annähernde Möglichkeit denkbar, als zum letzteren: es müsste denn durch Inspiration geschehen. Doch Muth, was kann alles Kopf hängen helfen. Freiwillig würde ich mich erst dann diesem Dasein empfehlen, wenn es mir nicht mehr erlaubt und in keiner Weise möglich wäre, meine Bemühungen zum Abschluss zu bringen. Man muss Ausdauer und Beharrlichkeit allerdings bis zum Unglaublichen üben können, sonst ist man eines hohen Zieles nicht werth. Auch so nur ist es möglich, scheinbare Unmöglichkeiten möglich zu machen. Ausser meinen wenigen wirklichen Freunden und meinem alten Vater ist Niemandem etwas an meinem Schicksal gelegen, und sollten meine Sachen jemals schief ausgehen, so trifft es doch nur mich, und das ist ein grosser Trost. — . . .

Wenn Ihnen meine eigene lederfarbene Larve keinen Ekel bereitet, so steht sie zur Disposition als Andenken und nicht als Kunstwerk<sup>1</sup>. — . . .

<sup>1</sup> Möglicherweise das Selbstbildnis K 144.

24.

*An Konrad Fiedler.*

Cöln, den 10. August 1870.

Kaum in Koblenz angekommen, erhielt ich den Befehl, einen Trupp Landwehrleute nach Köln zu führen. Dort angelangt musste ich mich sogleich trotz Nacht und Regen nach einem mehrere Stunden entfernten Ort begeben, wo ich Tags darauf einen Theil meines Bataillons fand, dem ich mich anschloss und dann bald eingestellt wurde. Vorgestern sind wir abermals hier eingerückt und habe ich mich in der Wohnung eines Bruders, der jetzt auch *vor* ist, einquartirt und seit vierzehn Tagen zum ersten Mal die Wohlthat eines guten Bettes empfunden. Augenblicklich bin ich bei einem Besatzungs-Bataillon. Doch werde ich dieser Tage versetzt und vielleicht gelange ich noch zu unsern Vorposten, wenn Alles so geht, wie ich will. In den Reihen von Männern, die alle Gut und Blut so freudig daransetzen, wie es wohl in ganz Deutschland der Fall ist, vergisst man seine eigenen Angelegenheiten. Wenn man unsere Männer so in Masse zusammen sieht, so kräftige Gestalten und so intelligente Bürger, dann kann man unmöglich glauben, dass wir je einer andern Nation unterliegen könnten. Zu bedauern ist es nur, dass das Blut, was auf unserer Seite vergossen wird, so ungleich edler ist, als das unserer Feinde. Was man bei den durchgehenden Verwundeten-Transporten, die nur zu zahlreich sind, von Franzosen sieht, zeichnet sich äusserlich entweder durch Gemeinheit, Erbärmlichkeit oder Stumpfsinn aus. — . . .

25.

*An Konrad Fiedler.*

Wehner-Heide, 21. Sept. 1870.

..... Seit acht Tagen befinde ich mich jetzt hier. Auf dem Hierhermarsch eskortirten wir 2600 Mann Franzosen aller Truppengattungen. Hier angelangt bekam ich sofort die Aufgabe, aus 300 Mann derselben eine Compagnie zu rangiren, sie in eine Zeltreihe zu vertheilen, kurz dieselben in jeder Weise zu ordnen und für sie zu sorgen. Vier Tage lang hatte ich so nach und nach 900 Mann in Ordnung zu bringen, nur von zwei Mann unterstützt. Während dieser Zeit lag ich in einem Leinenzelt im Gefangenenlager selbst. Es herrscht da ein buntes Leben; wir haben allein 1000 Turcos. Die ganze Zahl der hier Lagernden sind wirklich 10,000. Am Sonntag war Hochamt, im Freien natürlich; ein seltsamer Anblick, alle diese Unüberwindlichen auf dem Felde knieend, von Wachen umgeben, zu übersehen. Im Ganzen sind die französischen Soldaten wirklich sehr folgsam, wenn sie auch von unserer Manneszucht keine Ahnung haben. Namentlich bemühen sich die Elsässer, möglichst dienstwillig zu erscheinen. Die Meisten sind froh, dem Kriegsschauplatz entrückt zu sein.

Jetzt liege ich wieder bei meiner Compagnie in einer Stroharacke; trotzdem ich die meisten Nächte vor Kälte nicht schlafen konnte, befinde ich mich doch körperlich sehr wohl. Der Tisch, den wir führen, ist sehr einfach, doch genügend. Vor allen Dingen wird für den Humor fortwährend Nahrung geliefert und Das hält einen noch am Leben. Die schlimmste Seite bleibt immer die, dass es an wirklich gebildeten Menschen fehlt.

Da mir nun alle Hoffnungen auf eine ehrenvolle Weise am Krieg Theil nehmen zu können, fehlgeschlagen sind und unerfüllt bleiben, wünsche ich nichts sehnlicher, als einen baldigen Frieden. Einen Tag scheint er nahe zu sein, den andern

scheint er sich noch bis in unberechenbare Zeiten aufschieben zu wollen. Gebe der Himmel, dass wir uns bald gesund wiedersehen können. — . . .

26.

*An Konrad Fiedler.*

Coblenz, 5. Okt. 1870.

*Lieber Fiedler!*

Endlich hat man Gerechtigkeit an mir geübt; ich bin entlassen. Vorgestern hatte ich noch die Lagerwache auf der Wehner-Heide. Merkwürdig war, dass für dieselbe Nacht das Wort „Hans“ als Feldgeschrei ausgegeben war und der mich ablösende Wachthabende den Familiennamen „Hans“ trug. Für die Zukunft werde ich nun wohl aller Militärgeschichten enthoben und frei wie andere Menschen sein. Ich kann Ihnen sagen, dass mir die letzten 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Monate nicht leicht gewesen sind; weniger der kleinen Mühseligkeiten, die stets mit dem Soldatenleben verbunden sind, wegen, als vielmehr durch das fortwährende tägliche, stündliche moralische Spiessruthenlaufen. Uebrigens hat das dreiwöchentliche Bivouak mich ausserordentlich gestärkt und abgehärtet. Nun, das wäre jetzt Alles abgemacht. Jetzt treten nun wieder die Sorgen des alltäglichen Lebens an mich heran und zwar im dicken Schwall. Hier in dieser Soldaten- und Offiziersstadt komme ich nicht zum Ueberlegen, zum ordentlichen Denken. Hier in der Heimath fühle ich nur, dass ich heimathlos bin. Eine gute Dosis Muth und Uner-schrockenheit, das ist das Kapital, mit dem ich mich auf's Neue in das Schiff meines Berufes wage. Zunächst und vor allem möchte ich Sie, lieber Fiedler, sehen und sprechen und Ihnen danken für die Freundschaft, die Sie mir so beständig bewahrt und erwiesen haben. Schreiben Sie mir bitte bald, wo Ihnen das am bequemsten und gelegensten sein würde. Ich warte hier

nur noch den Besuch und das Wiedersehen eines von Ostindien angelangten Bruders ab: dann will ich weiter. Bis zum nächsten Dienstag denke ich hier zu bleiben. — . . .

27.

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 25. Oktober 1870.

Sie werden vielleicht schon selbst in der Kreuzzeitung gelesen haben, ein wie hartes Loos meinen armen Bruder betroffen hat<sup>1</sup>. Ich weiss noch nicht in welcher Weise ich demselben beistehen muss, ich erwarte auf meine telegraphische Anfrage noch die Antwort. Ehe ich über das Schicksal meines Bruders nicht in Gewissheit bin, kann ich, wie Sie wohl denken können, meine eigenen Angelegenheiten nicht betreiben.

Bis jetzt wohne ich noch Hôtel du Saxe, Burgstrasse. Erfordern die Umstände meine Abreise, so werde ich es Ihnen mittheilen.

Ihr treuer

H. v. Marées.

<sup>1</sup> Georg wurde durch eine Granate ein Bein zerschmettert.

28.

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 1. Okt. (muss heissen November) 1870.

. . . . Ich darf nun auch wieder an meine eigenen Angelegenheiten denken. Ich habe Ihnen, glaube ich, mitgetheilt, dass ich das von Hildebrand für mich gemietete Atelier von Ewald, den Sie auch kennen gelernt, besetzt fand. — . . . Ein anderes, freilich weniger gut gelegenes werde ich vielleicht heute noch bekommen. Es ist hier eine rechte Ateliernoth.

Die Ausstellung hat wenig Bedeutendes, viel Geschmackloses dagegen aufzuweisen. Was man auch über Feuerbach sagen mag, den meisten dürfte man die künstlerische Potenz wünschen, die auch in diesen Sachen vorhanden ist.

Wenn die Leute das Gute sehen wollten und könnten, so würde Alles besser stehen. Menzel ist ein sehr respectabler Künstler und manchen seiner Werke kann ich meine Bewunderung nicht versagen. Knaus ist recht schwach geworden.

Von vielen meiner Collegen bin ich freundschaftlich und zukommend empfangen worden; ich habe unter denselben mehr alte Bekannte und Genossen als ich dachte. Es wäre nicht so ganz unwahrscheinlich, dass ich mir hier nach und nach einen wünschenswerthen Wirkungskreis verschaffte. — . . .

29.

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 8. Dez. 1870.

. . . . . Wenn der infame Krieg doch endlich vorüber wäre. Man kommt nicht aus dem Provisorium heraus. Auch für mich ist die Gefahr einer nochmaligen Einberufung noch nicht ganz verschwunden. Allmählig komme ich wieder in die Arbeit hinein. Man'a mano. Aller Anfang ist schwer. Namentlich hier sich aus der kahlen Prosa der Umgebung in das Gebiet hinaufzurücken, wo einem die Muse wieder zulächeln kann. Ich denke einen gesunden guten Weg einzuschlagen, der mich in Bälde einem respectablen Ziel zuführen wird. Allerdings muss ich mich innerlich sehr zur Geduld zwingen, damit ich im Handeln ruhig und überlegt sein kann.



30.

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 18. Januar 1871.

*Mein lieber Fiedler!*

Soeben erhalte ich einen Brief von der Mutter Hildebrands, in welchem dieselbe mir mittheilt, dass der arme Kerl vor vier bis sechs Wochen kaum hierher zurückkehren kann. In Folge der Diphtheritis hat sich nun ein Glieder-Rheumatismus eingestellt. Auch ist er noch nicht in der Lage, selber schreiben zu können. Doch scheint er entschieden auf dem Weg zur Besserung zu sein. Mein Bruder wohnt bei mir; ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, dass unsere Reise ohne Unglück von statten gegangen ist. Es ist rührend anzusehen, mit welchem Humor derselbe sein hartes Loos erträgt. Die ersten Wochen werde ich natürlich meine Zeit ihm hauptsächlich widmen müssen. — . . . Würden Sie wohl die Güte haben, mir das Maass für das behagliche Bild gelegentlich zuzusenden, damit ich wenigstens auch dafür Leinwand bestellen und Plan machen kann. Die Grösse ohne Rahmen, wenn ich bitten darf. — . . .

31.

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 25. Febr. 1871.

*Mein lieber Fiedler!*

Ihren Gedanken u. s. w. ausgedrückt in Ihrem letzten Briefe, kann ich nur Beifall spenden, so wie ich auch glaube, dass man nicht oft genug sich das vor Augen halten kann, was sich von selbst versteht. Wie Wenige thun doch das, was sich von selbst versteht. Z. B. Freund Marbach: derselbe scheint

mir im Gegentheil, Alles zu unterlassen was sich. — . . . Der Arme hat eine fortwährende Furcht, dass er sich selber nicht gescheidt genug vorkäme; wenn er sich nicht aus diesem Stadium herausarbeitet, so wird er *nie* etwas Erquickliches leisten. Ueberhaupt wer nicht über die Grossmannssucht hinauskommt, wird in Kunst und Litteratur nur, wenigstens auf die Dauer Untergeordnetes produzieren.

Ich bin nicht faul gewesen und doch habe ich gerade auch nicht viel zu Wege gebracht. Ein Kniestück meines Bruders<sup>1</sup>, in Landschaft so einigermassen zusammengemalt, das allerdings meine Collegen so zienlich in Erstaunen setzt, was indessen gar nichts sagen will, da ich zu genau weiss, wo es noch hapert. Eine Leinwand für Sie habe ich auch etwas unter den Händen gehabt: es sollen kleine Figuren darauf kommen wie es sich für das Lokal ziemt<sup>2</sup>. Vielleicht werde ich etwas Erträgliches zu Wege bringen. Genug: ich komme — und das ist die Hauptsache — so nach und nach in Ordnung, so dass ich Virtuos und Instrument zu gleicher Zeit sein kann: von schüchternen Accorden nach und nach durch anmuthige Melodien in die richtige volle Kraft und Energie und mit Hilfe des Schicksals zu einem glücklichen wünschenswerthen Finale. So sollte es sein, doch sieht das blöde menschliche Auge oft nicht weit, und man rennt eher mit dem Kopf an die Glasscheibe, als man glauben möchte. Das Beste bleibt immer, auf Alles gefasst zu sein. — . . .

<sup>1</sup> K 159.

<sup>2</sup> Wohl Villa Borghese K 156.

### 32.

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 10. April 1871.

*Mein lieber Fiedler!*

Ihr freundlicher Festgruss hat mir den Ostertag wirklich zum Festtage gemacht. Ich bin nicht nach Leipzig gekommen, wie

es allerdings meine Absicht war, weil ich mit meiner Arbeit nicht so weit vorgeschritten, als ich wünschte. Jedoch habe ich Hildebranden, dem es nun schon viel besser geht (er hat mir selbst geschrieben), versprochen, ihn mit Beginn der nächsten Woche zu besuchen, und das würde ich dann mit Leipzig verbinden und mir erlauben, Sie von meiner Ankunft zu advertiren. Ich bin wohl ziemlich fleissig gewesen, wenn auch nicht übertrieben, habe auch Ihr Bild in mancher Hinsicht gefördert. Mir fallen täglich einige Schuppen von den Augen und wenn das allerdings auch nicht vollständig auf die zunächst unter der Hand liegenden Arbeiten angewandt werden kann, so ist es doch ein Sporn, auch das einmal Gegebene, so gut wie möglich zu Ende zu führen. Es ist das doch schon tröstlich und wie mir scheint ein grosser Gewinn, dass ich weder rechts noch links zu sehen brauche, sondern in mir selbst das Fundament und Material trage, aus dem sich etwas gestalten muss. Das Schwierigste bleibt immer das Abwarten: ich erschne nichts mehr als den Moment, wo Vorstellung und Darstellung in Eins zusammenfliessen, doch weiss ich, dass das noch einige Zeit braucht. Das sehe ich voraus, dass der Lohn grösser ist, als die Mühen, wenn man bis zum allerletzten Ziele hinarbeitet, ohne Halt oder gar Kehrt zu machen. Und auch moralisch würde der Gewinn ungemein gross sein, denn alle persönlichen Empfindlichkeiten, Ehrgeiz u. s. w. sind ja nur ein Ausfluss des Gefühles, dass man sich selbst sein Recht nicht hat zukommen lassen. Wenn überhaupt nur Alle, die sich mit irgend einer Kunst befassen, immer festhielten, dass ihre ganze Aufgabe darin besteht, den Mitlebenden die Freude und den Genuss am Bestehenden zu erleichtern, nicht aber ihr eigenes Ich zur Geltung zu bringen. Letzteres müssen die Werke durch ihre Vortrefflichkeit leisten.

Doch will ich meiner Weisheit nicht den Zügel weiter schiessen lassen, da ich sehe, dass ich doch das hundert Mal gesagte nur wiederhole und Ihnen vor allen Dingen gar nicht zu sagen

habe, was Sie wissen. Doch der Mensch ist einmal so, dass er Alles, was er gewöhnlich verschweigen muss, dem theilnehmenden Freunde immer wieder vorquatscht. Entfliegen Sie mir nicht, ehe Ihr Bild fertig ist, was bald der Fall sein soll<sup>1</sup>.

Ihr treu ergebener

Hans v. Marées.

<sup>1</sup> Das Bildnis Fiedlers, K 141.

33.

*An Adolf Hildebrand.*

Berlin, den 24. Mai 1871.

Ins Museum bin ich bis jetzt nicht gekommen. Ich habe gar keinen Drang, zu sehen, sintemalen ich in der Verdauung begriffen bin.

Was meinen Cadaver anbelangt, so wünsche ich den allerdings mehr meinen Feinden, als mich selbst mit diesem obstinaten Gesellen herumzuschleppen. Wenn ich diesen Burschen nicht mit einer Zärtlichkeit behandle, die er gar nicht verdient, so macht er sich gleich mausig. Ueberhaupt scheint es wieder einmal mein Loos zu sein, dass ich immer erst durch meine Mängel auf meine wenigen besseren Eigenschaften gebracht werde. Dieser Kampf wird wohl erst mit dem Leben ein Ende nehmen, und es ist ein harter und saurer, aus eigener Kraft der eigenen Schwäche Herr zu werden. Und doch möchte ich wohl manchmal so alt wie Methusalem werden, denn die Zeit eilt dahin und ein guter Gedanke ist eine Seltenheit, und noch seltener ist ein solcher zum Ausdruck gebracht. Doch das ist nun einmal so, und man muss bei alledem frohen Muth und Unverdrossenheit bewahren.

Mache vor allen Dingen, dass Du bald wieder ganz gesund bist, damit man wieder an's gemeinschaftliche Arbeiten denken kann. — . . .

34.

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 13. Juli 1871.

. . . . . Dass Frau K.<sup>1</sup> für Ihr Bild schwärmt, ist recht schön von ihr, doch offen gestanden, ärgert es mich nachträglich ein wenig, mein bis jetzt noch ungeweihtes Heiligthum geöffnet zu haben. Man kann nicht vorsichtig genug sein, wenn man durch seine Werke Theilnahme erzwingen will. Alles Verfrühte, nicht durch und durch Gereifte erregt ein Vorurtheil zu Ungunsten des Künstlers, was dann auch durch's Beste schwer auszurotten ist. Meine Vergangenheit sowohl als jetzige Lage nöthigen mich, nur reife Früchte darzubieten. Meine ganze Art und Bestrebung sind lächerlich, wenn sie nicht durch Vollendung gekrönt werden.

Wie ich schon oft gesagt, es ist nur ein kleines gewisses Etwas, welches den Unterschied des Guten und Mittelmässigen ausmacht. Es handelt sich darum das genau zu treffen und festzuhalten. Uebrigens wird es sich wahrscheinlich noch in diesem Jahre feststellen, ob sich meine Zukunft in wünschenswerther Weise gestalten wird oder nicht.

Wenn ich wüsste, dass es Koppels Ernst war mit dem Malen der alten Frau Schaeuffelen<sup>2</sup>, so würde ich doch einmal nach Dresden machen. Ich muss das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden suchen. Frau K. selber würde ich sehr gerne malen: weil ich weiss, dass dieselbe für mich eine Brücke zum Publikum wäre. Doch bitte ich Sie um Gottes Willen Koppels gegenüber nichts von derartigen Wünschen verlauten zu lassen<sup>3</sup>. Marbach werden Sie wohl schon gesprochen haben; er hat mir recht wacker zu seinem Porträt gegessen<sup>4</sup>. — ...

<sup>1</sup> Frau Irene Koppel.

<sup>2</sup> Mutter der Frau Koppel. Vgl. K 171.

<sup>3</sup> Am Rande mit Bleistift: Daran liegt mir sehr.

<sup>4</sup> K 160.

35.

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 18. Juli 1871.

*Mein lieber Fiedler!*

Èben erhalte ich Ihren lieben, mich wieder recht belebenden Brief. Ich mache mir selber oft grosse Vorwürfe, dass ich ein solcher alter Hypochondricus bin und damit meinen Freunden zur Last falle. Ich habe aber das eigene Geschick, dass eine jede künstlerische Phase bei mir mit dem grössten körperlichen Unbehagen, ja oft mit Schmerzen verbunden ist wie bei einer schwangeren Frau. So war ich in den letzten Tagen in einem recht unangenehmen Zustand, der mir fast das Leben zuwider machte, wenn mir nicht die Natur dabei auf's Neue näher gekommen wäre. Beruhigend wie auf den Tag das Abendsonnenlicht müssen schliesslich auch Kunstwerke im Leben wirken. Ich werde das erreichen, aber ich darf nicht von der Stange lassen und muss mein Terrain Schritt vor Schritt sichern.

Den armen Hildebrand habe ich etwas kurz angelassen, da er statt von dem zu schreiben was in und mit ihm vorgeht, mir stets von meiner Stimmung schreibt. — . . .

Mitte nächster Woche werde ich wohl Zeit haben, nach Dresden zu gehen, und werde Koppel vorher schreiben. Ich freue mich recht auf die alte Schäuffelen. Auch kann ich nicht leugnen, dass es mich freuen würde, wenn sich so nach und nach auch eine persönliche Selbständigkeit herausentwickeln würde; es ist doch absolut nothwendig, weil dadurch Selbstvertrauen und Keckheit um vieles wächst, abgesehen davon, dass sich auch die Bedürfnisse von Jahr zu Jahr steigern. . . . Sie wissen, dass mein Vertrauen auf Sie meine einzige, meine Hauptstütze ist, aber mir gegenüber habe ich eigentlich schon lange die gebührenden Grenzen überschritten. Doch







der Tag, an dem ich mir werde sagen können, dass ich einer so edlen, wahrhaft freundschaftlichen Handlungsweise wie die Ihrige, nicht ganz unwürdig sei, wird der glücklichste meines Daseins sein, welches vor allen Dingen Ihnen sein Bestehen verdankt. — . . .

Lassen Sie sich es nicht zuwider werden, wenn ich Sie so oft aus meiner Einsamkeit mit meinem Gescribel behellige; mir ist es Lebensbedingung geworden, mich ein bischen ausquatschen zu können. — . . .

36.

*An Adolf Hildebrand.*

Berlin, 20. Juli 1871.

*Lieber Hildebrand!*

Einen Grundsatz muss man, will man das ewige Leben in der Kunst gewinnen, festhalten: leben und wirken für die Freunde, arbeiten für die Widersacher oder doch die nicht Sympathisirenden. Denn nur wenn man letztere überzeugt, hat man etwas wirklich Gutes geleistet. Seine Freunde zu befriedigen, ist noch lange keine Kunst: die fängt erst an, wo man die Gleichgültigen aus ihrer Ruhe aufschreckt. Gibt man zu viel auf das Urtheil der Freunde, so verfällt man leicht in Weichlichkeit und in die *Verliebtheit* gewisser Dinge, die keine allgemeine Berechtigung und Bedeutung haben. Die höchste Schwierigkeit liegt darin, auch Andere dahin zu bringen, dass sie unvermerkt Freude an dem bekommen, was einem selbst Spass macht. Das, was sich von selbst versteht, zu erkennen, heisst den Nagel auf den Kopf treffen; so lange man noch irgend unter einem Einfluss steht, wird das nicht der Fall sein. Uebrigens hat man auch nicht die Macht, das mit eigenem Wollen zu beschleunigen; die Entwicklung eines Menschen reift wie die Frucht am Baum.

Was Du über die Novellen sagst, könnte zu verschiedenen Bemerkungen Anlass geben. Dass wir an der Einfachheit und Schlichtheit der Darstellung solcher Dinge stets Vergnügen haben werden, unterliegt keinem Zweifel, aber ähnliches von unseren Zeitgenossen zu erwarten, ist, glaube ich, nicht richtig. In Dichtung und Kunst handelt es sich darum, das Bedürfnis des Publikums, wohlverstanden nicht die Anforderungen, zu befriedigen. Ein Vierzigjähriger hat ganz andere Bedürfnisse als der Zwanzigjährige. Alle wahrhaft grossen Geister sind allerdings, diesem Bedürfnisse stets zuvorgekommen, und darum wirkten sie überraschend. Auch werden die Grossen stets die nachgeborenen Geschlechter ergötzen und befriedigen, doch von ihren Vorfahren würden sie wohl schwerlich verstanden werden. Ein Wilhelm Meister würde z. B. einem Salvator Rosa sehr absonderlich vorkommen, sowie ein Rembrandt für einen Phidias ein absonderlicher Anblick sein müsste, ja schon einem Raphael. Wir müssen das Vergangene als Hilfsmittel, als Muster betrachten, um wie diese etwas zu erreichen, was *fortwirkend* ist.

In der Simplizität wirkt wohl die Macht der Kunst am reinsten; in Bildern von van Eyk kann man sagen, dass die Malerei an und für sich als solche wirkt, was der Künstler selbst hinzugethan hat, ergötzt uns wie das Thun eines unverdorbenen Kindes, und nicht mehr. In einem Rubens hingegen *bewundern* wir die Macht und Grösse des Menscheingeistes, die allerdings nur durch die Erkenntniss der Kunstmittel zur Anschauung gebracht wird.

Wir leben nicht ungestört und unbeeinflusst so hin; wir sind nicht unverdorben, darum werden wir mit der Hingebung an eine Sache allein nicht gar viel erreichen; wir müssen sie beherrschen lernen, um frei und unabhängig schaffen zu können. Man sollte übrigens glauben, wir müssten das glücklichste Zeitalter haben, da keinem vorhergegangenen so viel Ergötzliches geboten war. Doch das Glück liegt nicht im Genuss,

sondern in der Mittheilung desselben. Ich glaube, Du könntest aus diesen Andeutungen Nutzen für Dich ziehen, freilich ist es nöthig, bei meiner mangelhaften Ausdrucksweise die Hauptsache zwischen den Zeilen zu lesen.

Ich möchte Dir überhaupt raten, mich, wenn Du an mich schreibst, nicht als den mit Obstruktionen und versetzten Winden geplagten Menschen zu betrachten, sondern als etwas beliebig Allgemeines, als eine Gelegenheit und weiteres nicht. Mir macht es wenig Spass, an meine Hindernisse, und meine Person ist das grösste, erinnert zu werden. Von einem hübschen Frauenzimmer lässt man sich schon eher am Kopf herumkrauen: das hat seine Gründe. Die persönliche Theilnahme versteht sich ganz von selbst und braucht nicht besonders betont und angedeutet werden. Du weisst ja von je, wie sehr mir banale, kameradschaftliche Verhältnisse zuwider sind, mich geradezu abstossen. Und nicht ohne Berechtigung. Mir würde es ein demüthigendes Gefühl sein, in cliquenhafter Verbindung mit irgend jemandem zu stehen, ja mich im Leisten hindern. Wenn Du, um mit Grant zu sprechen, „verstehst wie ich's meine“ und auch danach handelst, wirst Du dir und mir nützen. Ohne Gegenseitigkeit tritt bald Erschöpfung ein. Wie eine *andere Person* denkt, ist, handelt es sich um Ideales, ganz gleichgültig: *was* sie denkt, möchte man erfahren. Man soll sich stets gegenseitig so betragen, als kenne man sich nicht; so ist eine Förderung möglich, im andern Fall stagnirt man.

Dein treuer Freund

Hans v. Marées.

37.

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 17. Okt. 1871.

Zunächst also die Beantwortung Ihrer Fragen. 1) Das Seitenfenster soll kein Oberlicht haben. 2) Die Fenster können fünf Fuss über dem Boden beginnen. 3) Ein Parquetfussboden ist nicht ratsam, um so weniger als ich die Idee habe, ein Podium mit Stufen in einem Theil des Ateliers anbringen zu lassen. 4) Wenn die Holzdecke erhebliche Mehrkosten verursacht, bin ich für eine getünchte Decke.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr ich mich auf die neuen Zustände freue. Nicht sowohl die Veränderung als vielmehr die sichere Aussicht mich dauernd concentriren und meine bisher so gänzlich verschleuderten Kräfte mit Umsicht verwerthen zu können und zu müssen, erfüllt mich mit Heiterkeit und Zuversicht. Um dieser Zukunft um so sicherer näher zu kommen, habe ich beschlossen, zu allen Dingen, die ich von nun an unternehme, Skizzen zu malen, da ich auf diese Weise unendlich schneller mit meinen Werken zu Stande kommen werde. So soll denn meine jetzige Thätigkeit eine vorzüglich vorbereitende sein. Eine kleine Skizze für das von Ihrem Bruder allerdings wohl nur im Scherze projektierte Bild<sup>1</sup> habe ich begonnen. Bei einer etwaigen Ausführung liesse sich etwas Originelles und Ueberraschendes machen.

Wenn ich sage, dass ich alles bisher Geleistete nur als provisorisch betrachte, so könnte diess allerdings auf eine grosse Unbeständigkeit schliessen lassen; jedoch wird es sich bewahrheiten, wenn ich nur einen kleinen Theil des mir vorschwebenden, erfasslichen Ideals ausgedrückt habe.

---

<sup>1</sup> Vielleicht Philippus und der Kämmerer K 148 oder den in den Briefen vom 22. Dezember und vom 16. Januar 1872 erwähnten Albumdeckel „Canadia“.

Hildebrand ist recht fleissig. Ich habe seine Brunnengruppe gesehen, die im Ganzen recht gut gedacht, doch nicht wohl ausführbar ist<sup>1</sup>. Ich habe ihn angeregt, eine neue Skizze zu verfertigen, und werde dieselbe heute in Augenschein nehmen. Zwei Figuren, die eine Doppelschaale tragen<sup>2</sup>. Ich würde den Brunnen in Sandstein ausführen lassen. Der Billigkeit halber und dann auch der für Hildebrand viel nützlicheren Ausführung wegen. Bronze ist ein so theures Material, dass ein Privatmann doch nur sehr kleine Arbeiten darin ausführen lassen kann, und die grossen alten Bäume im Garten Ihres Herrn Schwagers verlangen schon etwas Massives. — . . .

<sup>1</sup> Unterblieb (vgl. den Brief vom 20. Juli).

<sup>2</sup> Vgl. den Brief vom 14. November. Auch dieses Projekt, das zu einer Skizze führte, kam nicht zur Ausführung.

38.

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 14. Nov. 1871.

. . . . Ich war heute bei Hildebrand um mir die für Sie bestimmte Figur<sup>1</sup> anzusehen. So weit mein Urtheil reicht, wird dieselbe so gut wie man sich nur wünschen kann. Wenn ich früher schon immer das Beste von Hildebrand hoffte, so kann ich jetzt darin viel weiter gehen. Ein so feines, schwindelfreies, aufmerksames Verfahren findet man nicht so leicht bei einem zweiten. Mit einem Worte, ich kann sagen, dass ich selten eine so durchaus reine Freude an einer Sache gehabt habe. Da ich weiss, dass Sie ebenso viel Theilnahme wie ich für Hildebrand besitzen, so theile ich Ihnen gleich mein Vergnügen mit; es ist mir das ein Bedürfniss und ich wüsste Niemanden, wenn nicht Sie, der beurtheilen könnte, was es

<sup>1</sup> Es ist der in dem Brief vom 8. Dezember 1870 erwähnte kleine Trinker, im Besitz der Frau Mary Balling (Nachlass Fiedlers). Damals in Gips. Hildebrand nahm ihn nach Italien mit, wo er gegossen wurde.

sagen will, wenn ich mich wirklich befriedigt fühle. Der Figur entsprechend ist auch eine Skizze zum Brunnen<sup>1</sup>. Der kleine Kerl weiss was Kunst ist und statt viel darüber zu schwätzen, geht er mit einer Unverfälschtheit auf die Sache los, die sich sämtliche Herren Professoren zum Muster nehmen könnten.

So viel steht fest, dass ihm seine Krankheit sehr gut bekommen ist.

Was mich anbelangt, so bin ich mal wieder aus der Stimmung gerissen worden und zwar durch die Ankunft meines Bruders, der hierher zum Neben-Etat des Generalstabes versetzt worden ist. — . . .

<sup>1</sup> Vgl. die Fussnote 2 zu dem Brief vom 17. Oktober 1871.

39.

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 16. Januar 1872.

. . . . Gestern überraschte mich Hähnel<sup>1</sup>; trotzdem ich ihn nicht weiter als bis unter die Epidermis gelangen liess, bin ich, so unbefriedigt er auch gewesen sein mag, von seinem Besuche sehr befriedigt. Es kamen Dinge zur Sprache, wo ich fühlte, dass er mir doch deren Verständnis nicht zutraute und die ich ihm nicht zugetraut hätte. Wenn dieser Mann die wahre Ehrlichkeit und wohl noch mehr die richtige Härte besessen hätte, so müssten seine Leistungen um vieles vortrefflicher sein. Jedenfalls kann man viel von ihm lernen, nur muss man ihm an Selbständigkeit auch nicht um Haaresbreite nachstehen. Letzteres, meint S., ist der dunkle Punkt bei Hildebrand. Dieser Mangel ist um so gefährlicher, als er leicht und schnell auffasst. Er erkennt bei den Dingen, mögen

<sup>1</sup> Der Bildhauer.

sie gesagt oder gemacht sein, schnell den Punkt, auf den es ankommt, er ist gleich bis hinten hin. Nun hat aber jedes Ding einen Anfang, und es ist schwer und unpraktisch, denselben im Ende auffinden zu wollen. An diesem Dilemma leiden wir alle mehr oder weniger, und dadurch entstehen dann auch Productionen, die ich hypermodern nennen möchte. Für Hildebrand halte ich es für einen grossen Vortheil, wenn er aus meiner Nähe entfernt ist; es ist bei ihm rein Gewohnheitssache geworden und wohl auch Zuneigung, auf mich zu horchen. Das fördert ihn auf die Dauer nicht, und mir schadet es selbst. Denn ich werde dadurch so sehr zur Selbstcontrolle dessen, was ich sage, gezwungen, dass ich nach und nach zum Pädagogen würde und der Production ein Valet zurufen könnte. Darum spiele ich seit einiger Zeit den Theilnahmlösen, überlasse ihn sich selber. Wenn er mal in dubio ist, mag er sich mit Handwerksgenossen berathen. Die müssen denn doch früher oder später heran. Jedenfalls wird es für ihn gut sein, wenn er nun eine Zeitlang ohne intime Freunde lebt. Nun genug von diesem Kapitel. — . . .

40.

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 6. März 1872.

*Mein lieber Fiedler!*

Die Art und Weise wie Sie Hildebrand für seinen Aufenthalt in Florenz ausgestattet haben, ist ein neuer Beleg für Ihre seltene, wahrscheinlich einzig dastehende Grossherzigkeit. Die guten Eigenschaften Hildebrands, sein Talent und seine Charakteranlagen lassen fast mit Bestimmtheit erwarten, dass Ihr Thun auch bald auf erspriessliche und segensreiche Weise wirken wird.

Es ist freilich unsere Pflicht, Alles daran zu setzen, dass Sie endlich keinen Grund haben, das Gethane zu bereuen. Mein innigster Wunsch ist es, dass Sie sich einst Ihrer Schützlinge vor der Welt nicht zu schämen brauchen.

Seien Sie vor der Hand wenigstens überzeugt, dass ich das Glück, Sie zu kennen, in seinem ganzen Umfange zu schätzen weiss, so wenig ich für meine Person mich desselben auch werth machen konnte. — . . .

41.

*An Konrad Fiedler.*

(Dresden, Mai oder Juni 1872.)

. . . . Ich mache es umgekehrt wie Sie, indem ich mit dem Erfreulichen d. h. Hildebrand schliesse. Jetzt eben habe ich die Büste vom alten Heyse erhalten, die in der That ganz vorzüglich ist<sup>1</sup>, die Hähnel's sieht dagegen wie das erbärmlichste Stümperstück aus. Sie ist wirklich mit der grössten Besonnenheit und Männlichkeit gemacht. Er hat mir für den Fall, dass Ihnen ein Exemplar nicht unangenehm sei, zwei derselben geschickt. Morgen werde ich Ihnen dieselbe zusenden. Ihnen kann ich nichts Besseres wünschen, als dass Sie mit allen Unternehmungen solchen Erfolg haben wie mit Hildebrand. — . . .

<sup>1</sup> Gipsabguss der Büste, die Marées später in Marmor erhielt. Vgl. den Brief an Hildebrand vom 10. Mai 1873.

42.

*An Adolf Hildebrand.*

Dresden, Juni 1872.

*Lieber Hildebrandus!*

Dein letzter Brief hat mich recht erfreut, indem ich daraus ersehe, dass Du bei der Stange bleibst: lasse Dich nur nicht irre machen.



Wenn Du auch nichts Neues sagst, so kann ich es doch nur beherzigen, dass Du in dieser Weise vorgehst. Man mag die Wahrheit tausend Mal hören, es nützt zu Nichts, wenn man sie nicht auf seinem eigenen Wege mit eigenen Mitteln sucht. Das Bestgesagte und Bestgemachte bleibt nur Wort und Schatten, wenn einer nicht selbst zu erkennen strebt. Freilich geht daraus auch die eben nicht sehr tröstliche Wahrheit hervor, dass das endliche Resultat eines Strebenden auch nur Beziehungen hat zu einem abermals Strebenden. Andere werden nur die dunkle Ahnung von einer noch so klar dastehenden Sache haben. Wäre es anders, auf welchem Standpunkt müsste das Menschengeschlecht stehen? Solche Betrachtungen erleichtern mir übrigens immer mehr den Verkehr mit anderen Menschen. — . . .

43.

*An Adolf Hildebrand.*

Dresden, den 25. Aug. 1872.

*Lieber Hildebrand!*

Diese Nacht ist Fiedler von hier abgesegelt, um demnächst mit Dir zusammenzutreffen. In der vorigen Woche war ich noch einige Tage in Crostewitz.

Bei längerer Betrachtung wäre mir doch noch Manches bei der Büste<sup>1</sup> aufgefallen; vor allen Dingen erkennt man noch das Material des Thons zu sehr darin, wodurch das Ganze einen wolligen Charakter bekommt. Ich nehme an, dass bei der Ausführung in Marmor Du das selber besser sehen wirst, als ich. Auch glaube ich, dass man in dem Bestreben, eine Sache lebendig zu machen nicht zu weit gehen darf, damit nicht gewisse Zufälligkeiten von Wichtigkeit und Bedeutung werden. So angenehm an und für sich eine leichte Behandlung ist, so ist sie doch

<sup>1</sup> Büste des alten Th. Heyse. Siehe den Brief Nr. 41 an Fiedler.

bei der Plastik von sehr geringer Bedeutung, da dieselbe es ja unter keinen Umständen auf Täuschung absehen soll, wie es bei der Malerei hie und da der Fall ist. An dem geöffneten Mund scheint mir noch irgend etwas zu fehlen; jedenfalls ist er noch zu sehr auf Beleuchtung berechnet; im Uebrigen macht mir die Büste fortwährend Freude.

Jetzt, bei der Abreise Fiedlers habe ich doch etwas von Sehnsucht nach dem Jenseits der Alpen empfunden. — . . .

## 44.

*An Adolf Hildebrand.*

Dresden, 6. Nov. 1872.

*Lieber Hildebrand!*

Gestern habe ich zu meiner grössten Freude Deinen Brief erhalten. Schon längst hätte ich Dir geschrieben, wäre ich nicht durch längeres und nicht unbedeutendes Unwohlsein davon wie von allem anderen Guten und Nützlichen abgehalten worden. . . . . Wie gross meine Sehnsucht nach Italien war, kann ich Dir gar nicht ausdrücken; doch sehe ich auch ein, dass das immer etwas Krankhaftes ist. In uns selbst liegt Italien, und ehe sich das nach aussen hin gestaltet, ist auch an innere Behaglichkeit nicht zu denken. Wenn doch der Wolkenschleier, der sich immer wieder um Hirn und Augen lagert, einmal definitiv und für immer zerreißen wollte. Heute hat man einmal den klaren Blick des Verständnisses, doch es fehlt die Eingebung, das andere Mal ist es umgekehrt. Kurz, ein wahrer Künstler bleibt selbst vor allen Dingen Naturprodukt; das ist der Grund, warum dergleichen so selten sind. Uebrigens bin ich sehr begierig auf den Guss Deiner Figur. Hätte ich gehnt, dass Du Dich 14 Tage in Venedig aufhieltest, so wäre ich trotz Unwohlsein dahin gesegelt.

Zu Deiner Absicht etwas ohne Modell in Stein zu versuchen, kann ich Dich nur ermuntern. Die letzte höchste Aufgabe des Bildhauers, bleibt es ja doch immer dem *Steine* Leben zu verleihen; alles Andere, Form, Gruppierung, Verhältnisse u. s. w. sind ja nur die Mittel zu diesem Endzweck, und da sollte man allerdings denken, dass nur Der, der mit dem feindseligen Material gerungen hat, diesen Triumph erreichen könnte. Ich glaube, dass das Problem der Beherrschung des Materials noch heute ebenso sehr Aufgabe der bildenden Kunst ist, wie zu anderen Zeiten. Wie selten sind die Kunstwerke, bei denen man die Art und Weise vollständig vergisst, selbst unter den ersten Leistungen.

45.

*An Konrad Fiedler.*

Vermutlich Dresden, gegen Nov. 1872.)

. . . . . Ihre in Ihrem vorigen Briefe ausgesprochene Furcht, als ob ich wohl unter Koppels Naturell zu leiden hätte, ist glücklicher Weise unbegründet. Wenn es mir an innerer Ruhe fehlt, so liegt Das auch nur an mir, oder daran, dass ich ich bin. Das einzige Mittel das zu leisten, was ich leisten muss, liegt im Selbstvergessen, wozu allerdings alle Philosophie nicht hinreicht. Alles Wissen, Können und Streben führt doch ohne Glauben und Hingebung zu keinem wahren Resultat; im Gegentheil sind sie häufig Zerstörer der Inspiration. So lange das Wissen nicht ganz in einem aufgegangen ist, ist es hinderlich; so geht es mir; ich wollte es wäre anders. Doch hilft das Alles nicht, man darf nicht verzagen. — .

46.

*An Adolf Hildebrand.*

Dresden, 30. Dez. 1872.

. . . . . Ich war zwei Tage in Leipzig, die mich wieder einmal recht aufgerichtet haben. Fiedler ist ganz ausnehmend von

seiner Reise befriedigt und hat mir so viel von Dir und Deinen Arbeiten mitgetheilt, dass ich denselben mit der grössten Spannung entgegen sehe. Dabei sprach er von einem Reiseprojekt für das nächste Frühjahr, das Dir nicht unbekannt sein wird. Du kannst Dir denken, wie sehr mich die Ausführung desselben erfreuen würde. Wie sehr ich mich nach einem Zusammensein mit Dir sehne, brauche ich nicht weiter zu versichern. In meinem Alter schliesst man nicht mehr solche Bekanntschaften, in denen man sein Inneres erschliesst. Wir Beide können übrigens das Schicksal nicht genug preisen, das uns einen solchen Freund wie Fiedler zugeführt hat, denn man dürfte wahrscheinlich in der ganzen Welt nach einem Zweiten der Art vergebens suchen. Das Einzige, was mich denn doch manchmal bekümmert, ist, dass ich ein solches Glück nicht so recht zu verdienen und zu benutzen weiss.

Mit dem hiesigen Dasein bin ich im Ganzen zufrieden, ich gehe fast nur mit Koppels um. Morgen werden wir zur Feier des Sylvester-Abends ein Stück von Hans Sachs aufführen, in dem auch zwei reizende Wienerinnen mitwirken werden<sup>1</sup>. Fiedler wird in einigen Tagen auch hierher kommen. — . . .

<sup>1</sup> Frä. Melanie Tauber und ihre Schwester.

## 47.

*An Charles Grané.*

Dresden, den 29. März 1873.

*Mein lieber Freund!*

Meinen schönsten Dank für Ihren letzten Brief, sowie für die freundlichen Zeilen von Herrn Dr. Dohrn. Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich mich heute nur kurz fasse. Ein wunderschöner Frühling und der Entschluss, in spätestens sechs Wochen nach Italien abzumarschiren, sitzen mir in allen Glie-

dern und ich muss mich ordentlich zusammenehmen, um nur mit Ruhe an der Vollendung einiger Bilder zu arbeiten. Ich kann Ihnen gar nicht ausdrücken, wie sehr ich mich freute, wieder einige Zeit im heimathlichen Italien zu leben und unter Menschen, mit denen man rückhaltlos sprechen kann, eine Wohlthat, die ich hier entbehre; denn Fiedler sehe ich nur selten. Letzterer wird Herrn Dr. Dohrn geschrieben haben, wie ich über die Freskenangelegenheit denke, und ich habe die Absicht in einigen Tagen an ihn selbst zu schreiben, obwohl sich ja erst an Ort und Stelle Näheres besprechen lässt.

Hildebrand hat mir schon geschrieben, dass er auch von der Partie sein wird.

Für heute denn addio

Ihr treuergebener

Hans v. Marées.

48.

*An Adolf Hildebrand.*

Wien, den 10. Mai 1873.

*Lieber Hildebrand!*

Heute Morgen bin ich hier angekommen, ausgegangen und wie im Traum ohne irgend etwas anderes zu sehen, auf Deine Sachen gestossen. Etwas Besseres in der modernen Plastik ist mir bis jetzt nicht unter die Augen gekommen, und wenn ich denke, dass ich eines dieser Werke mein eigen nennen soll<sup>1</sup>, ganz unverdienter Massen, so steht mir in der That kein Ausdruck zu Gebot, das, was ich dabei empfinde, auszudrücken. Es ist vielleicht gut, dass ich die Sachen ohne Dich gesehen habe, der Eindruck war um so unmittelbarer. Ich kann wohl sagen,

<sup>1</sup> Es handelt sich um die Büste des Philologen Theodor Heyse. Vergleiche den Brief aus Dresden an Fiedler (Mai oder Juni 1872). Hildebrand schenkte Marées diese Büste in Marmor. Sie kam später wieder in den Besitz Hildebrands, figurierte 1906 auf der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung und ging dann in den Besitz der Berliner Nationalgalerie über (K 169)

dass dieser Morgen zu den schönsten meines Lebens gehört: ich habe nichts anderes mehr sehen können und mögen. Doch alles andere mündlich. \*Aus mehreren Gründen muss ich hier nun doch noch einige Tage verweilen. Hoffentlich wirst Du mir nicht auch von Graz durchbrennen. Ich erwarte noch eine Antwort von Dir, auf die ich unverzüglich die Stunde meiner Ankunft telegraphiren werde.

Mit besten Grüßen an Deinen Herrn Bruder Dein treuer  
Hans v. Marées.

49.

*An Konrad Fiedler.*

Wien, den 11. Mai 1873.

*Lieber Fiedler!*

Nur zwei Worte. Kaum hier angekommen, bummle ich aus in der Absicht, in bekannter Weise die Dinge an mich herankommen zu lassen, stolpere geradezu, ohne den Weg zu überlegen, in's Museum, und kaum zur Thüre hereingetreten, sehe ich Hildebrands Sachen. Etwas Besseres werde ich hier nicht zu sehen bekommen. Sie auch nicht. Wenn ich ein reizendes Frauenzimmer wäre, würde ich glauben H. hätte mir ganz allein eine wohlberechnete höchste Ueberraschung bereitet. Ich habe mich noch nie in meinem Leben so gefreut, auch noch nie so sehr den Zauber der Kunst empfunden. Das mag jetzt alles sehr exaltirt klingen, aber die Folgezeit wird es rechtfertigen. Sie können ruhig ein Haus um den Jungen bauen.

Ich habe nichts anderes, d. h. von Menschenhänden Gemachtes ansehen mögen und können. Heute gehe ich zur Ausstellung von Makart, zwar in dämlicher<sup>1</sup>, aber doch nicht übler Gesellschaft. — ...

Hotel Matschaker Hof.

<sup>1</sup> Fräulein Melanie Tauber.

50.

*An Frau Tauber<sup>1</sup>.*

Neapel, den 26. Mai (1873).

Verehrteste gnädige Frau! Aus den blauen Wogen, auf denen ich mich jetzt täglich schaukeln kann, steigen immer lebhafter die Erinnerungen an die verlebten schönen Tage in Wien empor. Damit mir dieselben nicht auch zu gleicher Zeit Gewissensbisse erzeugen sollen, so erlaube ich mir, Ihnen noch einmal meinen lebhaftesten, herzlichsten Dank auszusprechen für alle Liebenswürdigkeiten, die dem Eindringling von Ihnen und den bösen Sirenen<sup>1</sup> zuteil geworden sind. Anders kann ich leider die letzteren nicht nennen, denn während Odysseus nur die Knochen der Verlockten am Strande erblickte, so sind diese werthlosen Gegenstände das Einzige, was ich so halbwegs gerettet habe. Als das Palladium für das übrige ist der Hut in Wien geblieben, der wohl noch so schwarz wie früher sein wird.

Uebrigens ist es besagten Knochen in der Gesellschaft eines liebenswürdigen gescheiten Freundes bisher nach Umständen gut ergangen. Der Himmel verhüllte während der ganzen Reise gnädig das Antlitz der Sonne. Vergeblich suchte ich in Venedig Ihren Herrn Sohn zu entdecken, in Florenz verlebte ich mit alten und neuen Freunden zwei angenehme Tage, in Rom nur einige Stunden als Herr von Münchhausen, und bin seit drei Tagen hier mit den Vorbereitungen zu einer *vita pittoresca* beschäftigt. Meine demnächstige Werkstätte wird fast vom Meer gespült, wodurch die Einwirkungen der nun hereinbrechenden Sommerhitze bedeutend abgeschwächt werden.

Verzeihen Sie, meine gnädige Frau, dass ich soviel von mir geschrieben habe, es ist nur aus dem Beweggrunde geschehen, so doch einmal etwas von Ihnen vernehmen zu können.

<sup>1</sup> Mutter des Fräulein Melanie Tauber in Wien.

<sup>2</sup> Die drei Töchter.

Ich hoffe, dass Frau H.<sup>1</sup> nun gänzlich hergestellt sein wird, und dass sich Ihre ganze Familie eines wünschenswerthen Wohlbehagens erfreut. Ihrem Herrn Gemahl bitte ich mitzutheilen, dass ich mich bereits umgesehen habe, doch bei dem einzigen vorgefundenen<sup>2</sup> wegen ganz übertriebener Forderungen von den Unterhandlungen abstand. Da ich einmal im Bitten bin, so bitte ich Sie, auch noch Ihr jüngstes Fräulein Tochter auf ein künstlerisch-pädagogisches Sendschreiben vorzubereiten von einem al fresco-pittore, der sich zum Schluss dem geneigten Andenken von Ihnen und Ihrer ganzen Familie empfiehlt und in dankbarster Ergebenheit nennt

Hans von Marées  
Napoli Hôtel Grande Bretagne.

<sup>1</sup> Die zweite Tochter.

<sup>2</sup> Es handelt sich um irgendein altes Bild.

51.

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 6. Juni 1873.

Ihr Brief war das erste Lebenszeichen, welches mir seit meiner Abreise von Deutschland direkt zu Theil geworden ist, darum um so erfreulicher.

Wir haben unsere Aufgabe, die Station zu dekoriren, auf den kleineren Saal, der an die Loggia der Seefaçade stösst, beschränkt. Dieser Saal ist der Ruhe gewidmet und so der einzige Raum, der eine Betheiligung der schönen Künste gestattet. Morgen werden wir soweit sein, dass wir in demselben unsere Werkstätte aufschlagen können und zunächst mit direkten Plänen und Entwürfen beginnen. Hildebrand wird natürlich den bildhauerischen Theil ganz übernehmen, doch muss er auch mit malen. Wenn wir zur Ungestörtheit und dann zur Klarheit gelangt sein werden, wird die Arbeit gewiss höchst amüsant



und für die Zukunft von unberechenbaren Folgen sein, übrigens höchst wahrscheinlich auch den Sommer nächsten Jahres in Anspruch nehmen.

Wir haben, H. und ich, eine kleine Wohnung ganz in der Nähe der Station genommen in einer der engen Strassen, die von der Chiaja nach dem Corso Vittore Emanuele führen, und H. ist im Augenblick damit beschäftigt, sich vermittelst der Zeichensprache mit einem schönen Vis-à-vis über eine innige Zusammenkunft zu besprechen. Diese Angelegenheit scheint indessen noch ihren Haken zu haben.

Eigentlich wäre es denn doch sehr schön und vielleicht nicht unvernünftig, wenn Sie ganz ruhig packten und hierherkämen. Sie würden doch gewiss ungestörter Ihre Zeit ausnützen können, als diess in Leipzig der Fall ist, ganz abgesehen von dem grossen Gewinn, den unsere Kolonie aus Ihrer Anwesenheit ziehen würde. Wohnungen, in denen man die Unannehmlichkeiten des Sommers wenig empfindet, sind schon aufzutreiben. Als Egoist möchte ich alles aufbieten, um als Sirenerich auf Sie wirken zu können. — . . .

52.

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 29. Juni 1873.

. . . . . Heute werden wir wohl mit den Skizzen fertig werden. Kommt nichts dazwischen, so kann die Aufgabe in einer unserer würdigen Weise gelöst werden. Ich für meine Person fühle mich seit langen Jahren zum ersten Mal in meinem Element. Auch für Hildebrand wird die Sache von grösstem Nutzen sein. Jedenfalls bereue ich nicht, mir eine Gelegenheit verschafft zu haben, zu zeigen, was ich leisten kann; denn, wenn mich etwas in meinem Leben fortwährend beunruhigt

hat, so war es das Gefühl, meine eigenen Fähigkeiten so wenig verwerthet zu haben. Vorgestern waren wir in Sorrent, wo wir uns vortrefflich amüsirt haben. — . . .

53.

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, 3. Juli 1873.

. . . Im Uebrigen bin ich voller Zuversicht und Klarheit; in einigen Monaten werde ich sagen können, dass mein Leben kein verpufftes ist. Ich gestehe Ihnen, dass meine Verpflichtungen gegen Sie mich von Tag zu Tag weniger beunruhigen; denn so wie ich Sie kenne, liegt Ihnen doch mehr an der Sache selbst und glaube ich, erfreut es Sie mehr, wenn etwas geschaffen wird, was Allgemeingut ist, als der blosse Besitzer eines Raritätencabinets zu sein. Ich denke mir, Sie müssen eine wahrhaft innere Befriedigung besitzen, der Veranlasser einer so schönen Entwicklung, wie die Hildebrands zu sein. Wenn ich mir auch nicht schmeichle, Ihnen so viel Freude bereiten zu können, so bin ich doch durch Sie in den Stand gesetzt, eine Reihe von Erfahrungen und wohl mehr noch Gesinnungen zu wirksamen Thatsachen zu machen, und das ist doch auch etwas.

Im Ganzen kann ich nicht leugnen, dass Italien auf mich verjüngend und belebend wirkt und namentlich das Nichtsehen kleinlicher, erbärmlicher und eitler Bestrebungen einen doch veredelt und bessert. Ich bin froh, dass ich das Glück, dessen ich theilhaftig bin, wohl zu schätzen weiss. Sie sollten doch jedenfalls im Herbst hierherkommen. Hildebrand hat Ihnen wohl mitgetheilt, dass unser gemeinschaftliches Werk vorwärts schreitet. Es wird nicht ohne Neuheit, vor Allem nicht ohne Takt sein. H. lernt bei dieser Gelegenheit auch malen. — . . .

54.

*An Frau Irene Koppel.*

Neapel, den 3. Juli 1873.

*Allerverehrteste Freundin!*

. . . . Ich wohne mit Hildebrand zusammen dicht bei der Villa; wir haben einen grossen Saal auszumalen und zwar in grossen Bildern, die in zusammengehender Weise den Reiz des Meer- und Strandlebens ausdrücken sollen; die Skizzen sind beendet und nicht übel. Von unserm Arbeitsraum sehen wir stets in den reizenden Golf hinaus, von unsrer Wohnung in die Behausung reizender kleiner Mädchen hinein, so dass wir es trotz der Hitze noch erträglich finden. Abends fahren wir gewöhnlich auf's Meer hinaus, meine Lieblingsfahrt ist nach dem Schloss<sup>1</sup> am Meer. Nicht weit davon ist die Ruine der sogenannten Regina Giovanna, das ist unsere Kneipe; wie reizend wäre es, wenn dort einmal alle Freunde zusammensässen. Lockt Sie der dunkle Himmel nicht, im feuchtverklärten Blau? Ich faulenze heute, und so wirbelt mir aller mögliche Blödsinn im Kopfe herum. Bitte, geben Sie mir Gelegenheit, mich einmal vernünftig und zusammenhängend auszuquetschen; und bitt gar schön, recht bald.

Allen die herzlichsten Grüsse vom Sogenannten.

Napoli, via Giovanni Bausan 59.

<sup>1</sup> Palazzo di Donna Anna am Posillipo, das Lokal der Pergola-Freske.

55.

*An Frau Tauber.*

Neapel, den 5. Juli 1873.

Verehrteste, gnädige Frau, Ihr lebenswürdiger Brief hat mir die unbeschreiblichste Freude bereitet. Wie herzlich ich den

Anlass der Verzögerung einer solchen Freude bedauere, brauche ich gewiss nicht zu versichern. Hoffentlich wird sich Ihre Frau Tochter nach so langem Leiden einer desto dauernderen Gesundheit erfreuen. Uebrigens will ich es Ihnen nur gestehen, ich war im Stillen recht trostlos, so gar kein Lebenszeichen von Ihnen und den Ihrigen zu haben. Um so mehr fühle ich mich jetzt entschädigt. Vielleicht hat sich keine Gelegenheit gegeben, Ihnen den Hauptzug meines Charakters zu offenbaren, das ist der Egoismus. Und er mag sich denn auch daran zeigen, dass, wo ich einmal Sympathie gefasst habe, ich auch zäher und fester halte als ein Polyp seine Beute. Bisher hat mich darin mein Instinkt noch nie getäuscht und so vertraue ich ihm auch blindlings.

Ob Sie mich übrigens so sehr beneiden würden, wenn Sie den hiesigen Sommer kennten, dürfte bezweifelt werden. Auf die schönen, bedeckten Regentage muss man schon Verzicht leisten. Besser steht es schon mit einigen Menschen, und noch besser, das kann ich nicht leugnen, mit der Kunst.

Und ich kann ja gewiss sein, Sie werden keinen Gebrauch davon machen, so will ich Ihnen anvertrauen, dass ich anfangs zu merken, dass die Mutter Natur es recht gut mit mir gemeint hat, und tritt kein feindlicher Dämon mir in den Weg, so werde ich bald meiner Person und noch mehr meiner Kunst Ehre machen.

Ich bin nun fest überzeugt, dass ich den Lohn, um den ich Jahre lang durch angestregtes Studium und heimliche Selbstverleugnung gerungen habe, erhalten werde. Er besteht darin, dass ich das Beste, Feinste, was ich empfinde, ausdrücken kann und vielleicht für viele verständlich.

Ich arbeite mit Hildebrand zusammen. Wir sind uns gegenseitig nur Ergänzungen, eigentlich nur eine Person: das kommt daher, weil wir uns beide ganz einer Sache gewidmet haben. Mit meinen hiesigen Entwürfen ist es mir eigen gegangen. Zuerst wollte ich nur einige Figuren malen und durch H.

einige Stuck- und Bildhauerarbeiten anbringen lassen. Nach und nach hat sich das alles ganz verändert: ich habe nun beschlossen, einen Saal von oben bis unten auszumalen und auch alle Vorarbeiten dazu vollendet. Wir brauchen nur noch das Fussgestell auszuführen. Das wird allerdings einige Zeit in Anspruch nehmen, denn die Bilder, die alle im Zusammenhang stehen, bedecken grosse Wandflächen: die Länge einer der auszufüllenden Wände beträgt fast vierzig Fuss. Werden wir bis zum Oktober nicht fertig, so müssen wir auch noch den nächsten Sommer hierherkommen. Und werden wir auch in der Ausführung vom Gelingen begünstigt, so hilft dann nichts mehr, Sie müssen mit Ihrer ganzen Familie hierherpilgern und sich überzeugen, was Ihr neuer Freund in dieser alten Welt macht. Sie müssen dann aber ebenso mild mich beurtheilen, wie ich selber es thue. Und nun, gnädige Frau, messen Sie mir den versprochenen Lohn nicht zu karg zu, sondern bedenken Sie vielmehr, dass die Theilnahme und Sympathie schöner, kluger, edler und liebenswürdiger Frauen für Jeden, der etwas Schönes leisten möchte, der wirksamste Sporn ist. Ich bitte Sie, das auch Ihren Töchtern an's Herz zu legen. Ich kann ja nicht als Fremder hier betrachtet werden, sondern nur als etwas Allgemeines, das nur dadurch, dass es ausserhalb der Convention steht, existirt . . . .

Meine kleine Schülerin<sup>1</sup> bitte ich durch Sie, nun bald Rechenschaft von ihrem Thun und Treiben in der Kunst, bei Androhung schwerer, unausbleiblicher Strafen, zu geben . . . . Gestatten Sie mir nun zum Schluss, auf Distance die Hand zu küssen, sowie auch den drei Sirenen.

Hans von Marées,  
wohnt jetzt Napoli Via Giovanni Bausan 59.

<sup>1</sup> Die jüngste Tochter, Fräulein Melanie. Marées hatte ihr schon in Dresden flüchtige Anleitung zum Malen gegeben und dann eins ihrer Bilder in Wien auf seiner Durchreise nach Italien übermalt K 182.

*An Fräulein Melanie Tauber.*

Neapel, den 18. Juli 1873.

*Carissima Signorina Carina!*

Come sarebbe possibile che io avessi dimenticato la Carina? Che domanda? I diavoli tengano sempre una buonissima memoria e specialmente quando s'incontrano con angeli: anche che siano angeli di giorno a giorno. Und Sie wollen mich auch noch auszanken? Konnten Sie nicht, Gott weiss wohin geflogen sein? Aber im vollsten Ernst, zanken Sie mich nur recht aus, und so oft wie möglich, das ist mir recht gesund. Sie müssten eigentlich wissen, dass ich Versprechen selten halte, mich aber hie und da bemühe, mehr zu leisten, als ich verspreche. Bei einer gewissen Fähigkeit, mich in die Lage anderer hinein-zudenken, ist es ein Zug meines guten Herzens, dass ich Ihnen bisher nicht wissentlich Langeweile bereitet habe. Doch kein Mensch entgeht seinem Schicksale und selbst Sie nicht. So hören Sie denn! Die erste Bedingung, in einer Kunst etwas Gutes zu leisten, ist der Takt. Hier stehe ich nun schon da wie Faust, denn um zu erklären und deutlich zu machen, was ich damit meine, müsste ich schriftlich viele, viele Seiten ausfüllen, wobei denn allerdings auch sich herausstellen würde, dass eben dieser Takt die erste und auch die letzte Bedingung zu allem künstlerischen Treiben in sich schliesst. Ist man sich nahe, so bieten sich tausend Gelegenheiten dar, die einem den Ausdruck der eigenen Gesinnung und Meinung erleichtern; und auch, wenn man lange zusammengelebt hat, kann einer dem andern mit wenig Worten viel sagen. Doch so auf distance zu wirken, befällt mich doch bei meiner mangelhaften Ausdrucksweise eine gewisse Furcht, missverstanden zu werden. Und zumal bei einer Kunst, die Dinge sagen soll, für die keine Worte gemacht sind. Bei der grössten Achtung für Ihre Auffassungskraft.

Indessen erscheint es mir ganz richtig, dass Sie jetzt ein Stillleben malen. Ich mache Sie, *piccola pittrice* (verzeihen Sie diese Interjektion), darauf aufmerksam, dass Sie dabei niemals einen Gegenstand für sich betrachten, sondern stets beobachten, wie sich derselbe zu seiner Umgebung verhält, sei es nun in seiner Begrenzung, d. h. Form, sowie auch in der Farbe. Wenn Sie sich das zur Gewohnheit machen, so werden Sie bald dahinter kommen, dass man rund malen kann ohne zu modellieren. Unser Auge nimmt zunächst in der Natur nur verschiedenartig begrenzte und gefärbte Flecken wahr, und nur unsere Erfahrung und Wissen lassen uns auch die ganzen Gegenstände erkennen. Schon die blosse naive Nachahmung dieser Flecken bringt stets eine gewisse Täuschung hervor. Davon würde ich an Ihrer Stelle ausgehen, weil Sie auf diese Weise zuerst dazu kommen, die Mittel, mit denen man nachahmt<sup>4</sup> zu beherrschen. Ganz falsch ist es, sich die Manier, die Handgriffe eines anderen anzugewöhnen: weil man sich damit einen Block zwischen die Augen und die Natur, die beste Meisterin setzt. Es versteht sich ganz von selbst, dass auf diese Weise kein erschöpfendes Bild gemalt wird; doch wollen wir heute bei diesem Punkt stehen bleiben, weil sich dann nach und nach aus diesem rohen Block etwas Feines herausmeisseln lässt. Es kommt auch darauf an, ob Sie an das, was ich sage, glauben können; das ist eine *conditio sine qua non*. Also denn nach dem ital. Sprichwort, *chi va piano, arriva sano*, wer langsam geht, erreicht sein Ziel gesund. Wenn Sie sich auch mit Blumen befassen möchten, so würden Sie um so mehr himmlische Kränze durch's irdische Leben flechten und weben.

Doch, ich bin des trocknen Tons nun endlich satt, möchte einmal wieder den Teufel spielen. Nein, haben Sie keine Angst, die Hitze, wenn auch Teufelselement, macht mich dazu unfähig. Ich fühle mich ganz Maresele. Freuen Sie sich, dass Sie Gebirgsluft atmen können.

Um der Hitze eine Nacht zu entgehen, kam ich neulich auf den Einfall, um Mitternacht auf einem kleinen Kahn nach Sorrent zu fahren, doch da machte ich die Erfahrung, dass zur Nacht es zur See noch heisser ist, als auf dem Lande. Aber es war doch eine der reizendsten Nächte, die ich erlebt habe. Die See spiegelglatt, der hellste Vollmond, dazu noch später Frau Venus, die strahlend die rauchige Werkstätte ihres Herrn Gemahls verliess und sich im Meer spiegelte. Nur hie und da strich geisterhaft ein Fischerkahn bei uns vorüber; bis sich endlich ein frischer Wind erhob, der das Meer gleich schwarz erscheinen liess, auf dem wir dann mit aufgezogenen Segeln uns schnell unserem Ziel näherten und mit der aufgehenden Sonne erreichten. Sorrent mit seinen Gärten ist schon ein kleines Paradies; wenn ich Zeit hätte, führe ich jede Woche hin. Es sind keine Sirenen dort, aber ein Gasthof nennt sich zu den Sirenen, und solche könnten wohl da einmal ihr Quartier aufschlagen. Sie sehen, oder vielmehr fühlen Sie nun, ich bin fürchterlich in meiner Schreibwuth; und doch ermahne ich zur Geduld, ich bin immer noch nicht fertig. Bitte, wann ist die silberne Hochzeit? Ich habe zwar mit Hildebrand gesprochen, doch da er, wie es mir scheint, zu kleinen Arbeiten nicht aufgelegt ist, so kann ich nicht in ihn dringen; ausserdem sind wir beide für die nächsten Monate schier erdrückt von arbeiten. Morgen beginnt die Malerei an den Mauern. Es wäre recht liebenswürdig von der silbernen Hochzeit, wenn sie nicht gar zu bald herannahte.

Etwas hatte ich fast vergessen. Der Schluss, der leider ein wenig verfrühte, Ihres Briefes hat mich bewogen, Sie in den Teufelorden aufzunehmen, und zwar verdienen Sie einen ver-teufelt hohen Rang in demselben. Also carina diavoletta oder diavoletta carina, als solche werden Sie zur Zeit der festlichen Aufnahme Ihr Diplom empfangen. Jetzt in diesem Moment hatte ich einen leidlichen Einfall, den ersten, aber eine dumme Drehorgel hat ihn aus meinem Kopf gelei-ert.



Bitte grüssen Sie la graciosa viel tausend mal von mir, und sagen Sie ihr, dass ich noch vielmals danke, dass ich unter Ihrer *Hut* so ohne Fährde hierher gelangt bin. Und nun, carina, seien Sie hübsch fleissig und machen Sie schnelle Fortschritte und vor allen Dingen machen Sie mich immer recht schnell mit Ihrem Thun bekannt; ich will dann versuchen, die verabscheute Tugend, Dankbarkeit, zu üben.

Bitte, vergessen Sie nicht, mich Ihrer ganzen Familie auf's Beste zu empfehlen

der arme, jetzt auch ein wenig gebratene Teufel

Marsele gen.

Der wohl an Früchten reiche vulkanische Boden lässt jetzt nur wenig Blumen hervorkommen.

Darum verzeihen Sie die kleine beiliegende.

57.

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 20. Juli 1873.

*Mein lieber Fiedler!*

Schönen Dank für Ihren Brief. Ich kann nur alles unterschreiben, was Sie über Dohrns Angelegenheiten sagen. Aber ganz kommen Sie doch nicht herum, wenigstens mittelbar in dieses Unternehmen einzugreifen und quasi auf die ästhetische Seite einzuwirken. Ich hatte zwar mit Dohrn ausgemacht, dass sein Bauunternehmer auch unsere Arbeiter u. s. w. besorgen und besolden sollte. Dies hat sich nun jetzt als nicht wohl thunlich herausgestellt, aus vielerlei Gründen, von denen Sie sich den Hauptgrund denken können. Ich habe nun Maler, Stuckarbeiter u. s. w. auf meine eigene Faust engagiert und bezahle dieselben aus meiner Tasche. Der arme Dohrn ist in

Folge von Uebearbeitung jetzt wirklich recht leidend, und ich will ihm keine momentanen Sorgen verursachen. Darum nehme ich abermals Ihr edles Anerbieten an und bitte Sie, wenn es Ihnen nicht unbequem ist, uns, d. h. Hildebrand und mir, eine Summe von beiläufig 2000 Franken vorzustrecken. Damit könnten wir beide wieder einige Monate hausen und sogar im nöthigen Falle auch noch für die Beschleunigung anderer kleiner Arbeiten im Aquarium sorgen. Da ich über die Ausgaben für Dohrn genaues Buch führe, käme natürlich ein guter Theil obenerwähnter Summe auf Dohrns Konto. Aber freilich würde es wohl besser sein, wenn Dohrn dies nicht erführe, und Sie müssen sich gefallen lassen, dass wir ihm gegenüber auf Ihre Kosten eine so anständige Rolle spielen.

Morgen beginnen wir thatsächlich in Fresko zu malen, und zwar mit dem Fries. Dieser und die Pilaster, wie alles Architektonische sind von Hildebrands Erfindung, das Ganze nach gemeinschaftlichen Plänen, die Skizzen zu den fünf Hauptbildern von mir, zum Theil von Hild<sup>1</sup>. Der Gegenstand ist ganz aus dem Leben gegriffen. Das Meer mit Grotten, Inseln, Felsufer und Architektur, mit Fischern, die Netze ausbreiten, ein Schiff in's Meer rücken, im Schiffe selbst die Portraits von Dohrn, Kleinenberg, Grant, Hildebrand und me stesso<sup>2</sup>; eine Meerkneipe, und um auch mal ganz auf's Trockene zu kommen, auf der Fensterseite ein lebensgrosser Orangenhain mit den entsprechenden Figuren. Alle Figuren in Lebensgrösse. Ausserdem noch zwei gemalte Kolossalstatuen der Kunst und Wissenschaft<sup>3</sup>. Auf dem untern Theil der Hauptwand zwei Stuckkamine und in der Mitte ein laufender Brunnen. Ein grosser Theil der Figuren nackt. So viel über das Allgemeine.

<sup>1</sup> Die Skizzen zu den eigentlichen Bildern sind alle von Marées. Ueber Hildebrands Anteil vgl. das Kapitel über die Fresken im I. Band und Band II, S. 161 des dreibändigen Maréeswerkes Meier-Graefe.

<sup>2</sup> Vgl. Bd. II, S. 158.

<sup>3</sup> Dito.

Ich kann nicht leugnen, dass ich den grössten Theil meines Hierseins in anregendster künstlerischer Weise verbracht habe und auch Hildebrand fühlt sich sehr glücklich in unserem gemeinschaftlichen Unternehmen. Wenn nur etwas entsteht, so mag man im Uebrigen mit meiner Person verfahren, wie man will. Sollten wir bis zum Herbst mit zwei Bildern zu Stande kommen, so müssen Sie hierher kommen, denn wenn wir auch die Hauptgewinner dabei sind, so müssen Sie doch auch sich von dem Treiben Ihrer Schützlinge in Kenntniss setzen. — . . .

58.

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, 8. Sept. 1873.

*Mein lieber Fiedler!*

Eben erhalte ich Ihren Brief und da heute als dem Feste S. Maria Piedigrotta meine Hülfсарbeiter seit sechs Wochen zum ersten Mal feiern, will ich desgleichen thun und sogleich antworten.

Dr. Dohrn hat sich verpflichtet, alle Ausgaben, die ich zur Ausschmückung des Saales habe, mir zurück zu erstatten. Das habe ich mir zunächst ausdrücklich bedungen, und er ist auch ohne Weiteres darauf eingegangen. Da ich nun wusste, dass in der letzten Zeit seine Kasse nicht zum Besten bestellt war, so habe ich Sie um Unterstützung gebeten, ohne welche ich allerdings die laufenden Ausgaben nicht bestreiten könnte. Ich bin also Ihr Schuldner, so wenig vortheilhaft das allerdings für Sie selbst ist; denn sobald Dohrn mir die Ausgaben wieder erstattet, werde ich das Geld für meine demnächstigen Bedürfnisse gebrauchen müssen. Von einer auch nur im Fernsten annähernd entsprechenden Belohnung unserer Anstrengungen kann natürlich keine Rede sein; dazu müsste Dohrn ein Millionär

sein; doch dass er auch in dieser Beziehung das für seine Verhältnisse äusserst Mögliche thun wird, versteht sich von selbst. Mir liegt nun diese Saal-Angelegenheit wohl ungebührlich am Herzen, und ich handle in derselben recht egoistisch, obwohl mir wohl nie materielle Vortheile daraus entspringen werden. Aber ich weiss wohl, dass diese Art von Egoismus einem von der Welt nicht verziehen wird, und es ist mir auch gleichgültig, wenn ich dadurch nur nicht der Freundschaft von Menschen wie Sie verlustig werde. Denn Sie werden doch gewiss einem so ernstlich Strebenden wie mir einige Wochen wirklichen Glückes nicht missgönnen. Leider bin ich nun einmal so unglücklich organisirt, dass ich nur unter ganz bestimmten Umständen etwas zu leisten im Stande bin und da ich dieselben durchaus nicht von der Welt prätendire, so suche ich sie hie und da mir selbst zu schaffen. Sobald die Luft, die ich athme, nicht rein ist, ist es mit meinem Schaffen vorbei; äusserlich vermag ich die Verstimmung wohl zu unterdrücken.

Die Gesellschaft von Hildebrand ist für mich doppelt wohlthätig, weil ich weiss, dass er meinen Werth erkennt und anerkennt. Darum erzielt er auch wirklich von mir Vortheile, wie sie nicht leicht ein Mensch vom andern erwirkt; dieses kann ich mit ruhigem Bewusstsein und ohne Eitelkeit aussprechen. Und auch das: vergönnt es uns das Schicksal, noch einige Jahre zusammen zu wirken, so wird das für unsere Kunst nicht ohne grosse Bedeutung sein. So viel ist gewiss, Hildebrand wird Ausgezeichnetes leisten, man soll ihn nur ruhig gehen lassen; Alles, was er thut, auch im Leben, ist gut und verständig. Ob es mit mir ein glückliches Ende nimmt, ist die Frage, aber unter creti und pleti kann man mich bei näherer Untersuchung nicht werfen. — . . .

Die Fortsetzung des Briefes deutet an, dass er nicht gesonnen sei, nach Dresden zurückzukehren.

. . . . Ich hege für mich die feste Ueberzeugung, dass mein Leben nicht von langer Dauer sein wird, aber die gewährte

Frist will ich auf's Energischste benützen, noch etwas Erkleckliches zu leisten und dazu brauche ich reine Luft. Die finde ich in Dresden nicht. — . . .

59.

*An Fräulein Melanie Tauber.*

Neapel, den 9. September 1873.  
via Giovanni Bausan 59

*Eccellentissima e carinissima  
Signorina pittrice!*

Gestern Abend wurde ich durch ein verteufeltes Kunstwerk überrascht. Es ist schwer zu sagen, ob die glückliche Wahl des Gegenstandes oder die Conception und Verarbeitung desselben mehr zu loben ist. Nun, in meine Hände gelangt, wird es demselben an einem würdigen Platze nicht fehlen. Hoffentlich und scheinbar hat meine schöne Fleckentheorie Wurzel gefasst. Jetzt soll ich wohl die gestellte Frage unverzüglich beantworten? Fast möchte ich mich weigern, und darin Ihrem theuern Beispiel folgen. Ist das Recht, so gut gemeinte Fragen, wie die meinen, unbeantwortet zu lassen?

Doch ich will Ihren allerhöchsten Unwillen nicht erregen, und meinem Naturell folgend, ganz zahm und artig antworten.

Erstens, also, habe ich vor drei Wochen ungefähr eine Fortsetzung zu meinem ersten höchst erbaulichen Kunstschreiben gefertigt, aber allerdings dieselbe zunächst aus Zerstretheit statt abzusenden in der Tasche mit herumgetragen; ein Loos, was meinen Schriften häufig genug zufällt.

Zweitens folgt hier eine Beschreibung meines täglichen Lebens: Wie die meisten Menschenkinder stehe ich Morgens auf. Ohne weiteren Verzug, als der Genuss von etwas gefrorener Limonade verlangt, gehe ich an die Arbeit. Zuerst also den Arbeitern

ihre Tagesarbeit bestimmen, d. h. die Grösse des Stückes Mauer anzugeben, was ich bemalen will. Dann wird einige Stunden nach dem Modell in Oel gemalt, und zwar in der grössten Eile; dann ist der Grund auf der Mauer präparirt, und da muss nun oft kolossal viel an einem Tage zusammengearbeitet werden, bei welcher Gelegenheit nicht nur Kopf und Hand, sondern auch der ganze Körper in Anspruch genommen werden, da man oft recht verzweifelte Stellungen annehmen muss. Bei einer solchen Geistesgegenwart verlangenden Arbeit vergisst man zwar selbst die erdrückendste Hitze, aber, ist der Abend herangenaht, so ist man auch zu allem unfähig. Dann lass ich mich höchstens von einer Leib und Seele erschütternden Carozella zu unsrem kleinen Hafen hinfahren, und mir dann von der See den Rest geben. Die Seeluft setzt einen dann wenigstens in Stande, sein Souper mit einigem Behagen zu halten; schlecht gespielte Strauss'sche Walzer, corallenfeilbietende Hausirer, scheussliche Moden noch übertreibende Neapolitanerinnen treiben einen dem Lager zu, wo denn Freund Morpheus von summenden stechenden Zanzaren nur zu bald vertrieben wird. So geht es seit sechs Wochen Tag für Tag. Ist es da ein Wunder, wenn zuletzt statt eines Menschen, oder auch Teufels, nur ein dünner Sommerfaden übrig bleibt, mit dem wenig abzuspinnen ist? Und wenn nun gar noch die Sirenen-Stimmen vertönen. Uebrigens hoffe ich, dass es Ihnen, Ihrer Frau Mama und Ihren Frau Schwestern nach Wunsch geht, und dass Sie fleissig und nicht erfolglos sind. Vielleicht finden Sie doch ein Mal ein Paar müssige Minuten, in denen Sie mich über Alles dies aufklären könnten, so wenig Sie mir dieses Glück und Vergnügen zu gönnen scheinen. Wie kann ich mir überhaupt herausnehmen, Sie mit meinem langweiligen Geschreibsel zu langweilen, wenn ich nicht ein Mal weiss, wie Sie Sich befinden. Seien Sie ganz Sie Selbst, auch gegen mich, Carina, und bitte grüssen Sie auf's Herzlichste Ihre ganze Familie vom  
abgesetzten Teufel.

60.

*An Fräulein Melanie Tauber.*

Neapel, den 19. Sept. 1873.

*Carissima e Simpatichissima  
Scolare e collegial!*

Bitte, fahren Sie so oft wie möglich zu Wasser, kehren Sie nach Hause zurück um zu trauern, und brechen Sie diesen Entschluss dann in so schöner und liebenswürdiger Weise wie das letzte Mal. Wenn ich sicher wäre, dass die Wesen ohne Schnurrbart so verschwiegen wären, wie die mit, so würde ich Ihnen jetzt sehr — sehr viel zu sagen haben. Doch wollen wir jetzt einmal zuerst mit Ihnen beginnen. In Parenthese, an meine barsche Manier müssen Sie sich nun schon gewöhnen. Wenn Sie zufrieden mit sich wären, so wäre auch alle Hoffnung verloren, denn das müssen Sie wissen, dass der Künstlerstand der wahre Stand der Unzufriedenheit mit sich ist. Je weiter man gelangt, desto grössere Ansprüche stellt man an sich: das alte Sprichwort: lang ist die Kunst, kurz ist das Leben, bewährt sich nur zu sehr als zutreffend. Uebrigens bin ich auch nicht direkt der Ansicht, dass der Schnurrbart das allein seligmachende Mittel zum Leisten ist; jedoch sind den Frauen grössere Hemmnisse in den Weg gelegt. Vor allen Dingen hinderlich ist es denselben, dass sie vorzugsweise und in erster Linie Damen sein wollen, mit andern Worten die Männer mehr vom Leisten abhalten, anstatt sie darin, wie ihre Geschlechtsgenossinnen, die Musen anzueifern und zu bestärken. Wer etwas leisten will, darf den Teufel danach fragen, was man sagt, sondern muss unverrückt sein Ziel vor Augen haben; und das soll nicht ganz leicht sein. Man muss sich mehr für eine Sache, als für die Leute interessiren. Vor allem aber muss man lernen, das Gute vom Mittelmässigen zu unterscheiden; das ist der einzige Weg zum Heil. Glauben Sie

nicht, carina, dass ich Sie einschüchtern will, sondern ich gebe Ihnen nur zu überlegen, was doch erwähnenswerth ist. Bei allen Leistungen von dauerhaftem Werth spielt der Charakter eine grössere Rolle als man glaubt. Das grösste Hinderniss bleibt stets die gute Gesellschaft; um *comme il faut* zu sein, bedarf es nicht mehr Verstandes, als des eines Nussknackers, während die verlangten erbärmlichen Rücksichten den Gescheidten seiner besten Zeit und besten Gedanken berauben. Ein Mann kann sich über dergleichen Dinge mit Leichtigkeit hinwegsetzen; aber für eine junge Dame dürfte das schon eine schwierige Aufgabe sein; wenn auch nicht unmöglich.

So, für heute erlassen Sie mir die Fortsetzung meiner Predigt; Sie müssen wissen, dass ich heute schon eine lebensgrosse *giovinetta* in einen Orangenhain gesetzt habe; am liebsten wäre es mir gewesen, ich hätte Ihr liebes Konterfei statt dessen machen können. Aber Ihre Photographie ist zu sehr verschieden vom Original.

Aber für die Zukunft werden Sie mir hübsch immer Ihr Leid klagen, vielleicht kann ich Ihnen doch in etwas helfen, und das kann ich Ihnen versichern, zum helfen bin ich bereit genug. Doch ich muss Sie zunächst noch um mindestens sechs Wochen Urlaub bitten, damit ich als ein Mann erscheinen kann, der in Wahrheit etwas geleistet hat. So lange brauche ich um mein ganzes Werk, das Jahre in Anspruch zu nehmen schien, zu vollenden. Einen solchen Einfluss hat die italienische Luft auf mich ausgeübt.

Diese neue Erfahrung lässt mich allerdings nur mit Grauen an den Norden und speciell an Dresden, die Capitale der Mittelmässigen, denken. Ich habe grosse Pläne; sobald dieselben sich realisiren, oder die Möglichkeit dazu sich herausstellt, so werde ich Ihnen dieselben mittheilen, und dann kommen auch Sie, an Freundeshand, getrost und froh ins bessere Land.

Bitte, schreiben Sie mir, wie lange Sie noch in Gmunden bleiben, und versprechen Sie mir, nicht vor mir nach Dresden zu eilen.



Sollte die Wiener Ausstellung vor meiner Ankunft nach Deutschland geschlossen werden, so werde ich Sie auch mit einer grossen Bitte belästigen.

Es wird dunkel und ich schliesse: Dunque, carissima carina, non dimenticate me poveretto, perchè sarebbe poco bene a me, di cantare come la mia bella vicina:

Ti voglio ben' assai, e tu non pens' a me.

Addio e tanti saluti alla Signora mamma ed alle Signore sorelle dal

Suo devotissimo, umilissimo e fedelissimo

maestraccio.

61.

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 27. Okt. 1873.

*Mein lieber Fiedler!*

Ihren liebenswürdigen Brief habe ich richtig erhalten, und sage Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür. Dass ich an Ihrer Theilnahme auch nie einen Moment gezweifelt habe, kann ich wohl versichern; es wäre die grösste Undankbarkeit von meiner Seite. Wenn mir daran lag, dass Sie hierher kommen möchten, so war es vorzugsweise darum, weil Sie dann doch vielleicht bemerkt hätten, dass in meinem Thun und Treiben seit Jahren her doch ein gewisser Zusammenhang existirt, und das wäre für Sie doch auch eine Beruhigung gewesen. Dass dies nun nicht so sein konnte, ist um so betrübender, da die Abhaltungsgründe für Sie (ohne mich in Ihr Vertrauen eindringen zu wollen) auch nicht der angenehmsten Natur gewesen zu sein scheinen.

Auf ganz weichen Federn habe ich mich nun gerade auch nicht gebettet; denn die Dohrn'sche Angelegenheit wächst mir zum Halse heraus; so hätte ich denn, ich kann wohl sagen, mit aussergewöhnlichen Anstrengungen es dahin gebracht, wo ich.

seit Jahren stand. Wenn ich von vornherein auf jeden Ersatz meiner Bemühungen verzichtete, so hoffte ich doch wenigstens, Ihnen nicht wieder zur Last fallen zu müssen, und konnte das nach den vorangegangenen Präliminarien auch füglich. Dieser Zustand, offen gestanden, ist für einen Menschen in meinem Alter denn doch unerträglich. Wenn ich auch niemals erwartete, vermittelst meiner Kunst mein Glück in der Welt (etwas was mir überhaupt nicht sehr am Herzen liegt) zu machen, so schien es mir doch möglich, es wenigstens zu einer anständigen Unabhängigkeit zu bringen. Es bleibt mir nun freilich nichts anderes übrig, als Dohrn mitzuthemen, wie er Ihnen auf's Neue verpflichtet ist, was mir nicht leicht wird, da er tagtäglich jammert und nicht ein Wort der Erkenntlichkeit gegen uns gefunden hat, so dass es mir scheint, er halte sich noch etwas zu Gute darauf, dass er uns eine Gelegenheit dieser Art verschafft hat. Die laufenden nicht unbeträchtlichen Ausgaben müssen wir nach wie vor bestreiten; kurz, ich muss mich auf's Gewaltsamste zusammennehmen, um mit Lust das Begonnene zu vollenden. Doch, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich bereue das Gethane keine Minute, und wenn ich selbst nur etwas hätte, so würde ich die Auslagen D. schenken. Denn in künstlerischer Beziehung ist der Gewinn für mich so enorm, dass ich mich doch quasi gegen Dohrn verpflichtet fühle. Den Wust, der vor verschiedenen Zeiten noch an mir hing, habe ich, wie ich das voraussah, glücklich abgeschüttelt. Hildebrand hat mit grosser Schnelligkeit und gutem Erfolg die Büsten von Darwin und Bär gemacht<sup>1</sup>. Ich selbst hoffe in der nächsten Woche das fünfte und letzte Bild<sup>2</sup> fertig zu bekommen und würde dann noch acht Tage auf General-Retouchen verwenden.

Sie werden meiner Absicht, in Italien meinen Bestrebungen nachzufolgen, schliesslich auch Ihren Beifall geben müssen; so

<sup>1</sup> Befinden sich auf den Regalen unter den Fresken der Station.

<sup>2</sup> Die Pergola mit den Bildnissen K 224.

schmerzlich ich ein öfteres Zusammensein mit Ihnen entbehre, so werden Sie doch selbst zugestehen müssen, dass das Leben in Deutschland auf mich nur ungünstig einwirkt. Wenn meine körperlichen Kräfte nicht ganz auslassen, so werde ich in Kürze manches Gute schaffen, denn in meinem Kopf wird's immer klarer. — . . .

. . . . . In der nächsten Woche werde ich versuchen, ob sich die Bilder photographiren lassen; es wäre mir herzlich lieb, wenn ich Ihnen wenigstens etwas von dem, was ich Ihnen im Geiste gewidmet hatte, übersenden könnte.

Diesen unklaren melancholischen Brief müssen Sie dem Scirocco, der schon vier Wochen herrscht, zu Gute halten. — . . .

62.

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, 25. Nov. 1873.

. . . . . Sonntag habe ich den letzten Strich gethan, und so wäre denn einmal wieder eine Kette besonderer Freuden wie auch besonderer Leiden abgeschlossen. Nach mancherlei Missverständnissen hat sich unser allseitig persönliches Verhältniss glücklicher Weise in den letzten Tagen noch recht erfreulich gestaltet. Morgen Abend reisen wir über Perugia, Cortona und Siena nach Florenz. — . . .

63.

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, den 2. Dez. 1873.

*Mein lieber Fiedler!*

Vorgestern Abend sind wir hier angelangt. Wir haben uns drei Tage in Rom aufgehalten, wo ich mit Ludwig Frieden geschlossen und einen Petroleumvertrag bewerkstelligt habe. — . . .

Soeben haben wir (zunächst für mich) einen Raum gemiethet, an den sich für die Zukunft Mancherlei anknüpfen liesse. Derselbe befindet sich in einem Kapuzinerkloster auf dem Wege nach Bellosguardo, in der reizendsten Situation gelegen. Es ist ein sehr hübscher Renaissancebau mit einer prachtvollen Halle, der sich mit wenigem zu einer der angenehmsten Villen herstellen liesse. Für nicht ganz 10,000 Thaler liesse sich das Ganze aquiriren, und dann würden wir schon dafür sorgen, dass es eine künstlerische Ausschmückung, einer Stadt wie Florenz würdig, erhielte. Das sind Träume, deren Realisirung jedoch noch lange nicht das thörichtste wäre von dem, was man um sich herum anstellen sieht. Jedenfalls wollen wir die Hand darauf behalten. — . . .

Jedenfalls bleibe ich nun vor der Hand hier. Meine Nerven sind allerdings auch in einem Zustand, der eine Winterreise nicht räthlich erscheinen lässt. Dass ich meine Kräfte auf's Aeusserste angespannt habe, fühle ich nun doch. — . . .

. . . . . Für mich gibt es kein anderes Heil, als auf dem begonnenen Wege fortzufahren; jegliche Art von Aengstlichkeit und Bedenklichkeit können nur noch schaden. Ich für mein Theil setze Alles was ich habe, d. i. mein Leben, mit Freuden daran, bin aber durchaus nicht gewillt, in das meiner Freunde belästigend einzugreifen. Bisher habe ich Sie nun allerdings bis über die Gebühr in Anspruch genommen, doch muss ich die letzten Belästigungen mehr den widerwärtigen Umständen zuschreiben, als mir. Wenn sich meine ganz richtigen Calculationen erfüllt hätten, stünde ich wenigstens für den Moment selbständig da. Ob und wie hart es ist, das Gegentheil zu ertragen, darüber will ich nichts sagen. Sie haben mich früher verwöhnt. Sie haben auf mich so beruhigend einzuwirken gewusst, dass ich meine nach gewöhnlichem Massstabe ganz verzweifelte Lage ganz vergessen hatte. Das habe ich den ganzen Sommer entbehren müssen und ich hege die Besorgniss, dass Sie selbst in Betreff meiner von der Furcht ergriffen sind. Ich

kann durchaus nicht zugeben, lieber Fiedler, dass Sie für mich mehr thun, als Sie nach Ihrer Ueberzeugung und mit *frohem Herzen* können; das wäre für mich unerträglich. Ich bitte Sie also, ganz offen zu sein und mich nicht als Schützling sondern als Freund zu behandeln, als einen Menschen, der dem Schlimmsten, was da kommen mag, mit Ruhe und Entschlossenheit entgegen-treten kann. Wenn ich mir sagen kann, was möglich, ist geschehen, so bin ich ruhig: den Ausgang hat man nie in der Hand. Verzeihen Sie mir meine Offenheit. — . . .

64.

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, den 19. Dez. 1873.

. . . . . Hoffentlich wird Ihre Gesundheit jetzt wieder ganz hergestellt sein; was aber Ihre Missstimmung anbelangt, so scheinen mir leider tiefere Gründe vorhanden zu sein, zu deren Kenntniss ich mich zwar durchaus nicht zudrängen will, Sie aber doch erinnern möchte, dass, wenn Mittheilung auch nicht immer Uebelständen abhilft, doch das Ertragen derselben häufig erleichtert. Bis jetzt habe ich mich selbst bei allen Mängeln für einen aufrichtigen und zuverlässigen Freund halten müssen, und für einen, der noch in den schlimmsten Lagen Theilnahme genug für seine Freunde hatte, um mit Freudigkeit, wenn es Noth that, seine Interessen denen der Freunde hintanzustellen. Dieses Selbstloblied soll keinen anderen Zweck haben, als den, Sie daran zu erinnern, dass ich nicht nur dazu da bin, um Ansprüche an Sie zu machen, sondern dass auch Sie so an mir handeln sollen. Oder sollte ich auch in anderer Beziehung so arm sein, als ich es in materieller bin? Offen gestanden, lieber Fiedler, Sie erregen in mir die Besorgniss, dass Sie Ihrem Lebensglücke aus dem Wege gehen. Denken Sie wenigstens

daran, dass Sie Freunde und wahre Freunde haben und lassen Sie das nicht ungenutzt: darin können Sie fast meinem Beispiel folgen. Nehmen Sie mir das nicht übel; wenn ich mich schlecht ausdrücke, so hoffe ich doch, dass Sie verstehen, was ich eigentlich sagen will. — . . .

Bis jetzt bin ich schandfaul gewesen, bin aber dadurch wieder einigermaßen zu Kräften gekommen. — . . .

65.

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, den 10. Febr. 1874.

. . . . . Die Aufregung dieser Tage war zu gross und ich zu sehr betheilig<sup>1</sup> . . .

Den Verlauf und Stand der Dinge Ihnen jetzt ruhig mitzutheilen, ist mir nicht möglich; es muss mündlich geschehen . . . .

So wäre es mir lieb, wenn Sie mir vielleicht ein Rendez-vous an der Grenze bestimmen wollten; besprechen müssen wir das Vorgefallene, das auch Sie so nahe angeht. Ich bin physisch so reduziert, dass ich abbrechen muss.

Nur Eines will ich noch aussprechen. Ich habe stets geglaubt und glaube noch, dass Freundschaft das einzige positive Gut ist, was man in diesem Erdenleben erwerben kann, und wohl im Stande, auch die schwersten Verluste zu lindern. Sie werden sehen, dass ich in diesem Sinn gehandelt habe. Bitte schreiben Sie mir umgehend. Schönsten Dank für das Erhaltene.

Ihr treuer H. v. Marées.

<sup>1</sup> Die Beziehungen Hildebrands zu Frau K. hatten zu einer Aussprache zwischen Hildebrand und Marées geführt.

66.

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, den 13. März 1874.

*Mein lieber Fiedler!*

Bei meiner seit einigen Stunden erfolgten Ankunft fand ich neben ihrem Brief noch andere für mich traurige Nachrichten vor, die mir allerdings eine Ahnung voraussagte. Mein Vater scheint einem nahen Ende entgegenzugehen. Ich erwarte nur noch ein Telegramm von meinem Bruder und die Rückkehr Hildebrands, um mich aufzumachen, meine letzten Sohnespflichten zu erfüllen.

Mein Aufenthalt in Rom war einer genaueren Kenntniß der Bereitung des neuen Materials u. s. w. gewidmet. — . . .

67.

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, 18. März 1874.

*Mein lieber Fiedler!*

Statt der letzten Pflichten kann ich meinem guten Vater nur noch die letzte Ehre erweisen. Eben bekomme ich die Todes-Anzeige. Meine Abreise war schon morgen Früh angesetzt. Hildebrand habe ich nicht mehr gesehen. Heute Mittag hatte ich noch ein beruhigendes Telegramm. Von Koblenz aus werde ich Ihnen schreiben.

Ihr treuer

Hans v. Marées.

68.

*An Konrad Fiedler.*

Koblenz, 20. März 1874.

*Mein lieber Fiedler.*

Abermals herzlichsten Dank für Ihren Brief. Ich kam gerade noch zu rechter Zeit an, um noch einmal das schöne und würdige Antlitz meines Vaters zu sehen. Eine Stunde nach meiner Ankunft wurde die sterbliche Hülle neben der meiner sel. Mutter bestattet. Meine Anwesenheit war und ist allerdings von der grössten Nothwendigkeit.

Mit dem Tode meines Vaters ist auch das letzte Band, das mich an meine schöne Heimath fesselt, zerrissen. Keiner unseres Namens wohnt mehr am Rhein. Mein Berliner Bruder und ich waren die einzigen Vertreter der Familie; auf uns ruhen auch alle Pflichten, die aus einem solchen Falle erwachsen.

So einfach, klar und bescheiden auch alles Vorliegende ist, ist doch Vielerlei zu thun und zu ordnen. Meinen Bruder ruft der Beruf schon morgen nach Berlin zurück; ich werde bis Mitte nächster Woche hier verharren müssen. Ihrer freundlichen Aufforderung werde ich Folge leisten und Ihnen einen oder zwei Tage vor meiner Abreise die Stunde meiner Ankunft in Paris mittheilen. Es wäre dann sehr lebenswürdig, wenn Sie mich am Bahnhof erwarten könnten. Hildebrand habe ich noch einen Moment bei der Abreise gesehen und gesprochen.

So wäre denn keiner von uns in diesem trübseligen Winter so ganz verschont geblieben; ich hoffe, diess wird uns Alle um so näher bringen. Mein Bruder grüsst Sie herzlichst.



69.

*An den Bruder Georg.*

Firenze, den 30. Mai 1874.

*Lieber Georg!*

Hoffentlich hast Du meinen letzten Brief erhalten. Die Bücherkiste ist auch glücklich angekommen.

Fiedler, der noch immer hier ist, ist ganz entzückt von den Gedichten unseres Vaters. Ich denke daran, zunächst die vom Vater selbst herausgezogenen Gedichte nebst den anderen der Familie drucken zu lassen und will dieselben mit einer Vorrede versehen, in welcher ich mit wenigen Worten die Motive, die mich zum Drucke dieser Sachen veranlassen, auseinandersetzen will. Je mehr ich wieder zur Ruhe gelange, um so mehr wird es mir klar, wie selten vortreffliche und begabte Menschen unsere Eltern gewesen sind, und daraus erwächst das Gefühl der Verpflichtung, die Spuren ihres Daseins lebendig zu erhalten, immer stärker. Um dieses zu thun, muss man einerseits alles von ihnen erhaltene auf's Sorgfältigste sichten und ordnen, andererseits sein eigenes Streben immer mehr zu reinigen und seine Bemühungen zu verdoppeln suchen. Bei solchen Gesinnungen bedürfen wir, bin ich überzeugt, der fremden Hülfe nicht, um das zu erreichen, was wir wünschen. Ich für meine Person glaube unerschütterlich an die Lebenskraft alles dessen, worin nur ein Körnchen des Echten und Guten enthalten ist. Meine Wohnung, die ganz im Umbau begriffen ist, wird wohl in zwei Monaten fertig sein; dieselbe wird sehr geräumig. Ein Riesenatelier, ein Salon, ein Schlafzimmer, ein Fremdenzimmer, ein Zimmer für die Haushälterin, Küche, Speisezimmer, eine grosse Loggia und noch andere Räume. Dies alles mit herrlicher Aussicht.

Jetzt wohne ich provisorisch in der ersten Etage. Ich freue mich schon darauf, wenn Du einmal diese Herrlichkeiten mit mir theilen kannst.

70.

*An Fräulein Melanie Tauber.*

Neapel, den 1. Juli 1874.

*Carissima Carina!*

Jetzt endlich hätte ich also wirklich das Mittel entdeckt, wie man wieder Sirenenlaute vernehmen kann! Doch wie traurig ist dasselbe und wie gegen alles wahre Sirenen Herkommen, dass man nur auf die immer weitere Entfernung eines solchen Ohrenschmauses theilhaftig werden soll. Ich muss wohl glauben, dass die antiken und modernen Sirenen ein Bündniss geschlossen haben gegen mich armen Sterblichen. Wann wird es mir endlich beschieden sein, an dem Strande der einen oder der andern zu landen, um — ?

Doch allen Ernstes, wenn Sie, carinissima, noch etwas der vielbesprochenen Sympathie bewahrt haben, und ich möchte fast daran glauben, so müssen Sie oft empfunden haben, dass ich Ihnen oft im Geiste nahe gewesen bin, vielleicht näher, wie Ihnen lieb ist. Freilich habe ich es unterlassen, immer zur rechten Zeit meine Sendboten zu verschicken, um das alte neue Lied *Ai voglio ben' assai ertönen* zu lassen, und wer weiss, ob es immer durch die ewigen Fest- und Reigenklänge der Phäakenstadt durchgeklungen wäre.

Ein trauriger Anlass rief mich im Beginn des Frühjahrs nach Deutschland, und nachdem ich dort meinem von mir hoch verehrten Vater die letzte Ehre erwiesen hatte, strebte ich sobald wie möglich, die Stätte trauriger Erinnerungen zu verlassen und kehrte so über Paris nach Florenz zurück. Dort hatte

Indessen Hildebrand den Kauf eines Klosters abgeschlossen, wo nun jetzt auch für mich eine bleibende Stätte bereitet wird. Wenn Sie nach Florenz kommen, und den berühmten Aussichtspunkt Bello-Sguardo besuchen wollen, so können Sie nicht vermeiden, bei der Statue des S. Francesco vorbeizukommen. Das Bildwerk ist schlecht, doch, wenn auch mit bedauerndem Gesichtsausdruck zeigt seine erhobene Hand dahin, wo der stets fidele Giovanni *Cerbero* weilt. Unmittelbar hinter ihm, dem Heiligen, öffnet sich, gross und weit, die Pforte des Verderbens. Doch fürchten Sie nicht und treten unbekümmert hinein, das höllische Ungeheuer wird Sie sofort als Herrin begrüßen. Oben, aus den ehemaligen Zellen genießt man die herrliche Aussicht auf die friedlichen Stätten, denen unsre Cultur so viel zu verdanken hat.

Da es jetzt gar zu heiss in Florenz ist, und bei uns gebaut wird, so lebe ich für die zwei Monate Juli und August hier in Neapel, wo ich mich mit der Beobachtung der Menschheit in ihrem wahren Naturzustande beschäftige.

O wollten Sie doch, Allercarinste aller Carinen, ein klein wenig dazu beitragen, mich meine Einsamkeit nicht so sehr empfinden zu lassen. Werden Sie wieder, was Sie von Anfang waren, mein guter Genius. Sie würden mich auf's Höchste beglücken, wenn Sie mir eine Photographie von sich schickten. Das ist wohl ein recht unverschämtes Verlangen, nicht wahr? aber Sie dürfen das einem Cerberus (so heisse ich jetzt) nicht übel nehmen; diejenige, welche ich von Ihnen besitze, ist, wie Sie wissen, eigentlich keine gelungene. So würde die Hoffnung auf ein sehr baldiges Wiedersehen noch bestärkt werden. Sie wissen, dass wenn man dem Teufel einen Finger gibt, so nimmt er die ganze Hand. Sie reichen mir edel und gut die Hand, ich möchte natürlich auch gleich die andere nehmen, und sie beide zehntausend und ein halb Mal küssen, ja, ich thue das wirklich in Gedanken; das wird Ihnen hoffentlich nicht zu lange dauern. Bitte, schreiben Sie mir bald, bald, was diese

beiden Hände machen, denen ich so gerne die herrlichsten Rosen einfügen möchte. Ich fürchte fast, Ihr werdet über meine von südlicher Sonne erhitzte Phantasie lachen; das schadet aber nichts. Doch will ich, sonst so schweigsam, jetzt endlich meinem Geklaffe ein Ende machen. Nur noch eins: il Maresele non dimentica mai la piccola pittrice e la nobile carina, e si raccomanda alla sua bontà e quella della sua signora madre e della graziosa cuore della bella.

Indirizzo: G. di Marées jetzt: Napoli  
Stazione zoologica villa nazionale  
oder Firenze  
19, San Francesco di Paola  
fuori porta Romana.

71.

*An den Bruder Georg.*

S. Francesco di Paola, den 29. Dez. 1874.

*Lieber Georg!*

Herzlichen Dank für Deine Glückwünsche und zugleich die meinigen zum neuen Jahre. Hoffentlich werden wir uns ebenso gesund wie im verflossenen hier treffen. Dass X. wieder bei Euch ist, hat mich allerdings sehr überrascht. Fritz<sup>1</sup> hatte mir bei seiner Abreise geschrieben. Es ist wirklich rührend, mit welcher Ruhe er sein nicht leichtes Loos trägt. An meinem Geburtstage waren wir bei Fiedler zusammen; Checco hat ein neues schönes Halsband vom Christkind gekriegt und ich einen Todtschläger.

Unser Kloster wird in einen ganz eigenthümlichen Ruf kommen, verschiedene Mitglieder unseres Dienstpersonals haben Mädchen

---

<sup>1</sup> Der Bruder Seemann.

entführt und verführt. Wenn die Herren danach beurtheilt werden, sieht es schlimm aus. Der p. p. K. hatte die Absicht, sich in diese Angelegenheit zu mengen und haranguierte neu-lich deshalb Kleinenberg im Omnibus, der ihn dann auch gebührender Massen abfahren liess.

Kl. scheint sich nicht von uns trennen zu können und ich habe mich so daran gewöhnt, mit ihm zu frühstücken, dass ich ihn jedenfalls entbehren werde, wenn er nicht mehr hier sein wird.

Leider Gottes siedeln sich jetzt immer mehr deutsche Künstler hier an; bei Gilli ist man nicht mehr sicher.

Also noch einmal ein glückliches neues Jahr Dir und den Deinen

Dein treuer Bruder

Hans.

72.

*An Konrad Fiedler.*

San Francesco, den 21. Mai 1874 (muss heissen 75).

*Lieber Fiedler!*

Ihren freundlichen Brief beantworte ich umgehend, da ich in diesen Tagen nach Rom zu gehen gedenke. Letzteres wäre viel früher geschehen, wenn ich nicht die veritable Gelbsucht gehabt hätte, die allerdings durch energisches Purgiren sehr schnell beseitigt wurde.

. . . . . Nach einem längeren Aufenthalt in Florenz, kann ich mir wohl vorstellen, wie Einem Böcklins Sachen nicht zu-muthen können, da sie allerdings dem, woran sich das Auge hier gewöhnt, schnurstracks zuwiderlaufen. Aber es bleibt doch auch merkwürdig, dass die Gegenwart so überzeugender Werke wie die Holbeins so wenig Macht auf die Lebenden ausübt. — . . .

73.

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, den 3. Aug. 1875.

. . . . . Mir ging es eine Zeitlang nicht zum Besten; ich habe mich mit dem infamen Farbenreiben übernommen. Es ist schon elend, ein solcher Schwächling zu sein. In Siena habe ich meiner Brust einige Erleichterung verschafft. Dort habe ich mich zehn Tage aufgehalten und mit Lang zusammen für wenig Geld ein reizendes Quartier bewohnt in der Nähe der Lizza<sup>1</sup>. Bei dieser Gelegenheit habe ich doch noch manches Neue kennen gelernt: mehrere Bilder von Nano und namentlich zwei vortreffliche Bilder von Fungai. Auch in der näheren Umgegend bin ich brav herumgestapelt.

Jetzt erwarte ich meinen Bruder.

. . . . . Gestern war Böcklin bei mir, um mit mir über Ludwig zu berathschlagen. Letzterer hat nämlich an B. geschrieben, dass er Schack zum Ankauf bewussten Bildes bewegen solle; gewiss ein Schritt der Verzweiflung. Wenn Böcklin sein sehr anständiges Vorhaben ausführt, woran ich nicht zweifle, so glaube ich auch, dass Schack doch endlich das Nothwendige thut. Wieviel schöner würde doch das Leben in der an und für sich gewiss schönen Welt sein, wenn anständige Gesinnung und Offenheit häufiger, hochweise Schlauheit und Hinterücksheit seltener wären.

---

<sup>1</sup> Es war eine Gartenwohnung in Via del Paradiso.

74.

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, den 27. Aug. (ohne Jahr: 1875)

*Lieber Fiedler!*

Ihrem Wunsche gemäss habe ich Böcklin gebeten, seine Bilder nach Leipzig dirigiren zu lassen. Hoffnungen, die man dem

armen Kerl von Berlin aus gemacht hatte, betreffs Ankaufs seines grösseren Bildes durch das Nationalmuseum, scheinen sich leider nicht zu realisiren. Ich habe ihm auch natürlicher Weise auf Leipzig keine Erwartungen erregt, doch muss ich sagen, dass ich es B. von ganzer Seele wünschte, dort Erfolg zu haben, um so mehr, als ich in der Lage bin, genau beurtheilen zu können, wie sehr es da Noth thut. Wenn die Bilder nach Leipzig kommen, so bitte ich Sie, denselben wenigstens in Ihren Kreisen ein Anwalt zu sein; wenn dieselben auch Ihren Anforderungen nicht entsprechen mögen, so ist doch ein Willen zum Guten und Künstlerischen, abgesehen von anderen wirklich künstlerischen Eigenschaften darin; von wie Vielen kann man das sagen? Denn freilich muss man sich sagen, dass wenn erst vollendete Menschen und Künstler Theilnahme und Interesse erregen könnten, man buona notte, Kunst! rufen kann. . . . . Noch etwas: Der junge Bruckmann mit der Böcklin'schen Tochter verlobt, stösst auf gewisse Schwierigkeiten mit seinem Vater. Um diese zu heben, hat er an Ihren Bruder geschrieben, und denselben gebeten, ihm pro forma eine Bestellung zu machen. Derselbe könnte das, glaube ich ohne risico thun. Er würde durch diesen Scherz einer Anzahl von ganz ordentlichen Leuten ein grosses Bene thun und vielleicht noch ganz gut dabei fahren. Finden Sie nicht, dass ich mich nachgerade zu einem Ludwig II. auswachse? Aber einem cervello fritto wie dem meinigen muss man Einiges nachsehen. — . . .

75.

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, den 8. Sept. 1875.

*Mein lieber Fiedler!*

Zuvörderst meinen herzlichsten Dank für das Gesandte und richtig Angekommene. Noch mehr danke ich für Ihren wohl-

gemeinten Brief. Schwerer als die Segel zu streichen, ist es zu schweigen. Es wird wohl nicht mehr allzu lange dauern, dass ich den Wohnort gefunden haben werde, wo mein Dasein keine Menschenseele mehr kränken wird. Morgen gehe ich nach Rom, um dort mit meinem vorausgereisten Bruder zusammen zu treffen. Von dort schreibe ich Ihnen mehr. Wahrscheinlich werde ich dann dort ein Atelier miethen. Ich werde Ihnen schreiben, warum.

Doch fällt mir ein, ich muss mit meinem Bruder noch hierher zurück; er wird aber in den letzten Tagen des Septembers gehen. Lieber Fiedler, bedenken Sie, dass Sie mein letzter Freund sind; wenn ich glauben sollte, dass auch unserer Freundschaft ein solches Ende bevorstehen sollte?<sup>1</sup> Tiefgebeugt wie ich bin, nehmen Sie mir diese Zeilen nicht übel. Ich werde in Rom voraussichtlich acht Tage bleiben. Für heute

Ihr treuer

Hans v. Marées.

<sup>1</sup> Das Verhältnis zwischen Marées und Hildebrand hatte sich aus vielen Gründen, unter denen die Beziehung zu Frau K. nicht ausschlaggebend war, gelockert. Fiedler, der schon lange vorausgesehen hatte, dass das Zusammenleben in San Francesco über kurz oder lang ein Ende nehmen würde, war mit Hildebrand übereingekommen, dass er (Fiedler) Marées schreiben würde, um ihm die Möglichkeit zu geben, in der Lösung des Verhältnisses die Initiative zu ergreifen. Der obige Brief ist die Antwort auf Fiedlers Schreiben.

76.

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, den 9. Sept. 1875.

*Mein lieber Fiedler!*

So müssen Sie nun leider auch an den Folgen der Missverständnisse Ihrer Freunde mittragen; mir wäre es lieber, es wäre Ihnen erspart worden. Ich glaube, ich habe Ihnen gestern einen recht schlappschwänzigen Brief geschrieben. Er ist viel-



leicht verzeihlich, wenn man bedenkt, wie mancherlei auch ich habe ertragen müssen, *ohne* mir die Erleichterung des Aussprechens gewähren zu können und zu dürfen. Vielleicht wird es mir eine spätere Zeit ermöglichen, mich selbst rechtfertigen zu können, vielleicht auch nicht.

Auch *meine* Ansichten über das Zusammenleben mit Hildebrand will ich nicht besprechen, vielmehr die vermeinte Unmöglichkeit desselben acceptiren. Leicht wird mir die Sache wahrlich nicht. Diesen Winter hier zuzubringen, das, ich muss es zu meiner Schande gestehen, werde ich nicht über's Herz bringen können. Heute Abend gehe ich nach Rom; ich werde mich dort umsehen und ein Atelier für den Winter zu miethen suchen. Ich kann mein Brustübel vorschützen, leider nicht ganz ohne Wahrheit. So erhält diese Trennung doch eine Form. Ich schreibe diess an Hild., damit er mit leichtem Herzen hierher kommen kann. Zunächst werde ich acht Tage in Rom bleiben; haben Sie mir Wichtiges mitzutheilen, so ersuche ich Sie, mir *poste restante* dorthin zu schreiben.

Noch einmal meinen allerherzlichsten Dank.

Ihr treuergebener

Hans v. Marées.

77.

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, den 21. Sept. 1875.

. . . . Erst vorgestern gelang es mir ein passables Atelier zu finden, welches ich auf ein Jahr gemiethet habe, verhältnissmässig sehr theuer, dagegen in der besten Lage piazza della Trinità 9<sup>1</sup> neben der Kirche in einem reinlichen und stillen Hause. Wohnung kann ich möglicher Weise in demselben

---

<sup>1</sup> Piazza della Trinità dei monti.

Hause haben, aber vor Ende Okt. schwerlich. Das erste Vierteljahr habe ich bereits bezahlt, der Kontrakt ist gemacht; so heisst's nur noch: *Unverdrossenheit*. Diese Woche muss ich noch meinem Bruder und seiner Erholung gönnen, da er für seine Verhältnisse ungläubliche Strapazen durchgemacht hat. Im Uebrigen war der Aufenthalt in Rom sehr schön, Ludwig nicht schlecht aufgelegt und durch Böcklins Anwesenheit um so animirter. In welcher Weise ich es mit meinem Umzug machen werde, ist mir noch nicht vollständig klar. — . . . Und so wollen wir, lieber Fiedler, nach mancherlei bösen Träumen nicht an einem fröhlichen Erwachen verzweifeln. — ..

78.

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, den 24. Sept. 1875.

*Mein lieber Fiedler!*

Ihr soeben angelangter Brief hat mich auf's Tiefste gerührt. So viel Grossmuth und Freundschaft habe ich nicht verdient. Ich muss mich damit begnügen, mich anzustrengen, sowohl Ihnen als mir selbst solcher Aufopferung nicht ganz unwerth zu erscheinen.

Sie werden meinen Brief erhalten haben. Ich kann hinzufügen, dass ich glaube in der ganzen Angelegenheit mit mir fertig geworden zu sein; ich bin ja auch gerade kein ungeübter Kämpfer. Dies wäre schon ein erster Gewinn. Ein anderer ist, dass ich meiner alten, wahren Heimath zurückgegeben bin; denn Rom bleibt das doch für alle Diejenigen, deren Naturell und Entwicklung es unmöglich machen, in anderer Umgebung festen Fuss zu fassen.

Ueber das Vergangene kann ich mich insoweit trösten, als ich mir noch heute nachsagen muss, dass *meine Absichten* weder

unlauter, noch ganz unsachlich waren; gerne gebe ich zu, dass ich über das, wie ich die Dinge *wünschte*, übersehen habe, wie sie *sind*.

Vor allen Dingen aber sehe ich ein, dass ich zu den, man kann eben nicht sagen, bevorzugten Naturen gehöre, deren Dasein ein ewiger Kampf mit sich oder anderen ist, sie mögen sich stellen, wie sie wollen. Doch da Sie nach Rom kommen wollen, so können wir uns auch über dergleichen nach Bedürfniss aussprechen, und um so besser als, denke ich, wir uns auch auf diesem Boden zum ersten Male nahe gekommen sind. — . . .

. . . . Wenn das Wort „Dank“ nicht schon zu abgebraucht wäre, würde ich auch diesen Brief, wie schon so manchen andern damit schliessen; also nur addio.

Ihr treuer

Hans v. Marées.

79.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. Okt. 75.

*Lieber Fiedler!*

So wäre ich denn hier wieder in dem alten Rom, inmitten seiner alten Schönheiten und Scheusslichkeiten. Die Letzteren machen sich freilich im Anfang immer am fühlbarsten, aber erst einmal in der Arbeit, vergessen sich dieselben schnell. Eine mir convenirende Wohnung habe ich immer noch nicht gefunden, sondern habe mir ein provisorisches Zimmer in der Via Sistina 72 genommen. Zunächst bin ich auch vorzüglich damit beschäftigt, Alles zur Arbeit vorzubereiten, denn diese thut mir am meisten Noth. Der einzige Mensch, mit dem

ich hier verkehren kann, ist natürlich Ludwig. Schlösser ist nur ein Frosch; ich hoffe indessen, dass auch Böcklin, sobald er kann, hierherkommen wird, um so mehr, als ihm mein Scheiden sehr nahe gegangen ist.

Nach Allem was mir im Leben verloren gegangen, sei es durch meine Schuld oder die Anderer, bleibt mir doch immer noch Eines: die Hoffnung! Dieser kann ich immer noch nicht ganz entsagen. — . . .

80.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 16. Okt. 1875.

Ludwig hat mit mir allerdings von den Fresken von Cornelius u. s. w. gesprochen<sup>1</sup>, wodurch er keine Indiskretion zu begehen glaubte. Dadurch, dass ich ein paar mal, wenngleich vergeblich, dort war, die Bilder anzusehen, ist der Besitzer in unnöthige Aufregung gerathen.

Mr. Morris Moor<sup>2</sup> hat mich in seine Krallen gefasst; ich weiss nicht, ob ich es bedauern soll. Mir gefällt der kleine Rafael<sup>3</sup> stets besser, und ich ertrage gern die Unannehmlichkeiten, die das Anschauen desselben mit sich bringt. Es würde Unbescheidenheit sein, wenn ich sagen wollte, dass mir etwas dem Verwandtes schon seit geraumer Zeit als Anzustrebendes vorschwebt; aber ich glaube, ich sehe in dieses Bild nicht mehr hinein, als darinnen ist. Es ist tief zu bedauern, dass ein so erfreuliches Werk Gegenstand der Polemik geworden

<sup>1</sup> Die Fresken in der Casa Bartholdy, die damals noch an ihrem ursprünglichen Platz waren.

<sup>2</sup> Der bekannte englische Sammler Morris Moore.

<sup>3</sup> Das heute der Schule Francias oder Perugino zugeschriebene kleine Bild „Apollo und Marsyas“, das sich jetzt im Louvre befindet (K 1509, bekannt unter dem Namen Raphael de Morris Moore).

ist. Ich weiss nicht, ob Sie sich einer Photographie desselben Mr. M. erinnern, die er uns in Florenz zeigte: eine Madonna mit Bambino und Johannes, nach einem angeblichen Bilde von Michel Angelo. Auch zu dieser besitzt er das Original, will es aber bis jetzt nur Wenigen gezeigt haben, und hält es in einem schweren Kasten verschlossen. Ich bin sehr neugierig, welchen Eindruck dieses Bild bei einem zweiten Sehen auf mich machen wird; bis dahin werde ich nichts weiter darüber bemerken.

Unter uns gesagt kommt mir die Brauchbarkeit der Ludwig'schen Bestrebungen immer zweifelhafter vor, obgleich ich an seinem Successe in der Welt mehr Glauben gewinne. Schaden wird er indessen sicher nicht anrichten, und insofern als er das Beste, was er weiss und kann, zu Tage fördert, verdient er wohl, dass man ihm beisteht und die Stange hält. — . . .

81.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 25. Okt. 1875.

*Lieber Fiedler!*

Zwei Ursachen veranlassen mich, Ihnen schon wieder mit meinem Geschreibsel zur Last zu fallen. Die erste ist die Photographie von Apollo und Marsias<sup>1</sup>, die nicht ich, sondern Mr. Moor Ihnen sendet. Er hat mich ebenfalls mit einem Exemplar beschenkt, und wie er mir sagt, zollt er diesen Tribut allen Denjenigen, die sein Bild nach Würden erkennen u. s. w. Ob Mr. Moor ebenso harmlos wie sein Bild ist, könnte doch einen Gran von einem Zweifel erregen.

<sup>1</sup>Vgl. Fussnote 2 des Briefes vom 16. Oktober.

Die zweite Ursache ist, dass mein Bruder mir schreibt, von Wesendoncks Schwiegersohn die Mittheilung erhalten zu haben, dass Frau K. die Ehescheidungsklage eingereicht habe, um H. heirathen zu können. Ich bin wie aus den Wolken gefallen; denn ich habe auch nicht die entfernteste Ahnung von einem solchen Schritt gehabt, so wenig, wie ich überhaupt von dem Fortbestehen eines derartigen Verhältnisses etwas wusste. Wenn Sie überhaupt unterrichtet waren, so werden Sie auch Ihre Gründe gehabt haben, mir das zu verschweigen. Ich kann nur ahnen, wie weit und wie vielseitig sich Ihre Theilnahme und Fürsorge erstreckt haben.

Nur Eines: wenn auch nur die leiseste Vermuthung von etwas Aehnlichem in meiner harmlosen Seele vorgegangen wäre, so hätte ich schon lange lange das Feld geräumt. Ich muss es aussprechen, dass ich weder mit Bewusstsein noch Wissen, oder gar Absicht ein Obstaculum gewesen bin. Vielmehr lebte ich den Sommer hindurch der fast sicheren Ueberzeugung, dass sich das Verhältniss zwischen mir und H. wieder in alter Weise gestalten müsse, da ich entschlossen war, meine Eigenheiten, soweit es in meiner Gewalt war, zu meistern und zu überwinden. Und das mag dann wohl das letzte Wort in dieser Angelegenheit sein.

Ich darf wohl glauben, dass es auch Ihnen zur Beruhigung gereicht, wenn ich Ihnen schreibe, dass ich mich nicht unglücklich hier fühle. Dieser Tage habe ich denn auch ein ganz angenehmes Logis Via Sistina 107 gefunden, in dem ich, der Menschenhasser, meiner Lust an Geselligkeit fröhnen kann. — . . .

82.

### *An den Bruder Georg.*

(Ohne Ort und Datum. Wahrscheinlich Rom, gegen 25. Oktober 1875.)

. . . Mein Verhältniss zu Hildebrand ist durchaus gebrochen; das geht Niemanden weiter etwas an, auch Dir würde ich

das nicht schreiben, wenn nicht des Grabsteins<sup>1</sup> wegen. Ich habe B. geschrieben, der Gr. wäre zerbrochen. Du wirst das freundlichst unterstützen und keinem Menschen etwas weiteres darüber mittheilen. Daran ist mir viel gelegen. Es wäre besser, den neuen in Deutschland machen zu lassen. Ich muss Dir auch diese Sorge an den Hals laden. Was die Bezahlung anbelangt, kannst Du auf mich rechnen.

Du scheinst einigermaßen im Klatsch zu stecken. Woher weisst Du Alles? Ueber Bkl. hörst Du auch richtig und falsch sprechen. Du kannst sicher sein, dass es für Böcklin eine grössere Genugthuung ist, wenn *ich* mich für seine Arbeiten interessire, als das missverstandene Lob eines Berliner Publikums. Von diesem Publ. verlangt man nur Geld, aber kein Urtheil.

Es rührt mich, dass Du so besorgt bist um meine Gemüthlichkeit. Um Dich also darüber zu beruhigen; meine Werkstatt ist sehr behaglich, wenigstens für mich. Ungestört arbeiten zu können, ist für mich Drei-Viertel des Daseins. Für meine Person will ich nicht mehr. Wenn ich reich wäre, würde ich wahrscheinlich ebenso leben, wie jetzt, der Ueberschuss würde anderen zu gute kommen. Für Besitz habe ich keinen Sinn.

Doch genug davon. Ich bin so fleissig, dass mir des Abends die wackeligen Beine gehörig wehe thun und ich zu nichts anderem fähig bin, als mich in die Arme Bacchus's fallen zu lassen, vorausgesetzt, dass Venus nicht am Wege lauert. Denn dieses alte Fell thut das leider öfter, als mir lieb ist. Dann schlaf ich gut und stehe morgens mit klarem Kopf und heitrem Sinn bei der Arbeit, die mich immer mehr anzieht. Geduld und Beharrlichkeit, Unverdrossenheit, Unverzagtheit, Liebe zur und Glaube an eine Sache, so kann man nicht so leicht in's Meer des Spiessbürgerthums versinken.

<sup>1</sup> Der Eltern Marées'.

Neulich wurde es saumässig kalt hier; dann wurde es wieder saumässig warm. Entschuldige mein Geschmiere. Das Schreiben wird mir sauer. Hoffentlich geht es Dir und den Deinigen gut, verliere nur den Muth und die Freude am Dasein nicht; so schlecht auch das letztere sein mag, es ist das beste, was wir haben.

Für heute Addio.

Dein treuer Bruder Hans.

83.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 30. Oct. 1875.

*Lieber Georg!*

Kaum hatte ich meinen Brief abgeschickt, als ich den Deinigen erhielt. Es thut mir sehr leid, dass Du Dich nicht wohl fühlst, so wie auch, dass Du Dich in Deiner Stellung nicht mehr behaglich findest. Und doch möchte ich mir erlauben, Dich zu einem ruhigen Abwarten aufzufordern; wie oft entwickeln sich nicht Beziehungen und Verhältnisse, die sich auf's Ungünstigste ankündigen, in erfreulicher Weise. Ich denke mir, ist sich Jemand seines Werthes bewusst, so kann er auch um so ruhiger durch ein festes Ausharren, auch in wenig erfreulichen Umständen, die verdiente Anerkennung erzwingen. Man muss bedenken, dass die Menschen Zeit gebrauchen, das Verdienst des andern zu erkennen und zu beurtheilen. Wechselt man zu oft oder zu schnell Stellung, so nimmt man ihnen die Möglichkeit, das zu thun, und sich selbst die Hoffnung auf einen Ricompens für das Ertragene. Nimm mir meine Klugscheisserei nicht übel, lieber Georg; wie Du weisst, entspringt sie aus wahrer Theilnahme. Was



Du von H. und K. berichtest, hat mich auf's Höchste überrascht; von einer solchen Wendung hatte ich denn doch keine Ahnung<sup>1</sup>. Doch ist es mir im Ganzen Wurst. Rom wirkt auf mich überhaupt beruhigend; und von der inneren Ruhe hängt auch die gute *Laune* ab, und von der letzteren der gute Erfolg.

Dein treuer Bruder Hans.

<sup>1</sup> Vgl. Brief 81, zweiter Absatz.

84.

*An den Bruder Georg.*

*Lieber Georg!*

Seit einigen Tagen haben wir hier ununterbrochen Nacht. Es ist ein wahres Selbsmordwetter, das meiner Arbeitslust eben nicht zu Statten kommt. Sonst hat letztere die gute Eigenschaft, dass sie mich alles andere vergessen lässt, und mich unabhängig von Menschen und Umständen macht. An der Böcklin'schen Affaire magst Du erkennen, wie heutzutage die Welt jede Bestrebung, die nicht mit dem Gewöhnlichen Hand in Hand geht, statt zu befördern zu hindern sucht. Drum kann man von ihr nicht mehr verlangen, als dass sie einen wenigstens ungestört lässt. Mir Störungen vom Hals zu halten, das ist mein ganzes Bemühen dem Publicum als auch meinen Kunstgenossen gegenüber. Gelingt es mir endlich, das, was in mir lebt und webt, zum allgemein verständlichen Ausdruck zu bringen, so habe ich meine Aufgabe gelöst und kann über das Urtheil der Nachwelt unbesorgt sein. Dazu ist freilich noch viel Arbeit, Ruhe und Geduld nöthig.

Dein treuer Bruder Hans.

Rom, den 30. Nov. 75.

Mit Böcklin stehe ich in ziemlich lebhaftem briefl. Verkehr.

85.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 20. Dez. 1875.

*(Fragment.)*

Der Grund, dass selbst so künstlerische Menschen wie Böcklin, doch so wenig befriedigend in ihren Leistungen sind, liegt wohl vorzüglich darin, dass fast alle Modernen, oder alle, von der Erscheinung ausgehen, eine Untugend — denn das ist es — die allerdings die Folge des Epigonthums ist. Das natürliche und naturähnliche Entstehen eines Menschenwerkes wird dadurch unmöglich gemacht, die Nebensachen werden zu Hauptsachen und umgekehrt. Die Erscheinung muss, scheint mir, das letzte Resultat der künstlerischen Arbeit sein und bedingt werden durch die Gegenstände, die dargestellt werden. Ich bin überzeugt, dass alle wahrhaft befriedigenden Kunstwerke wie der Mensch aus dem Foetus entstanden sind; erst mit dem letzten Strich war die Erscheinung da. Ich glaube fast, in allen Kunstsachen ist es jetzt so; man will irgend eine Wirkung auf das Publikum machen, statt wirklich darzustellen.

86.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 20. Dez. 1875.

. . . . . Dass Böcklin<sup>1</sup> trotz seiner wirklich künstlerischen Eigenschaften verhältnissmässig wenig befriedigend in seinen Leistungen wirkt, liegt, glaube ich, vorzüglich daran, dass

<sup>1</sup> Vgl. das vorhergehende Brief-Fragment.

er mit dem, was das letzte sein sollte, der Erscheinung, beginnt. Darum sind seine Sachen in der ersten Anlage eigentlich ebenso gut, als nach vieler Arbeit. Sein Wollen ist dann schon gefesselt und artet in Spielerei aus. Aber unser modernes Leben erschwert ein rein gegenständliches Verfahren überdiemassen. Ohne Objectivität und Unbefangenheit ist kein Kunstwerk möglich und dazu gehören Hingabe, Selbstvergessen und Geduld: Eigenschaften, die aus vielen Gründen heutzutage nicht so leicht zu erringen sind. Eine Eigenschaft jedoch darf man bei Böcklin nicht unterschätzen, das ist seine unzerstörbare Passion und nach dieser Seite wird er weder von Künstlern noch Publikum unterstützt. — . . .

87.

*An Konrad Fiedler.**(Fragment.)*

Rom, den 25. Dez. 75.

*Lieber Fiedler!*

Den herzlichsten Dank für Ihren freundlichen Glückwunsch. Sicherlich sieht man mit den zunehmenden Jahren immer mehr sein Glück in dem Beruf, zu dem man bestimmt ist oder bestimmt zu sein glaubt; oder vielmehr verzichtet man wohl überhaupt auf das, was man Glück zu nennen pflegt und bemüht sich, wo möglich der Absicht der Natur nachzukommen. So halte ich auch für das Schlimmste, was Einem widerfahren kann, abzudorren, ohne Frucht getragen zu haben. Und doch kann man die Schuld in solchen Fällen nicht immer dem betreffenden Individuum beimessen. Wir sind schliesslich wie die Pflanzen, unser Gedeihen hängt nicht allein von der angeborenen Qualität ab, sondern von tausend anderen Umständen. Der Vorzug von Bewusstsein und Willen wird durch unsere grössere Verletzbarkeit fast aufgehoben.

88.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 3. Januar 1876.

..... Mich sollte es sehr freuen, wenn unsere Zeit sich einer anderen Strömung wie bisher anschliesse. Man könnte dabei selber nur gewinnen. Denn besitzt man vielleicht auch eine feste Ueberzeugung und Geduld genug, die Dinge reifen zu lassen, so ist man doch nie sicher, dass die Epidemie der Hast Einen nicht auch ansteckte. Was mich anbelangt, so bin ich zufrieden, wenn ich, wie ich hoffe, die Epoche der Leidenschaften überstanden habe, denn diese Letzteren sind es im Grunde, die Einen in Allem hindern und den Blick trüben. Mich wenigstens haben dieselben stets gehindert, die Kunst zu erlernen, sein Licht auf den Scheffel zu stellen.

89.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 28. Januar 1876.

..... Meinem Vorhaben gemäss bin ich neulich auf ein Paar Tage in Neapel gewesen. Meine Vermuthung, Kleinenberg dort anzutreffen, schlug nicht fehl. Jedoch kann ich nicht viel über seine Verhältnisse mittheilen, da dieselben unverändert zu sein scheinen. Er beschäftigt sich vorzugsweise mit Uebersetzen und mir scheint, dass seine Lebensweise seinem Temperament zusagt. Im Uebrigen ist er noch von dem alten, schwer hinwandelnden Leichtsinne besessen, der ihn wohl auch nicht verlassen wird; ebenso fröhnt er auch noch seinen dilettantischen Passionen. Bei Dohrn hatte ich ein verunglücktes Mittagessen eingenommen, da seine Frau unwohl wurde. Uebrigens will

er die Saalbilder nun ernstlich photographiren lassen, ja, er hat mir eine kleine, freilich nicht sehr schöne Photographie des Fischerbildes verehrt. Ich würde sie Ihnen geschickt haben, wenn sie nicht zu lumpig wäre. Ludwig ist indessen sehr entzückt davon, was freilich nichts sagen will. Der Saal selbst wird zur Bibliothek eingerichtet, was mir nicht unlieb ist, weil dadurch die Bilder am Abend gesehen werden und doch nicht so ganz brach liegen.

Das Museum in Neapel hat mich sehr erfrischt; es ist freilich schlimm, dass man, oder ich, der Erfrischung so oft bedürftig bin. Was sagen Sie zu den Ausgrabungen in Olympia? Nun ist doch Hoffnung da, dass man über antike Kunst ganz andere Aufschlüsse erhält, als dies bisher der Fall war. Ein intaktes Gemälde aus der Blüthezeit wird auch dort wohl schwer gefunden werden.

Ich für meine Person kann mich auch jetzt noch nicht mit Resultaten brüsten: doch immer kann ich die Hoffnung noch nicht aufgeben, dass ich zu einem solchen gelangen werde und wenn es auch mein Schwanengesang sein sollte. Es ist still und einsam hier, was mir aber nicht missfällt; es ist die einzige Art, wie nach und nach etwas zur Reife gelangen kann.

90.

*An Konrad Fiedler.*

*Lieber Fiedler!*

Ihr vortreffliches Opus „Ueber die Beurtheilung von Werken der bildenden Kunst“ hat mir die grösste Freude und Ueberraschung bereitet. Ich gratulire Ihnen von Herzen zu dem ersten kühnen Schritt, den Sie in die Oeffentlichkeit gethan haben. Doch vor Allem zu dem *was* und *wie* Sie es gesagt haben. Es ist Ihnen gelungen, in kurzem Raum Vieles, Neues

und Unbestreitbares zu sagen und über Dinge, die wahrlich nicht leicht in Worten abzufassen sind. Doch ich will Sie nicht mit Lobhudeleien, an denen es ja so nicht mangeln wird, ermüden.

Die Wirkung, die diese Ihre Betrachtungen machen werden, muss eine grosse unberechenbare sein, eine thatsächliche. Dass dieselben, ohne rechts noch links zu sehen, so bei der Sache bleiben, gibt ihnen überzeugende Kraft. Ohne jegliche Polemik ist die ganze moderne Kunstlitteraturstümperei auf den Topf gesetzt, weil Sie wirklich etwas Positives gesagt haben. Sie haben ausserdem einen Beleg dafür gegeben, dass Gesinnung und Einsicht unzertrennlich sind, was in unserer Zeit doppelt verdienstlich ist.

Bis jetzt nach einmaligem Lesen kann ich nur sagen, dass mir Ihre Leistung den wohlthuedsten Eindruck gemacht hat, und dass es mir individuell noch zur besonderen Freude gereicht, dass Sie der Verfasser des Gesagten sind. Sie haben sich dadurch zum Wortführer von einer Sache gemacht, die endlich einmal gesagt werden musste, und der Ernst, das Maass und die Ruhe mit der das geschehen, kann für unsere modernen Schwätzer nur beschämend sein. Freilich werden Sie noch viel zu thun haben, ehe Sie richtig verstanden und begriffen werden, um so mehr da es im Sinne der Sache liegt, zu sagen: Gehet hin und thuet desgleichen.

Seien Sie also auf's Schönste bedankt und lassen Sie sich vor der Hand diese meine Zeilen nicht verdriessen, wenn es denselben auch nicht gelungen ist, meine wirklich ungeheuchelte aufrichtige Freude, Anerkennung und Würdigung auszudrücken.

Ihr treuergebener

Rom, 29. Januar 76.

Hans v. Marées.

91.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 9. Februar 76.

*Lieber Fiedler!*

Soeben habe ich Ihre Broschüre<sup>1</sup> erhalten und in einem Zuge verschlungen. Eine Besprechung oder gar Beurtheilung von meiner Seite werden Sie keinesfalls erwarten, und wenn ich meiner Freude über diesen Ihren ersten und kühnen Schritt in die Oeffentlichkeit, nicht den rechten Ausdruck zu geben vermag, so werden Sie doch an die Wahrhaftigkeit derselben glauben. Wenn mir namentlich die Gesinnung, die Sie in Ihrer Abhandlung ausdrücken, nicht unbekannt ist, so kann ich Ihnen doch mein Erstaunen nicht verhehlen, dass es Ihnen in diesem Grade gelungen ist, etwas so schwer Auszudrückendes in so klarer Weise zum Ausdruck gebracht zu haben. Vielleicht haben Sie in dieser Schrift viel mehr geleistet, als sich so von vornherein erkennen lässt, und die Wirkung muss eine grosse und vielseitige sein. So sachlich Sie sich verhalten, so haben Sie doch für jeden Urtheilsfähigen und Einblickenden noch *nebenbei einen Menschen dargestellt*, der, um Ihnen keine Schmeichelei zu sagen, Sie selber sind. Das werden Sie etwas abstruse finden, aber für mich wenigstens ist es so. Diese Uneigennützigkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, die ja auch mit dem Suchen nach Erkenntniss und Wahrheit Hand in Hand gehen muss, würde man in den meisten modernen Schriften vergeblich suchen; und diese, oder das was ich so nenne, gibt Ihrer Schrift die überzeugende Kraft. Es gibt nichts Erfreulicheres in dieser Welt, als menschliche Leistungen, an die man glaubt; wie ja im Glauben allein Glückseligkeit zu finden ist. Mit einem Wort also, ich glaube an das, was Sie in dieser

<sup>1</sup> Es handelt sich um den im Brief 90 besprochenen Aufsatz.

Abhandlung behandelt haben, und glaube, dass sie aus Ihnen geworden ist. Wenn ich eben von Wirkung sprach, so meine ich die thatsächliche, die Wirkung auf alle die, in denen noch nicht das letzte Fünkchen von aufrichtigem Streben erstorben ist. Es lässt sich nicht leugnen, Sie haben der ganzen kunstlitterarischen Welt den Fehdehandschuh hingeworfen, aber mit dem unleugbarsten Vortheil auf Ihrer Seite; mir wenigstens erscheint das, was Sie sagen wollten, so klar und abgerundet, dass es dem Streite gar kein Objekt mehr bieten kann.

Obiges waren meine ersten Ergüsse. Es wird Ihnen vielleicht Spass machen dieselben zu lesen. Zugleich sollen sie ein Beweis sein, wie schwer es mir wird, meine Gedanken zu resümiren, sowie auch, dass der persönliche Verkehr von Zeit zu Zeit Nothwendigkeit ist, da in demselben einem öfter die Gelegenheit freundlich beisteht, das, was in einem vorgeht, zu offenbaren. Sowie mir also Ihre Gedanken vielfach Stoff zum Nachdenken geben, um so mehr als darin eine Verwandtschaft — bescheiden wie ich bin — mit den meinigen ist, wäre es wohl am Besten, wenn wir eine eingehende Besprechung auf Ihr Hierherkommen aufsparten.

Obigen unterstrichenen Passus kann ich kaum zurücknehmen; die Aussprüche Ludwigs und Schlössers bestätigen mir dies; so wenig ich glaube, dass beiden der Kern der Sache nahe getreten sei, sind sie doch sehr einverstanden; doch ist ein eingehendes Gespräch mit ihnen über dergleichen wohl kaum möglich.

Dass die Arbeit nun für Sie keine kleine ist, davon bin ich überzeugt, doch, wer a gesagt, muss auch b sagen, und wenn man auch gerade nicht immer bis zum Omega kommt, so gibt einem ein guter, wenn auch von Andern anzufechtender und angefochtener Anfang doch die Garantie eines weiteren Vordringens. Uebrigens liegt im Anfang das Ende. — . . .



92.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 12. Juni 76.

*Lieber Fiedler!*

Herzlichsten Dank für Ihren neulichen Brief. Es freut mich, dass Ihre Hochzeit<sup>1</sup> und Reise so gut von Statten gegangen, obgleich ich es doch sehr bedauern muss, auf ein Wiedersehen verzichten zu müssen. Ich hatte so Mancherlei auf dem Herzen, was nun unausgesprochen bleiben muss. Ob Schweigen immer Gold sei, könnte wohl bezweifelt werden. Doch trotzdem glaube ich wenigstens in der Erringung der Ruhe fortzuschreiten, die zu der Ausübung einer Kunst, die vor allen andern die stille genannt werden kann, nöthig ist. Freilich bin ich überzeugt, dass meine Bestrebungen mich immer weiter aus dem Getümmel des modernen Wirrwarrs entfernen werden, doch ist damit noch nicht viel gewonnen. Wenn man einmal wieder mit Menschen zusammenkommt, überfällt Einen eine gelinde Verzweiflung, wenn man sieht, wie sie das, was eigentlich natürlich, was gesunder Menschenverstand ist, nicht sehen wollen. Ich ärgere mich oft, dass ich mit meinen Ansichten nicht mehr hinter dem Zaun halte, um so mehr da ich weiss, dass das, was nicht von momentanem Erfolge begleitet ist, in der Welt als Verrücktheit erscheint. Aber Geduld und immer wieder Geduld.

An Streben fehlt es heutzutage im Allgemeinen nicht; ich kenne doch Viele, die ihr Sein einsetzen, und doch will es noch nicht vorwärts gehen. Die mannigfaltigen Ursachen davon sind leichter einzusehen, als zu ändern. Doch, da es nicht meine Aufgabe ist, eine Broschüre zu schreiben, so

<sup>1</sup> Fiedler hatte sich im April mit Fräulein Mary Meyer, Tochter des Berliner Kunsthistorikers und Direktors der Nationalgalerie Julius M. vermählt.

will ich doch gleich mit derlei Gedanken inne halten. Basta, dass Sie wissen, was mich beschäftigt, und wie meine schwachen Kräfte sich abmühen, Gesinnung und That zu verbinden. — ... Ich habe für den nächsten Winter das früher Dreber'sche Atelier gemiethet am Tiber, welches Sie ja wohl kennen. Mein jetziges ist doch zu klein und diesen Winter gänzlich verbaut. Blendende sonnenbeschienene Mauern haben meine Augen in etwas üblen Zustand versetzt; alle Augenblicke habe ich zu laboriren. — . . .

Ihr Bildhauer<sup>1</sup> hat sich bis jetzt noch nicht gezeigt.

<sup>1</sup> Artur Volkmann. Fiedler hatte ihm eine Empfehlung an Marées mitgegeben.

93.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 2. Juli 1876.

Berichtet, dass er übermorgen zu Bruckmanns Hochzeit in das „Verlorene Paradies“ nach Florenz fahre.

Seien Sie froh, dass Sie das Leben von seiner heiteren Seite kennen lernen. In solcher Einrahmung nehmen sich dann auch ernstere Bestrebung und Arbeit noch einmal so gut aus. Ich vermuthe, lieber Fiedler, Sie haben ein Bisschen Angst vor mir gehabt, als einem Verbitterten. Ich hoffe, mit der Zeit das Gegentheil zu beweisen. Jedenfalls bin ich noch nie so herunter gewesen, um mich nicht mit den Fröhlichen freuen zu können. — . . .

94.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 15. Juli 1876.

. . . . . Böcklins Wunsch, der plötzlichen Heirath beizuwohnen, musste ich aus mir nothwendigen Rücksichten nachkommen

und bin auch froh, dass ich es gethan habe. Ich bin vier Tage in Florenz geblieben und habe ausser der Böcklin'schen Familie nur stumme Freunde in den Galerien besucht, deren Wiedersehen eine um so grössere Freude erregt, wenn man in ihrer Gegenwart erkennt, dass man sich doch erweitert und ihnen dadurch genähert hat. Wenn ich bedenke, wie lange es währt, ehe sich Kunstwerke, Resultate dem Sinn rein erschliessen, um so weniger erschrecke ich vor der Zeit, die in Anspruch genommen wird, ehe sich das Empfundene, Erkannte rein von Seele und Hand ablöst. — . . .

95.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 17. Juli 1876.

. . . . . Die Hochzeit in Florenz war sehr originell. Ausser dem Böcklin'schen Ehepaar und der Fräulein Fries war ich der einzige *Alte*. In der protestantischen Kirche musste ich der versammelten Hochzeitsgesellschaft die Zeichen zum Aufstehen und Niedersitzen geben und das geschah gerade auch nicht immer im richtigen Moment. Von da zog der Hochzeitszug, der vornehmlich aus jungen Herren bestand, nach dem Palazzo vecchio und von da in einer Bärenhitze nach Bonciani auf dem Viale, wo bei dem Gesange der Cicaden das Hochzeitsmahl fröhlich genug verlief. — . . .

Ich kann nicht leugnen, dass ich das Wesen B.'s auf's Höchste verehere: weder seine positiven Leistungen noch seine sogenannten moralischen Eigenschaften sind die Veranlassung dazu; vielmehr die Pflanze wie sie gewachsen ist. Ich möchte ihn nicht aus meinen Erlebnissen gestrichen wissen.

Dass ich mich zusammennehmen musste, um traurigen Empfindungen keinen Eingang zu gestatten, können Sie sich wohl

denken; darin habe ich nach und nach etwas gelernt. Uebrigens glaube ich, lieber Fiedler, dass Sie der einzige Mensch sind, der vielleicht hie und da eine Klage von mir vernimmt; das darf Sie ja wohl nicht verdriessen. — . . .

96.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 26. August 1876.

. . . . . Ich bin gestern von einem vierwöchentlichen Ausflug zurückgekehrt. In Perugia habe ich mich zwei Wochen aufgehalten und glaube, nicht zu meinem Schaden. Landschaftlich kann man sich nichts Anregenderes vorstellen, als die Umgegend von Perugia. Indessen war die Hitze kolossal. Von dort bin ich über Terni nach dem in den Abruzzen gelegenen Aquila gefahren, eine Tour, die mich sehr an unsere gemeinschaftlichen Fahrten in Spanien erinnert hat. Es war mein Plan, von dort quer herüber an die Eisenbahnlinie Rom-Neapel zu ziehen; dies liess sich nicht bewerkstelligen und so musste ich den grossen Umweg über Foggia und Neapel machen. Uebrigens ist die Fahrt von Aquila bis zum Adriatischen Meer ausserordentlich schön. In Neapel bin ich nur einen Tag geblieben und dann nach Ischia gesegelt, wo ich bei Kleinenberg campirt habe. Ich traf Kl. ganz munter und gesund an. Er hat eine reizende Wohnung in reizender Lage; sein Dasein könnte fast Neid erregen. Nicht sehr weit von dort hat sich auch das junge Bruckmann'sche Ehepaar auf einige Zeit eingerichtet. Am Dienstag Abend bin ich mit Kl. von Ischia nach Gaëta in einer kleinen Fischerbarke gesegelt. Dort haben wir uns getrennt und ich bin über Terracina hierher zurückgekehrt. Sie sehen, ich habe einen ganz anständigen girello gemacht, von dem ich mich allerdings nachträglich

ein wenig zerschlagen fühle, da die körperlichen Strapazen in Anbetracht der Hitze nicht gering waren. Hier ist es recht erträglich und in Kurzem werde ich wohl wieder in voller Thätigkeit sein.

Ich vermuthe, dass Sie die Wagner'schen Aufführungen über sich haben ergehen lassen. — . . .

97.

*An Arnold Böcklin.*

R o m , 2 9 . A u g . (ohne Jahr: 1876).

*Wertheater Böcklin!*

Endlich komme ich dazu, etwas von mir hören zu lassen. Mangel an Zeit war allerdings nicht das Hinderniss. Sie werden von Ihrer Tochter vernommen haben, wie ich plötzlich in Ischia erschienen bin. Die beiden Sposi<sup>1</sup> sehen recht gut und zufrieden aus.

In Perugia habe ich noch manchen neuen Spaziergang gefunden, und ich denke, wir wollen unseren verabredeten Plan festhalten<sup>2</sup>. Auf meinen Kreuz- und Querfahrten ist es mir wieder einmal zu Bewusstsein gekommen, wie einem an der Natur nichts so sehr interessirt und ergreift, als das Sehen, Verfolgenkönnen, Verstehen der Entwicklung und Zusammengehörigkeit der sich darstellenden Gegenstände. Darin beruht auch gewiss bei einem Bilde die überzeugende Wirkung auf den Beschauer. Es ist gewiss, dass noch tausend andere Dinge einen an der Natur reizen, aber ohne Obiges können sie nicht das dauernde Behagen erzeugen, das einen auch in der Betrachtung, im Anschauen nicht ermüden lässt. So muss ich denn Perugia von dem Gesehenen den Preis zuerkennen.

<sup>1</sup> Peter Bruckmann und Frau, Böcklins Tochter.

<sup>2</sup> Marées war einige Tage mit Böcklin in Perugia zusammen gewesen und sie hatten den Plan gefasst, jedes Jahr zusammen ein paar Wochen dorthin zu gehen. Es blieb bei der Absicht.

Ich bin neugierig, wie es Ihnen und Ihrem Bilde ergangen ist. Hoffentlich werden Sie mich bald in zwei Zeilen davon in Kenntniss setzen.

Mit der Bitte, Ihre Frau und Kinder, die Helden von Sesto<sup>1</sup>, Lang<sup>2</sup> u. s. w. auf's Herzlichste zu grüssen, für heute wie immer  
Ihr treu ergebener

Hans v. Marées.

<sup>1</sup> Anspielung auf eine Prügelei (nach Peter Bruckmann).

<sup>2</sup> Der Maler Albert Lang, lebt in München.

98.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 30. Aug. 1876.

. . . . Ich vermuthete wohl, dass die Wagner'schen Auführungen einen Eindruck auf Sie hinterlassen würden, ohne dass ich sagen könnte, worauf ich diese Vermuthung gründete. Dass eine Erscheinung wie Wagner, auch ohne obige Auführungen zu kennen, beschäftigen muss, jedenfalls jeden, der über Kunst ernstlich nachdenkt, liegt ausser allem Zweifel. Mir wäre es freilich auch interessant gewesen, zu erfahren, ob durch die letzten Werke das Miss- oder Unbehagen, welches W. bisher in mir erzeugt hat, aufgehoben worden wäre. Wissen möchte ich wohl, ob durch Bestrebungen wie die W.'schen dem Publikum nicht gänzlich die Fähigkeit benommen würde, Kunst, die nur durch sich selbst wirken kann und will, zu erkennen und zu geniessen. Ich verlasse mich schon sehr auf Ihr Urtheil und glaube gern, dass die betr. Leistungen nicht ohne vortreffliche Eigenschaften sein mögen. Was mir in Ihren Andeutungen bedenklich erscheint, ist, dass Sie sich doch auch auf einen *besseren* Genius verlassen, um auf dem von W. betretenen Weg das Richtige zu leisten. Ich glaube nur, dass man einen guten

Anfang oder eine gute Strömung daran erkennen kann, dass sie auch anderen minder befähigten Geistern es ermöglicht, ja, sie zwingt, wenn auch nicht Grosses, so doch Vortreffliches, Erfreuliches zu leisten. In der bildenden Kunst ist es sicher so und ich wüsste nicht, warum es in andern Künsten anders sein sollte. Und leider sehen wir, dass häufig hoch begabte Individuen die geebnetste Strasse verbauen und verbarrikadiren, indem sie *sich* selbst freilich ein unvergängliches Monument quer auf dieselbe hinsetzen. So haben es meiner Ansicht nach Raphael und Michel Angelo gewiss ohne diese Absicht gethan. Denn mit ihnen staut sich die Strömung, in der einige ihrer Vorgänger schwammen und ist bis auf den heutigen Tag noch nirgends wieder hervorgesprudelt. Damals begann die moderne Zeit: es wurde den Menschen zu langweilig, immer an den Ufern eines Flusses zu wandeln, und man baute grossartige Portale zu einem Irrgarten, in dem es uns jetzt nachgerade doch auch langweilig wird. Hier nun könnte ich wieder einmal sagen, wohin verirre ich mich selber. Bei gewissen Anlässen jedoch zieht so Vieles schnell und gedrängt vor dem Geiste vorüber, das, um geordnet und klar ausgedrückt zu werden, Jahre erforderte und das muss mich für obigen Unsinn entschuldigen sowie auch die Seltenheit, mit freien unabhängigen Menschen zu verkehren. — . . .

99.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 29. Sept. 1876.

. . . . . Mag man mich immerhin gehörig berupft haben, ich weiss, dass an's Bessere keiner gelangt ist. Jetzt nach so langem, nur *scheinbar* vergeblichem Ringen wäre es thöricht, wenn ich nicht auch noch die letzten Prüfungen mit Freudigkeit

durchmachte. Darum acceptire ich auch Ihre Hülfe, wie Sie sie angeboten haben, d. h. für das nächste Jahr, und das soll Sie wahrlich nicht reuen.

Meine Liebe und Hingebung zu meinem Berufe sind, wie meine Theilnahme für meine Mitgeschöpfe — sehr gross. Mit diesem Selbstlob will ich dieses Thema für heute schliessen.

Und doch führt mich ein spezielles Thema immer gleich in's Allgemeine. Wenn die Kunst mit dem grössten Ernst betrieben werden soll, so dürfen doch die abgelösten Resultate dies nicht merken lassen. Die Handlungsweise der Menschen bedarf, um richtig beurtheilt zu werden, wohl immer des Kommentars. Das Kunstwerk ist erst dann ein solches, wenn es dessen nicht bedarf. Die Wissenschaft, deren erster Keim vielleicht in der Neugierde liegt, sucht das Unbekannte auf; die Kunst beschäftigt sich mit dem, was möglichst *Allen* bekannt ist; nicht nur die Bühne soll ein Spiegel des Lebens sein; in ihren Wirkungen stimmen, glaube ich, beide darin überein, dass das Bekannte durch sie eine stets neue oder reichere, ausgebildeterere Physiognomie erhält. Die Musik hingegen muss doch ganz was Besonderes sein; vielleicht gehen die Wagner'schen Bestrebungen aus der unwillkürlichen Ueberzeugung hervor, dass Musik an und für sich als Alleinstehendes etwas Abstruses sei. Chi lo sa?

Sie müssen sich schon nachgerade daran gewöhnt haben, abgerissene Andeutungen meiner Gedanken zu ertragen, und so ist es auch kein Unglück, wenn ich mich nach dieser Seite hin immer mehr prostituire. — Ich habe diese Tage auch kleinen Umzug gehabt, ich bin in's Dreber'sche Atelier gezogen. Was meine Sachen anbelangt, so hoffe ich es noch zu erleben, Gelegenheit zu einem Freudenfeuer zu geben, wozu man sie verwenden kann. — . . .

Addio! Wie immer Ihr

Hans v. Marées.



100.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 6. Oct. 76.

*Lieber Georg!*

Dein Brief hat mich sehr betrübt, besonders aus zwei Ursachen. Die erste ist, dass ich jetzt nicht im Stande bin, Dir zu helfen die zweite, dass Du Dich so leicht der Desperation hingibst. Ich für meine Person bin überzeugt, dass man auch die schwierigsten Lagen mit Muth und Ausdauer überstehen kann. Freilich auch Geduld gehört dazu. Ich kann wohl nach mir zum Theil und noch mehr nach anderen beurtheilen, was man leisten kann. Doch möchte ich Dich eher ermuthigen, als durch die Erzählung fremder Misere Dir die Deinige fühlbarer machen. Ich glaube, dass man in übeln Zuständen auch bei dem, was einem von anderen Menschen . . . . zugefügt worden, möglichst wenig verweilen sollte, sondern vielmehr nachforschen, wo man selber anders handeln könnte; denn auch der Klügste und Vorsichtigste muss sich immer sagen, dass er noch nicht klug und vorsichtig genug ist. Leider sind diese beiden Eigenschaften zum Leben nöthig, um so mehr, wenn man für andere zu sorgen hat.

Solltest Du denken, dass ich von Sachen rede, die ich nicht kenne, so wäre dies ein grosser Irrthum. Aber freilich kann ich nicht leugnen, dass die Heiterkeit meines Gemüths immer mehr im Zunehmen begriffen ist. Den Humor der Verzweiflung kenne ich nicht und bin überhaupt der Ansicht, dass das eben kein Humor ist. Doch will ich mich nicht in diese Geschichte hineinphilosophiren.

Nur dies eine, lieber Georg, kannst Du sicher glauben, dass ich, sobald es meine Kräfte gestatten, Dir auch **unaufgefordert** beistehen werde; ich kann nicht versprechen, wann und in

wie weit, genug, es ist sicher, dass dies stets meine ernste Absicht war und bleiben wird. Da ich selbst schon lange auf alles sogenannte bürgerliche Glück verzichtet habe und sicherlich für meine Person keine übermässigen Bedürfnisse habe, so liegt es ja wohl nicht unbedingt ausser dem Bereich der Möglichkeit, dass ich trotz der sehr schlechten Zeiten und mit der Zeit darin etwas leisten kann. Ich harre aus und warte ab; das muss ich freilich auch von andern erwarten.

Nimm mir obige Zeilen nicht übel, lieber Georg, sondern lies vielmehr zwischen denselben meine wahren An- und Absichten heraus.

Der Herbst ist hier aussergewöhnlich heiss. Ich habe ein neues grosses am Tiber gelegenes Atelier bezogen, meine Wohnung behalten.

Für heute lebe wohl, Muth gefasst und die Deinen gegrüsst von  
Deinem treuen Bruder Hans.

101.

*An Konrad Fiedler.*

R O M, 12. November 1876.

. . . . . Meine zuversichtliche Stimmung entspringt aus sehr einfachen Gründen. Ich empfinde immer mehr, wie ich wieder zu meinem ursprünglichen Naturell zurückkehre, aus dem ich eigentlich schon seit meiner frühesten Jugend durch alle möglichen Umstände herausgedrängt worden bin. Wunder werde ich auch so schwerlich vollbringen, aber man kann schliesslich an jedem Gewächs, sobald es nicht verkümmert ist, seine Freude haben. Je schimmeliger ich von aussen werde, um so jugendlicher wird es inwendig. Noch eine kleine Weile, und ich werde in einem Fahrwasser sein, aus dem ich mich nicht so leicht wieder verdrängen lasse. Sie wissen vielleicht, dass ich ein

sehr vorsichtiger Mann bin; ich zögere und überlege lange, ehe ich den Nachen vom Ufer abstosse, und weiss auch, warum. Jetzt Wagner's Schriften zu lesen, dürfte mir vielleicht sauer werden; ich will mir das lieber zur heissen Zeit aufsparen, wo sich auch die Beschaulichkeit für einige Zeit ausspannen lässt. Das Lesen wird mir überhaupt immer schwerer; genau genommen lese ich seit einem Jahre einen und denselben Satz, über dessen Schlussperiode ich stets einschlafe. — . . .

Schlösser lässt Sie sowie auch Ludwig bestens grüssen und Sie durch mich bitten, ob Sie vielleicht die Güte haben wollten, einige unaufgespannte Photographien von den in Olympia gefundenen Ant. an mich in einem Brief einzulegen; ich schliesse mich dieser Bitte an . . . . Heut bin ich Farbenreiber gewesen, darum die ganz besonders schöne Handschrift. — . . .

102.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 27. Februar 1877.

. . . . In der vergangenen Woche war ich in Florenz, um bei Böcklin, der mich hier desshalb besuchte, Gevatter zu stehen. Ich wohnte bei den jungen Bruckmanns. Florenz, das sehr geräuschlos geworden ist, hat mir einen guten Eindruck gemacht. Um das Jenseits des Arno und was damit in Beziehung stehen könnte<sup>1</sup>, habe ich mich natürlich nicht umgesehen. Mir ist keine andere Empfindung in dieser Angelegenheit geblieben, als die Besorgniss, wie das alles enden soll. Gegenwärtig ist Hillebrand hier, und bin ich gestern mit ihm zusammen gekommen; er war sehr aufgeräumt. — . . .

Ich selbst habe Grund, sehr unzufrieden zu sein, indem ich schon seit drei Monaten auf's Niederträchtigste gestört werde.

<sup>1</sup> San Francesco.

Es wird unmittelbar neben meinem Atelier gebaut und vom Morgen bis zum Abend werden mir Ohr und Seele durch Hämmern und Lärmen zerrissen. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als den Miethcontract, der glücklicher Weise nicht schriftlich ist, zu brechen und mir einen stilleren Arbeitsort zu suchen. Das Schicksal hat es wirklich darauf abgesehen, meine Geduld auf die äussersten Proben zu stellen. Nichtsdestoweniger bleibe ich heiteren und zuversichtlichen Sinnes und mit dem Schlusse dieses Jahres wird wohl auch die Penelope-Rolle beschlossen sein. — . . .

Uebrigens sieht der arme Ludwig bedenklich aus; er ist sehr mager geworden und seine Züge sehr schlaff. Auch seine Art von Leonardo-Manie ist sehr bedenklich, wohl unheilbar. Sein angeborener Scharfsinn zeigt sich eigentlich dann am meisten, wenn die Giftblasen, die sich bei ihm von Zeit zu Zeit ansetzen, aufplatzen. Das Bewusstsein der eigenen Irrthümer lehrt einen indessen, mit denen Anderer Geduld zu haben.

Den jungen Leipziger Bildhauer<sup>1</sup> halte ich mir jetzt etwas ferner, weil ich bemerkt habe, dass er die Neigung hat, Dinge anzunehmen, die ihm schlecht bekommen könnten; ich möchte in solchen Fällen auch nicht den Schein einer Verantwortung auf mich nehmen. Ueberhaupt fällt mir bei der jüngeren Generation auf, wie wenig sie auf Sachliches eingehen kann. Alles Denken und Trachten dreht sich am Ende nur um die eigene kleine Person, und das ist sicher nicht der Weg, um sich der Kunst zu nähern. In dieser Beziehung, das muss ich immer wiederholen, bleibt mir Böcklin einer der achtbarsten Menschen, mögen nun seine Resultate ausfallen, wie sie wollen. Wenn ich mich nicht irre, steht ihm übrigens eine Belohnung in einem seiner Kinder bevor, einem Jungen von zwölf Jahren, der wirklich eminentes Talent und noch mehr künstlerischen Sinn zeigt. Und hier thut nun B. wirklich, was ihm nur möglich ist, um ihn von seinen eigenen Wegen fern zu halten. — . . .

<sup>1</sup> Artur Volkmann.

103.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 14. Apr. 1877.

.... Wenn ich eine Leidenschaft hätte, so wäre es die, andere glücklich zu machen, es nicht zu können, macht mich unglücklich. Wie vieles man auch mir vorwerfen kann, ich bin mir bewusst, die Nothdurft anderer unaufgefordert zu sehen und zu empfinden und mit Hintansetzung meiner eigenen Interessen nach Kräften zu lindern. Doch gestehe ich auch ein, dass der Schwerpunkt der Existenz, d. h. meiner, wo anders liegt. Doch wozu alles Geschwefel.

Im Grunde möchte ich nur, dass Du selber, selbst wenn solche Schweinereien an Dich herantreten, doch noch so viel Geduld, wie möglich, erwürdest; es ist Thatsache, dass Leidenschaft, Aufregung u. s. w. einen physisch und geistig schwächen; ist der Anlass dazu noch so gerecht, man muss darüber hinauskommen. Einer, der im Fette sitzt, wirst Du denken, hat gut rathschlagten. Aber vielleicht könnte ich doch nachweisen, dass eine Reihe von Jahren hindurch so viel hartes, unerwartet Schlimmes über mich ergangen ist, dass ich bis heute mich noch nicht gänzlich davon erholt habe; der Nutzen davon, keinen Illusionen zu trauen, sogar noch auf's Schlimmere gefasst zu sein, ist keine beneidenswerthe Errungenschaft, am wenigsten für einen Künstler.

Noch eines, wenn ich einen Menschen beobachte, dessen Schwächen sehr am Tage liegen, wie z. B. bei X., so werden mir die eignen um so lebhafter zum Bewusstsein, und das modificirt natürlich mein Urtheil sehr. In der Kunst, pflege ich oft zu sagen, seht das Schlechte nicht, sondern versteht oder lernt, das Gute zu sehen. Im Leben sollte es auch so sein. Es ist gewiss schwer, weil wir durch die schlechten Eigenschaften anderer nur zu oft beeinträchtigt werden. Das

kurze und lange aller Lebensweisheit ist schliesslich, dass der Mensch sich durchaus bemühen muss, sich über sich selbst zu erheben und sich auch die innere Freiheit und Selbständigkeit anderen gegenüber erwerben muss, sonst bleibt man ewig in der Misere stecken.

Ich fühle, dass Dir meine Weisheitsbriefe langweilig werden müssen, und doch entspringen sie nur aus der intensiven Theilnahme, die ich für Dich besitze; ich möchte oft die ganze Welt meiner Launen wegen um Verzeihung bitten.

Zum Schluss will ich noch die Hoffnung aussprechen, dass doch auch einmal ein unerwartetes Gute kommen mag.

Mit den besten Grüßen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

104.

*An Fräulein Melanie-Tauber.*

via Sistina 107 Roma, 25. Mai 1877.

Liebste Freundin und Melanichte, bis ich mein Reiseonkel-diplom als erloschen betrachten kann, was hoffentlich bald sein wird!

Vor allen andern Dingen erweisen Sie mir, bitte, die Gunst mich sobald wie möglich von dem glücklichen Verlauf Ihrer Reise zu unterrichten und mich von dem Wohlbefinden des entmenschten Paares zu überzeugen. Wenn ich Ihnen auch nicht je länger je lieber, sondern umgekehrt immer mehr Scheusal geworden bin, so dürfen Sie mich das doch nicht zu sehr entgelten lassen, Ihrer selbst wegen nicht. Soll ich Ihnen schildern, wie mir zu Muthe ist, seitdem ich wieder aus Ihrer Nähe verbannt bin? Selbst, wenn Sie darauf neugierig wären, woran ich zweifele, würde ich es doch nicht thun, aus vielerlei Gründen. Wie werden Sie aufathmen, nun vor schwerfälligen Römern

sicher zu sein, die andern Menschen nur das Dasein verleiden, und vor lauter Eitelkeit nicht einmal Hintz und Kuntzen aufkommen lassen möchten.

Doch will ich Ihnen nicht Unrecht thun, ich glaube, Sie werden Manches bald in einem andern Licht betrachten, als dies bisher der Fall zu sein schien. Warum wären Sie sonst die kluge und weise Melanie?

Oh, che dolce cosa è la prospettiva, specialmente, quando se scopre la vista d'un avvenire più bello.

Nachdem wir, Adonis<sup>1</sup> und ich, Sie verlassen hatten, befanden wir uns glücklich in einem Bummelzug, der erst abends um 9 Uhr in Florenz ankam. Dies setzte uns jedoch in die Lage, der heiligen Caecilia<sup>2</sup> in Bologna unsere Bewunderung und Verehrung darbringen zu können, soweit dies ohne Herz (dieses Möbel befand sich schon jenseits des Brenners zu jener Zeit) möglich war.

Zwei Tage blieb ich noch in Florenz, wo auch Ihre Angelegenheiten erledigt wurden und bin heute morgen wieder in meine mehr traurige als trauliche Einsamkeit eingekehrt. Sie sehen in diesen schlechten Zeilen meine erste Beschäftigung.

Wenn Sie Wünsche, Befehle haben, so wissen Sie und werden sich immer erinnern, dass ich immer bereit bin, denselben nach Kräften nachzukommen. Denn unter allen Umständen verbleibe ich

mit Gut und Blut und heitrem Muth

Ihr getreues Scheusal.

---

<sup>1</sup> Hugo v. Tschudi. Er und Marées hatten Fräulein Melanie Tauber und ihre verheiratete Schwester nebst deren Gatten nach Verona gebracht, von wo die beiden Damen nach Wien weiterreisten.

<sup>2</sup> Das Gemälde Raffaels in der Akademie von Bologna.

105.

*An Fräulein Melanie Tauber.*

(Wahrscheinlich Rom, Ende Mai 1877.)

*Unvergessliche, vergesslichste Pallas!*

Vielleicht und trotz Deiner Göttlichkeit weisst Du nicht, dass dieser Monat der Monat der „Allegria“ ist. Hier in Rom. Auf seinem Siegeszug von Indien aus gelangte endlich Gott Bacchus auch hierhin, auf dem Janiculus pflanzte er seinen Thyrsusstab in den Boden und sagte: Auch ich will von hier aus die Welt beherrschen! Und in der That, wenn ein Cult in der ewigen Stadt unvergänglich und unerschüttert blüht, ist es der Seinige. Namentlich ist es in diesem Monat, dass er seine Macht zeigt: dann müssen sich alle andren Gottheiten, selbst Venus und Amor ihm beugen. Gross und Klein, Mann und Weib huldigen ihm in dieser Zeit, und zwar in bacchantischem Jubel. Darf nun wohl der Priester der Pallas, der hohen, über gewöhnliche Weiberschwächen erhabenen Pallas, der so schon oft zürnenden Pallas, sich in diesen wilden Strudel der Begeisterung mit fortreissen lassen? Er vor allen Dingen sollte den Ruhm und die Ehre seiner Gottheit aufrecht halten. Doch wie kann er das, wenn sie, selbst in undurchdringliche Nebel tiefen Schweigens gehüllt, sich seinem Aug und Ohr verbirgt? Verlassen, ohne Trost, ohne Stärkung, was soll er thun? Dort steht der Knabe, der lächelnde, mit gefüllter Schaale. Komm, winkt er, komm und trinke den Trank freudiger Begeisterung, süssen Vergessens. Komm, was Dein Herz auch beunruhigt, hier bei mir findest Du Trost, Ruhe und Freude. Komm, Deinen Gliedern gebe ich Kraft und Rüstigkeit. Deine Phantasie erfülle ich mit den lieblichsten Bildern. Und, sagt der Schmeichler, ich verlange von Dir Nichts als — Nehmen. Kein Gelübde, keinen Schwur, keine Treue, nimm Du nur, ich will nur geben.







So spricht er. Der Jubel seiner Schaaren, die fliegenden Haare, die leuchtenden Augen, die schwellenden Lippen, Gesang und Tamburingetön, das Alles betäubt mich, ich kann nicht länger widerstehen, ich schwanke — nein, ich schwanke nicht. Denn ich weiss, der Pallasdienst gewährt höhere, bewusstere Freuden; Darum, Pallas, beschwöre ich Dich, kehre Dich nicht hinweg von Deinem pflichtgetreuen Priester. Du wirst einen solchen nicht wiederfinden.

Warum hat Pallas in vergangenen Zeiten Held Odysseus vor allen andern begünstigt? Weil er ein beständiges Herz im Busen trug und sich nicht blind und voreilig äusserm Schein hingab. Ist Pallas heute anders gesinnt? Sollte sie auch denken, wie es heute Mode ist, dass Treue, Zuverlässigkeit, Edelsinn u. s. w. langweilige Dummheiten sind? Ich kann es nicht glauben. Hiess sie selbst mich nicht, zu glauben, und will nun, dass der Tempel, den ich ihr in meinem Herzen gebaut, zerfalle? Kann sie wünschen, dass dann ihr eigenes Bild unter Trümmern begraben liege?

Ich erwarte ihren Wink und bleibe bis dahin, was ich unter gegebenen Umständen sein kann, ein — doch das ist nicht nöthig zu sagen, das weiss Pallas, sie kennt mich und wird mich nicht ganz gering schätzen. Sie müsste denn aufhören Pallas zu sein.

106.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Juni 1877.

*Lieber Fiedler!*

Jetzt können Sie sich nicht über eine zu grosse Schreibseeligkeit von meiner Seite beklagen. Ich habe in dieser Zeit Mancherlei erlebt, über das ich Ihnen, wenn wir uns ein Mal wiedersehen.

wie über manches Andere getreu Rechenschaft ablegen werde. Jedenfalls habe ich erfahren, dass auch die grösste Zurückgezogenheit nicht davor schützt, dass einem Menschliches passirt<sup>1</sup>. Jetzt muss ich in Folge mancherlei Störungen der Hitze trotzen und sehen, was ich zu Stande bringe. Ich habe einen ruhigeren, obgleich nur provisorischen Arbeitsraum gefunden. Mein Schicksal will es einmal, dass ich immer wieder auf Bildhauer gewissermassen influiren soll. Der junge Volkmann, der wirklich ein gutes Streben hat, hat sich mit Gewalt in meine Hände begeben; ich werde mich hüten, Missbrauch davon zu machen<sup>2</sup>. Auch der junge Begas<sup>3</sup> hat mich durch langes Quälen vermocht, mich von ihm modelliren zu lassen; die Büste, obwohl bei Weitem nicht so gut, wie sie Hildebrand gemacht haben würde, ist doch besser, als sie hier gewöhnlich gefertigt werden. Dieselbe soll in Berlin auf die Ausstellung kommen; wenn sie Ihnen nicht ganz missfällt so bitte ich Sie, sie von mir anzunehmen. Dass Ihnen H.'s<sup>4</sup> Arbeit gefällt, freut mich sehr und will ich wünschen, dass ihm dieselbe allenthalben Ehre und Anerkennung eintrage. . . .

<sup>1</sup> Anspielung auf die Beziehungen zu Frä. Melanie Tauber.

<sup>2</sup> Volkmann wurde noch nicht ins Atelier gelassen. Vgl. den Brief vom 3. Mai 1879 an Fiedler.

<sup>3</sup> Karl Begas. Der Marmor dieser Büste jetzt in der Nationalgalerie in Berlin.

<sup>4</sup> Wahrscheinlich Hildebrands Adam.

107.

*An Fräulein Melanie Tauber.*

Juni 1877.

*Geliebteste Melanie!*

Nach langem Hin- und Herüberlegen entschliesse ich mich zu folgenden Zeilen. Ich glaube damit eine Pflicht gegen Sie und mich zu erfüllen.

Dass ich Sie, liebe Melanie, wirklich und von ganzem Herzen

liebe, davon bin ich innerlich überzeugt und auch Ihnen kann dieses Geständnis nichts Neues sagen. Weil dem nun einmal so ist, so liegt mir natürlicherweise nichts mehr am Herzen, als Ihr Glück, so wie mich auch in Wahrheit nichts so tief schmerzen würde, als wenn Ihnen ein Solches verloren gehen sollte. Es wird wohl keine übereilte Vermuthung sein, wenn ich glaube, dass ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin. Darum muss ich hier einiges von mir selbst sagen.

Vor allen Dingen, ich bin im Leben aufs nichts anderes als meine Gaben und meine Kräfte angewiesen. Alleindastehend habe ich auch niemals etwas anderes vermisst oder gewünscht. Das Schicksal hat mir doch die grosse Gunst zu Theil werden lassen, dass ich auf weitere und nicht gemeine Ziele lossteuern durfte. Im Grossen und Ganzen habe ich die Zeit nicht unbenützt vorüberziehen lassen; ich habe Manches erworben, was vielleicht nicht zu verachten ist. Ich habe nicht planlos gelebt, und die Zeit nähert sich, wo sich das zeigen wird. Von Natur nicht ohne Muth, beseelt von Glauben und bewehrt mit festen, selbsterrungenen Ueberzeugungen, hat mich der Blick in die Zukunft nie zittern gemacht. Auch haben solche idealen Bestrebungen meinem Auge nicht die praktische Seite des Lebens verschlossen. Ich bin nicht unaufmerksam auf das Thun Anderer gewesen, und so sind mir auch manche Seiten des praktischen Lebens bekannt und geläufig. Von Hause aus hielt ich es unter der Würde meines Berufes, der ein edler ist, denselben zum eigentlichen Erwerb zu missbrauchen, obgleich mir es oft, wenn ich wollte, nicht so schwer wurde. Da nun das Leben doch unter allen Umständen einem Verpflichtungen auflegt, für Andre zu sorgen u. s. w., so hat sich diese Scheu auch gelegt oder modificirt. Mein übriges Verhalten im Leben, wenn auch nicht immer tadellos, hat mir das Interesse, die Theilnahme, Liebe und Achtung vieler und vortrefflicher Personen erworben, so dass ich mit meiner persönlichen und gesellschaftlichen Stellung nicht unzufrieden sein kann.

Habe ich bei so bewandten Umständen das Recht, von einem Mädchen zu verlangen, mein Loos zu theilen? Oder kann ich sie dazu auffordern? Und besonders, da ich nicht mehr im ersten Reiz der Jugend blühe. Und wenn ich auch die genügende Kraft besäße, alle billigen und gerechten Anforderungen, die eine junge Dame an das Leben machen kann, zu befriedigen, so darf ich doch nie einen Schritt thun, ein Mädchen zu einem solchen Schritt zu verleiten. Und müsste ich nicht auch Ansprüche an eine Frau machen? Vor allen Dingen mich in der Liebe zu meinem Beruf und der Ausübung desselben eher zu unterstützen, als darin zu hindern, welches Letztere bei den meisten Damen zu gewärtigen wäre. So, und nicht anders stehen die Sachen.

Aus obigem könnten Sie nun auch vielleicht mein Verhalten gegen Sie richtiger beurtheilen; den Vorwurf der Versteinerung müssen Sie zurücknehmen. Mein zurückhaltendes Wesen basirte auf der Achtung, die mit wirklicher Liebe unzertrennlich ist oder sein müsste. Wie weit und mit welcher Anstrengung ich mich selber überwunden habe, das ist meine Sache und kann nicht leicht von Andern beurtheilt werden. Wenn ich auch hie und da in nicht geringe Verwirrung gerathen bin, so glaube ich mich doch als einen Mann gezeigt zu haben, dessen Freundschaft man nicht gering- und unterschätzen darf, und dessen Herz zu gut ist, um damit zu spielen.

Dass mancherlei unüberlegte (wie ich überzeugt bin) Ansprüche von Ihnen mich tief schmerzen mussten, und daher nicht zur Vergrößerung meiner Liebenswürdigkeit beitragen konnten, muss Ihnen auch klar sein. Doch das ist nun Alles vorüber; als Mann fühle ich mich verpflichtet, stets so klar, offen und ehrlich als möglich zu sein. Zu zeigen, ob und wie viel Ihnen an meiner Freundschaft gelegen ist, steht bei Ihnen.

Und so hätte ich vor der Hand weiter nichts zu sagen, als dass die Büste heute abgegangen ist; mögen die harten, starren

Züge derselben, weil sie nur die Hülle eines weichen, treuen und zarten Gemüthes sind, nicht unwillkommen sein.

Der Pallas die gebührende Verehrung und Kniebeugung von ihrem getreuen Ritter Hans.

108.

*An Fräulein Melanie Tauber.*

(Jedenfalls Juni 1877.)

*Liebenswerthe und darum geliebte Melanie!  
Herrliche Pallas!*

Wenn ein kluger unsichtiger Mann sieht, dass Umstände ihm den Besitz des wünschenswerthesten Gutes zum Theil streitig machen könnten, so sucht er wenigstens des Theiles, der dem Einflusse der Umstände am wenigsten ausgesetzt ist, sich um so mehr zu versichern. Eigentlich sollte dies der Zweck meines letzten Briefes sein. Und die Antwort meiner edlen Pallas beweist auch, dass sie mich verstanden hat. Verstehen und verstanden werden, in diesen beiden unscheinbaren Dingen liegt wie ich glaube die höchste Glückseligkeit, die in dieser Welt zu erreichen ist. Auch schlingen diese Eigenschaften allein das festeste Band um zwei Menschen, das keine Macht zerreißen kann. Wenn auch schon bei der ersten Begegnung sich das Vorhandensein dieser Eigenschaften zeigt (denn es ist die wahre Sympathie), so sollte man dieselben doch, wie mir scheint, nach Kräften pflegen und verfeinern, weil dadurch dieses kurze Leben reicher, voller, schöner wird. Also sollte man lieber nicht lange, lange schweigen; denn klar und ehrlich sein, ist sich selbst offen zeigen. Der ganze Vorgang meines Lebens ist eigentlich dieses Bestreben gewesen, und ich weiss auch, dass dadurch sowohl ich als andere mehr gewonnen wie verloren haben. Durch nichts wird die gegenseitige Theilnahme mehr gesteigert.

Und für wen könnte ich eine grössere Theilnahme haben als für diejenige, die mein ganzes Herz besitzt. Da Du Dir, liebe Pallas, dieses Besitzes bewusst bist und ihn anerkennst, so musst Du Dir auch die kleinen Sorgen, die der Besitz stets mit sich bringt, gefallen lassen. Dass Du mir nie ein Leid zufügen willst, das weiss ich wohl, aber Du musst bedenken, dass, da mein Herz in Deinem lebt, dasselbe auch jedes Leid, das Du Dir selber zufügst, doppelt empfinden muss. Das mag wohl das Geheimniss meiner öfter verfinsterten Laune sein. Du wirst nicht böse sein, wenn ich ein Beispiel anführe: *Après nous le déluge*; d. h. Ich will mitnehmen, was ich kann, mag auch die Welt darüber zu Grunde gehen. Könnte man sich, wenn solch ein Grundsatz wirklich ins Gemüth gedrungen wäre, noch Liebe zu einer Person oder einer Sache vorstellen? Beides, Glück und Genuss werden dann unmöglich sein, und auch die Wirkung auf die Umgebung ist vernichtend.

Besser, richtiger glaube ich, wäre es zu sagen: Handle, lebe Deiner Ueberzeugung treu, sollte auch Deine Person darüber zu Grunde gehen. So und nicht anders sind alle Menschenwerke entstanden, die das Leben, die Welt auch nach dem Hingange ihrer Schöpfer schliesslich zusammenhalten. Ich wäre wohl im Stande, dergleichen so durchzuführen, dass es überzeugen müsste; aber es ist nicht nothwendig einer Pallas gegenüber, die das selber viel besser weiss wie ich und auch weiss, warum ich gerade dies anführe. Das wollen wir Alles fahren lassen, und ich werde mich bemühen zu zeigen, dass meine Liebe zur göttlichen Pallas und meine Neigung zu einem feinen, vollen Lebensgenuss meinen oft schwerfälligen Ernst in Heiterkeit und Frohsinn verwandeln können.

Meine Freundschaft kann nicht kürzer währen wie meine Liebe, und wie ich mich kenne, hört dieselbe nur mit mir selbst auf. Wenn mich etwas mit Entzücken, mit der innigsten Sehnsucht erfüllt, so ist es unser Wiedersehen hier in Rom. Nichts ist schrecklicher als Abwesenheit, obgleich man in derselben sein



eigenes Herz am besten erkennt. Rom ist auch der Ort, wo ich mich selber doch am meisten fühle: denn mein Wesen ist hier erst zu sich selbst gekommen, und lernen kann hier jeder; denn auch die Sitten, richtig gesehen, können nur den günstigsten Einfluss haben, namentlich die der Frauen. Ich freilich habe wohl einige nicht ganz mit meinem Uebrigen harmonierende italienische Eigenschaften angenommen, die man mir wohl auch wieder abgewöhnen kann.

Kluge Pallas, was wirst Du von dem Verstande denken, über den Du Dich oft beifällig geäußert hast? Findest Du nicht, dass er verschiedene Mal bedenklich in die Brüche gerathen ist? Doch weiss ich, Du wirst entschuldigen, milde lächeln. Denn was kann ich dafür, wenn ich Dich so über alle Massen liebe und mein einziges Vergnügen darin finde, das immer und immer wieder zu sagen? Und man kann mich doch eigentlich nicht zu den Sentimentalen rechnen.

Hoffentlich wird der Abguss wohl und gesund ankommen; es dauert immer etwas lange. Vom Verfertiger derselben erhalte ich soeben aus Deutschland die Anzeige seiner Verlobung und demnächstigen Heirath.

Wenn Du wüsstest, Pallas carina, wie hoch mich Dein lieber Brief erfreut hat, so — — Doch jeder nach seiner Empfindung. Zum Schluss aber noch meinen allerherzlichsten Dank, liebste Melanie, für so vielfaches Gute, für das am liebsten erkenntlich sein möchte mit seinem ganzen Wesen

der stets getreue Ritter Hans.

109.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 5. Juli 77.

... In der Wahl zwischen dem scheinbar Wünschenswerthesten und der Pflicht (und meine Pflichten sind mir deutlich genug)

habe ich mich doch für die Letztere entschieden und eigentlich von Anfang darauf hingearbeitet<sup>1</sup>. So bin ich auch wieder ich selbst geworden und wenn das auch eben nicht viel sagen will, so ist's doch das Mögliche. Man wird so alt wie eine Kuh und lernt noch immer dazu; und hoffentlich wird die Fähigkeit zu Letzterem andauern. Wenn es auch hart ist, der Verstand muss schliesslich oben bleiben. Das Klügere wird auch das Bessere sein. Kurz, ich glaube nun Alles so eingefädelt zu haben, dass von äusseren Folgen keine Rede mehr sein kann. Nun ich mich freier fühle, bin ich auch wieder gesünder, auch hat der Scirocco nachgelassen. Letzterer war wirklich ungewöhnlich: der Padre Secchi hat gefunden, dass die ganze Atmosphäre mit Sahara-Sand angefüllt war. Ich hatte eine Empfindung wie ein Fisch auf dem Trocknen und konnte es nirgends, auch im Bett nicht, über eine halbe Stunde aushalten. Dies muss ich zur Entschuldigung meiner letzten Briefe schreiben. Jetzt wird es mir schwer, mich von Rom zu trennen, auch nöthigt mich meine Arbeit, noch einige Zeit hier zu verweilen. Es ist jetzt wohl die anregendste Zeit hier und ich fürchte der grüne Zinnober und die Menschen und hohen Berge in den Alpen werden meine Nerven mehr angreifen als die Luft wieder gut machen kann. Und so werde ich mich wohl darauf beschränken, der Fieberzeit aus dem Wege zu gehen. Und so wird es wohl so enden, dass ich schliesslich dem armen Kleinenberg einen Trost bringen werde. Sie werden über mein . . . Wesen lachen. Doch was schadet es, wenn man auch gelegentlich seine Schwächen zeigt. Wenn auch langsam, *si cammina avanti*. — . . .

---

<sup>1</sup> Verzicht auf die Ehe. Der Verzicht war, wie die weiteren Briefe an Fräulein Melanie Tauber beweisen, nicht endgültig und wurde erst im November entschieden.

110.

*An Konrad Fiedler.*Ischia, den 30. Juli 1877.  
Marina della Mandra.*Lieber Fiedler!*

Seit einigen Tagen befinde ich mich hier in Ischia und zwar sehr wohl. Bald, nachdem ich Ihren letzten Brief erhalten hatte, fuhr ich ab nach Neapel. Mehrere Tage habe ich in Portici bei Dohrn gewohnt, wo ich auch Grant vorfand. Wenn ich sagen sollte, dass ich bei letzterem eine grössere Klarheit, denn bisher, vorgefunden hätte, müsste ich lügen. Mir scheint es, dass er sich mit mancherlei Dingen beschäftigt, mehr um sich dieselben in seinem vorhandenen Kram zurecht zu legen, als ihnen wirklich näher zu kommen. Daher mag es wohl auch kommen, dass einem eine jede Unterhaltung mit ihm wie ein abzumachendes Pensum vorkommt und wenig erquicklich und förderlich ist.

Das verhält sich nun bei Kleinenberg wirklich ganz anders, und ich muss sagen, dass man sich immer wieder von Neuem freut, in ihm einen Menschen zu finden, der in geistiger Beziehung von grosser Beweglichkeit ist. Ueber seine Art, zu leben, getraue ich mir nicht ein Urtheil zu fällen. In der That sehe ich, dass viele Andere, die mehr im Leben drinstehen, sich auch mehr in demselben verlieren. Zu Grunde geht wohl eigentlich nur der, von dessen Persönlichkeit schon bei Lebzeiten nichts mehr übrig bleibt. Das ist bei Kl. gewiss nicht zu befürchten.

Da ich angefangen habe, Seebäder zu nehmen und ich mir von denselben eine gute Wirkung verspreche, so gedenke ich wohl noch zwei bis drei Wochen hier zu bleiben. Ausserdem ist mir die landschaftliche Umgebung ausserordentlich sympathisch und die Temperatur sehr erträglich.

111.

*An Fräulein Melanie Tauber.*

Ischia, Marina della Mandra.

(Ende Juli oder Anfang August 1877.)

Obwohl es von meiner Seite als zudringlich erscheinen mag und trotzdem ich auf meine Person vielleicht auch etwas halte, folge ich doch meiner Regung, im Wohlbefinden an die zu denken, denen ich wohl will, und mich ihnen bemerklich zu machen. Wenn meiner selbst provocirten Theilnahme auch gerade nicht immer durch ähnliches entsprochen wird, so trifft mich das auch gerade nicht zu tief, da ich wohl fühle, dass ich mehr zu vergeben habe, als viele andre. Wer nach irgend etwas in der Welt strebt, kann von Kleinlichkeiten nur momentan befangen sein und wird sie auch bei niemand andern voraussetzen. So wie man in der Kunst sich bemühen soll, die vorzüglichen Seiten der Kunstwerke zu erkennen, anstatt der mangelhaften, so soll man es im Leben auch machen; im andern Falle würde Letzteres sehr freudlos sein. Darum muss ich immer wiederholen, dass ich selbst auf einen vollen Lebensgenuss stets erpicht bin, und mich darum wohl befähigt fühle, auch andern darin etwas beistehen zu können. Und da muss es einen natürlich auch betrüben, wenn man sieht, wie die meisten dem momentanen Amusement dauerndes Vergnügen, Wohlbehagen und Glück ohne Weiteres zum Opfer bringen. Um von allgemeinen Betrachtungen auf mich selbst zurückzukommen, so kann ich sagen, dass ich mich hier durchaus heimathlich fühle. Und wie könnte es anders sein. Lachender Himmel und Meer, lachende Landschaft und fröhliche Menschen; da müsste man allerdings versteinert sein, wenn man nicht auch eine etwas heitere Physiognomie wie gewöhnlich annähme. Ich führe hier allerdings ein reines Schlaraffenleben. Baden, segeln, reiten, auch auf den Bergen herumklettern und sich dann gelegentlich erfrischen und stärken, ist jetzt meine

ganze Thätigkeit. Und nebenbei fehlt es nicht an der vorzüglichsten Unterhaltung, da ein Freund von mir hier lebt, den man schon zu den ungewöhnlich intelligenten Menschen rechnen darf<sup>1</sup>.

So viel steht fest, dass wenn man sich von der Arbeit erholen ev. zu neuer frischerer Thätigkeit vorbereiten will, es kein anderes Land gibt, dass das so möglich machte, als die glücklichen Küsten dieses Meeres.

Hier, von meinem Fenster aus, sehe ich die Stelle, wo die Elite der Römer sich ihre Landhäuser baute, und dass es heute nicht mehr so ist, beweist nur, wie wenig man jetzt zu leben versteht. In diesem verdienstlosen Hinschlendern habe ich doch auch ein kleines Verdienst: dass ich nämlich den Lockungen von Sirenen, Nymphen und Najaden standhaft widerstehe. Doch wozu schreibe ich das, da ich doch weiss, dass dasselbe, weil es nicht berührt, auch nicht anerkannt wird. Im Uebrigen hoffe ich, dass Pallas sich wohl befindet, und überhaupt noch (als solche nämlich) existirt. Dass die Ueberzeugung hiervon mein Wohlbehagen unendlich steigern würde, versteht sich von selbst und verbleibe bis dahin ein

knurrendes Meerscheusal.

<sup>1</sup> Kleinenberg.

112.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 21. Sept. (ohne Jahr. Von Fiedler: 77).

. . . . Die Zeiten sind schlecht und die Kunst wird immer mehr brach liegen. Und leider liegt fast die einzige Hoffnung für eine bessere Zukunft derselben darin, dass sie in dem heutigen verrotteten Geschmack und albernen Dilettantismus gänzlich ersticke. Das Unkraut ist zu hoch aufgeschossen, als dass gesunde Keime gesehen und gepflegt werden könnten.

Die gänzliche Beziehungslosigkeit zur Aussenwelt wirkt allerdings lähmend genug und untergräbt die Thatkraft. Immer wieder von Neuem bedarf es eines heldenmüthigen Elans, immer wieder entrollt der tückische Marmor. Wenn unter solchen Umständen ähnlich Gesinnte sich nicht gegenseitig fördern und halten wollen, so wäre das Unglück wirklich gross und man müsste Hoffnung und Arme sinken lassen. Und doch sind leider auch von dieser Einsicht nur wenige durchdrungen.

Uebrigens greifen Geschmacklosigkeit und Nonsens in der Kunst hier noch stärker um sich als in Deutschland und hier ist das wohl doppelt schmachvoll. Wohl dem, der an seinem eigenen Herde noch Freuden findet; dem Einsamen ist auch das versagt. — . . .

113.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 10. Nov. (ohne Jahr. Von Fiedler: 77).

Was Sie über Begas sagen, ist schon richtig. Er ist allerdings ein sehr gut angelegter, doch schwacher, und durch schlechte Einflüsse sehr mitgenommener Mensch. Ueberhaupt bin ich oft erstaunt über das selbstische kleinliche Wesen der meisten jungen Künstler. Es widerspricht so sehr allem wahren Künstlerthum. Ich sollte freilich nicht über Andere urtheilen und doch ist eins, was mich dazu berechtigt: es ist die Gabe, dass ich heiter und neidlos andere vor meinen eigenen Irrgängen warnen kann und es thue, wo es möglich ist. Es kommt mir mitunter vor, als finge man das hie und da an, zu merken. Jedoch ist es in Wahrheit nicht Anerkennung, worauf ich ziele, sondern Thätigkeit. Auch da sehe ich, dass es nicht ganz hoffnungslos aussieht; ich habe eigenthümliche

Bedingungen zu einer solchen nöthig, und das ist wohl nicht zu verwundern, wenn man meinen Weg kennt. Freilich habe ich unendlich viel Zeit und Kraft vergeudet, aber wie sieht es aus, wenn wir die andern Revue passiren lassen? — . . .

114.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 23. Dezember 1877.

*Lieber Fiedler!*

Wie leid es mir thut, diesen Winter nun doch auf Sie verzichten zu müssen, kann ich gar nicht ausdrücken. Gewöhnt, mich mit der Hoffnung zu speisen, werde ich mich nicht umsonst auf den Frühling vertrösten.

Sich brieflich au courant zu halten, ist allerdings schwer, doch auch in dieser Beziehung hoffe ich auch einiges für die Zukunft, namentlich wenn wir, woran ich nicht zweifle, neue Anknüpfungspunkte gefunden haben werden. Ich für meine Person bin sehr conservativer Natur und überzeugt, dass man, wenn man sein Dasein nicht verzetteln will, auf die Erhaltung bestehender Verhältnisse, ja, auf deren Befestigung bedacht sein *muss*. Und in unserer Zeit mehr wie je, wenn man nicht in die, durch die Ausbreitung der Emporkömmlinge beförderte, *decadenza* hineingerissen werden will. Meinem Lebensprogramm werde ich treu bleiben und wenn ich auch, wie die Leute es nennen, darüber zu Grunde gehen sollte, so geschieht es mit der Fahne im Arm. Doch denke ich an letzteres nicht; vielmehr denke ich, dass mein Verhalten sich selbst rechtfertigen wird, und denjenigen, welche darunter gelitten, wenn nicht zum Nutzen, so doch auch nicht zum Schaden gereichen soll. Meine Kräfte sind noch in keiner Weise vernutzt, im Gegentheil drängen sie nach dem natür-

lichen Ausgangspunkt. Und wenn auch von allen Seiten Hindernisse wie Pilze aus dem Boden wachsen, schliesslich komme ich darüber hinaus. Und wenn ich mich nicht täusche, so hat mir doch ein unablässiger Kampf auch einige praktische Einsicht erworben. Meine Ziele sind keine gemeinen und erstrecken sich vielleicht über meine eigene unzulängliche Person heraus. Es wird mir gelingen auch andere in meine Bestrebungen hineinzuziehen, denn das ist nothwendig, und ich habe den Muth, es auf mich zu nehmen, um so mehr, als ich mir, soweit es Menschennatur zulässt, einer gewissen Selbstlosigkeit bewusst bin.

Vielfach, auch in näheren Kreisen, missverstanden, wohl durch eigene Veranlassung, soll und wird sich doch Alles auf- und abklären, dazu lebt man ja. Wenn es auch nicht zu vermeiden ist, dass man öfters ermattet zusammenklappt, es thut nichts, es ist nur Gelegenheit, sich zu grösserer Energie und Kraftentfaltung zu sammeln. Und was begangene Irrthümer anbelangt, wer wäre ohne solche in Kunst und Leben vorgegangen. Das Resumée bleibt, es geht hinauf und vorwärts, wenn auch langsam. So viel hiervon.

Dieser Tage begehe ich in diesem Jahre den dritten Atelierwechsel und werde damit wohl diejenige Ruhe und Stille, die mir absolut nothwendig ist, gefunden haben. Ich habe in Ermangelung derselben einige Jahre wie in der Hölle gelebt, eine Folge der modernen Verbesserungen. — . . .

115.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 25. Dec. (ohne Jahr: 1877).

*Lieber Georg!*

Herzlichsten Dank für den freundlichen Glückwunsch. Du hast Recht, es wird so schon besser sein, als angekoppelt. An



Gegenständen, für die man sorgen kann und auch an solchen, die einem Sorge verursachen, wird es in diesem Leben ja so wie so nicht fehlen. Und sicherlich darf man sich nicht unglücklich nennen, wenn man sich frei von Hypochondrie und voll von Lust und Kraft zu erspriesslicher Thätigkeit weiss und vor allen Dingen, wenn einem vielfache Erfahrungen doch nicht die Lust am Leben und Liebe zu den Menschen entrissen haben.

Die Generalstabshefte sind mir eine sehr erfrischende Lectüre; weniger durch den Gegenstand, als vielmehr durch die Klarheit, mit der auch ein klares Wollen geschildert ist.

Dahin geht ja auch mein ganzes Streben in meinem Wollen und Thun, mich möglichst von jeder Phrase zu befreien. Am Tagesruhm ist mir gar nichts gelegen; denn heut zu Tage berühmt zu sein, heisst nichts andres, als seinen Namen in dem Munde einer Anzahl frecher Juden zu wissen, ein ziemlich stinkiger Aufenthalt.

Ich freue mich, dass Dein Zustand der vollständigen Besserung entgegengeht und wünsche von Herzen, dass dies so bald wie möglich eintreten möge; eben so wünsche und hoffe ich, doch noch im Leben zur Erleichterung Deiner übrigen Lasten beitragen zu können.

. . . . . Die Marmorbüste ist noch nicht fertig, drum kann ich auch den Abguss noch nicht senden; hoffentlich wirst Du es auch noch ohne den täglichen Anblick meiner herben Visage aushalten, um so mehr, als ich überzeugt bin, dass Du weisst, wie es dahinter freundlicher aussieht, als das Gesicht verheisst. Hier ist sonst Alles beim Alten; ich selbst bin vergnügt, nun endlich ein Arbeits-Lokal gefunden zu haben, das mir die lang gewünschte nöthige Stille gewährt. . . .

Von Böcklin habe ich lange nichts mehr vernommen. Die Bruckmann und Tochter sind hier, wohnen ganz in meiner Nähe. Was die Weiber anbelangt, bin ich wieder ganz auf

meine Römerinnen zurückgekommen, die bei wenig Ansprüchen viel Vergnügen gewähren. . . .

Dass Dir das kommende Jahr Glück und Gesundheit bringen möge, ist mein innigster Wunsch.

Dein treuer Bruder Hans.

116.

*An Konrad Fiedler.*

*(Nicht abgesandtes Fragment.)*

(Mitte Januar 1878.)

*Lieber Fiedler!*

Ein sich stetes Häufen des Mitzutheilenden macht mir eigentlich das Schreiben schwer. Im Grunde ist es der concrete Ausdruck in Wort und That, worum es sich handelt. Nur das vollständigste Aufgehen in die Sache vermag, das sehe ich ein, die Last, die auf mir liegt zu heben. Der Wille ist gut, die wachsende Einsicht jedoch nicht immer förderlich. Sich selbst zum Objekt zu werden, hat auch seine Gefahren. Indessen der stete Kampf ist auch das, was die Kräfte erhält und stählt und zu der Aussicht berechtigt, das Wünschenswerthe bis zu einem gewissen Grade zu verdienen. Das Wünschenswerthe bleibt immer am Ende seiner Laufbahn das Bewusstsein haben zu können, seiner Aufgabe als Mann nachgekommen zu sein. Eine Erschwerung bleibt es immer, wenn man durch innere und äussere Umstände in die Lage gesetzt wird, ohne Beispiel zu handeln. Nur die grösste Unerschrockenheit und das aufrichtigste Selbstläuterungsstreben können einen in solcher Lage emportragen und geben einem wenigstens die innere Selbständigkeit. Es ist sicher, wenn ich mehr Collegen, mehr Gesinnungsgenossen hätte, so würde auch meine Wirksamkeit eine ungleich grössere und

fruchtbarere sein. Freilich ist es ausserordentlich viel leichter, anderen zu helfen, als sich selber. Doch wird es mir schwer, dem Drange auch ersteres zu thun, zu widerstehen. Selbst das Gefühl hie und da als ausgepresste Orange weggeworfen zu werden, hält mich nicht davon ab; denn die Ausübung befriedigt mehr wie Anerkennung.

Ein Hauptunglück unserer modernen Kunst sehe ich darin, dass jeder, sobald er nur ein wenig Geschicklichkeit seiner Pfoten wahrnimmt, ein selbständiger Künstler sein will, während er in der That doch nur zum Werkzeug fähig ist. Ein selbständiger Künstler (in anderen Fächern wird es eben so sein) kann nur ein Mann sein, der über alle hergebrachten Vorurtheile Herr geworden ist. Solches Kraut wächst wohl nur selten, aber nothwendig ist es, um den Weg zum Selbstverständlichen zu eröffnen.

Doch genug davon. Sie kennen mich ja gut genug, um eine Vorstellung meiner Gedankengänge haben zu können, von denen ich mir übrigens schmeichle, dass sie mit den Ihrigen nicht zu sehr divergiren. . . .

Dass Sie mit Lenbach verkehren hat mich interessirt; dieser Kunst-Tanzbär war seiner Zeit nicht ohne Einfluss auf mein Dasein. Mich freut es, dass Sie mit Marbach noch in Beziehung stehen; wenn das Lämpchen wohl nicht mit zu viel Oel begossen ist, so glaube ich doch, dass er nichts anderes vorstellen will, als was er ist; da kann man wissen, was man hat. . .

117.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 21. Januar 1878.

. . . . . Volkmann ist sicherlich noch auf sehr kindlichem Standpunkte; ich getraue mich nicht zu sagen, ob er befähigt ist, seinen engen Gesichtskreis zu erweitern; vor der Hand ist er nur mein Schatten. (Freilich wäre mir ein Lichtspendender

Gegenstand in meiner Nähe lieber!) Im Allgemeinen darf man, glaube ich, gerade bei sehr unfertigen Menschen die Hoffnung nicht aufgeben.

Der arme Ludwig ist neben seinen übrigen Leiden jetzt auch noch mit einem Gelenkrheumatismus behaftet, so dass er den rechten Arm nicht rühren kann. Uebrigens ist er mit grossem Eifer bei der Bearbeitung des Leonardo'schen Opus, in Folge dessen sehr heiter. Und es mag wohl sein, dass er jetzt wirklich in einem ihm angemessenen Fahrwasser schwimmt. Ein solches zu finden, ist gewiss in einer Zeit, wo die Strömung ganz wo anders hingeht, für einen Künstler nicht das Leichteste. Kunst ohne von Aussen gesetzte Schranken, kommt mir vor, wie eine Frau, die der leitenden Hand des Mannes entbehrt. Das ist sicher der Hauptgrund der heutigen Directionslosigkeit. Da, wo man gemeinschaftliche Bestrebungen wirklich entdeckt, geht es auf ein erbärmliches Ziel los, der Bereich des Darstellbaren wird immer verlassener. Die Meisten ziehen es vor, sich selber möglichst schnell zu überleben, anstatt das Entwicklungsfähige anzustreben.

Dass mich der Zufall übrigens in so vielfache Beziehungen zur Skulptur gebracht hat, wird mir nicht von Nachtheil sein. Wenn mein jetziger Arbeitsraum sonst auch mancherlei zu wünschen übrig lässt, so geniesse ich doch in demselben einer klösterlichen Stille; in derselben wird es mir gelingen, mich so zu concentriren, wie es zur Erfüllung meiner Aufgabe nöthig ist. — . . .

118.

*An Konrad Fiedler.*

*(Nicht abgesandtes Fragment.)*

*(Wahrscheinlich Ende März 1878.)*

*Lieber Fiedler!*

Trotzdem ich nicht an der Reihe bin und trotzdem ich in gewissen Dingen prinzipiell schweige, so will ich Ihnen gegen-

über doch einmal reden. Ich kann Ihnen jetzt mit Bestimmtheit mittheilen, dass nun die saure unerquickliche Arbeit vorüber und überstanden ist und jetzt das wirklich freie Produziren beginnt, oder das Vergnügen. Endlich bin ich über die Darstellungsmittel im Reinen und werde mehr halten, als ich versprochen habe.

Manches Jahr bin ich selbst erbarmungslos mit mir umgegangen, habe keine Mühe gescheut, Alles versucht, tausende von Zeichnungen u. s. w. gemacht und wurde bei diesem Beginnen wohl von allen aufgegeben, nur von mir selbst nicht und wie sich zeigen wird, auch nicht von meinem guten Genius. Statt ermattet zu sein, fühle ich eine grössere geistige und körperliche Regsamkeit wie je. Wenn nicht Krankheit und Mangel mich am produziren hindern werden, so wird nun die Sache, denke ich, unaufhaltsam bis an's Ende meiner Tage fortgehen. Die Schlacken sind beiseite geschafft und das reine Metall übergeblieben. Jetzt wird nicht länger mehr gezögert. Aber geheim gehalten wird mein Zustand gegen Alle; Ihnen theile ich ihn mit, weil ich glaube, dass es Ihnen Freude macht und weil Sie gewissermassen mein Compagnon sind. Ich bitte Sie, also auch fernerhin auszuharren, bis ich mehrere Bilder vom Stapel laufen lassen kann.

Gelingt es mir wirklich, und ich zweifle kaum, das Richtige und Natürliche zu thun, so scheint mir das wohl der Mühe werth, so ungeheuere Opfer gebracht zu haben, und auch Sie werden zufrieden sein, wenn Ihr Verstand das gut heissen wird, wozu Sie Ihr Herz veranlasst hat. — . . .

119.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 31. März 1878.

*Lieber Fiedler!*

Etwas, was vor der Hand noch unter uns bleiben mag, muss ich Ihnen mittheilen. Mein Genius, den ich mit geduldiger

Seele erwartet habe, ist wieder über mich gekommen. Da das nicht rein zufällig, sondern nach ungeheurem Ringen geschieht, so denke ich auch, dass er mich nicht wieder verlassen wird. Wenn nicht Krankheit und Mangel hinderlich dazwischen kommen, so werden nun wohl meine Bemühungen schöne, wenn auch späte Früchte tragen<sup>1</sup>.

Nach zwanzig langen Jahren fortwährender Bitternisse, denn „ben duro è mangiar il pan d'altrui“, bin ich gegen die Beständigkeit des Glückes sehr misstrauisch geworden; ich bitte Sie also, mir mit freudiger Zuversicht noch so lange Geduld zu gewähren, als nöthig ist, zwei oder drei Bilder zu malen, was bei der vollständigen Freiheit, die ich nun erlangt habe, nicht lange über den Sommer hinaus währen soll. Nehmen Sie mir diese Zeilen nicht übel, lieber Fiedler.

Ihr tr. Hans v. Marées.

<sup>1</sup> Wahrscheinlich entstand damals die erste Idee der „Hesperiden“.

120.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 27. Juli (78).

*Lieber Fiedler!*

Entschuldigen Sie mein langes Schweigen. Die denn doch nie ausbleibende Hitze hier zu Lande hat mich auch diesmal träger gemacht, als mir eigentlich recht ist. Es hat auch seine guten Seiten, denn in der zu sehr fortstürmenden Arbeit lässt man doch hie und da das nothwendigste, die Ueberlegung, etwas ausser Acht. Das Schwerste in der Kunst oder in jeglicher Production bleibt immer, das Sachliche rein vom Individuum loszulösen. Was mich im Vorwärtstreben immer wieder aufrecht erhielt, ist die Scheu, mich zu prostituiren.

Das Orangebild Nr. 2<sup>1</sup> ist angefangen, aber ich gehe vorsichtig zu Werk. Für die Leidenschaft habe ich immer noch ein paar Tafeln um mich herumstehen. Das was für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, muss mit voller Ruhe gemacht werden. Eine sehr grosse Tafel steht jetzt auch vor mir; sie ist dazu bestimmt, eine äusserste Anstrengung aufzunehmen<sup>2</sup>. Dass meine unfertigen Versuche Ihre Theilnahme erregt haben, freut mich ungemein, um so mehr, als ich überzeugt bin, dass Sie ohne Parteilichkeit urtheilen<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Vermutlich „Drei Jünglinge in einem Orangenhain“, K 358.

<sup>2</sup> Mittelbild der „Hesperiden“, K 375.

<sup>3</sup> Fiedler war im Juni in Marées' Atelier gewesen.

121.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 15. August 1878.

*Lieber Fiedler!*

Was man vom lieben Vaterland hört, erfreut wenig; doch bei alledem wird Bismarck zeigen, dass er nicht der Mann ist, ein zweites Canossa zuzulassen. Im übrigen glaube ich, dass es schwer halten wird, die Verbreitung sozialistischer Ideen zu verhindern; eine Regeneration oder Reform scheint mir fast in allen Dingen nöthig zu sein; dass durch die Durchführung des Nationalitäten-Prinzipes wenig genug für das Fortkommen des Menschengeschlechtes geschieht, stellt sich eigentlich schon jetzt heraus. Schliesslich gehen die Dinge wie sie gehen. Man selbst kann wohl schwerlich mehr thun als nach Klarheit zu ringen und gegen den Strom der Zeit nach Kräften zu stemmen. — . . .

122.

*An den Bruder Georg.**Lieber Georg!*

Herzlichsten Dank für Deinen und der Deinen Glückwunsch. Mir konnte zu meinem Geburtstage nichts erfreulicheres geschehen, als endlich einmal wieder Nachricht von Dir erhalten und insofern hätte Dein langes Schweigen auch seine gute Seite. Ich glaube, für Deine Gesundheit wäre es sehr vortheilhaft, wenn Du im nächsten Sommer eine Zeit lang in hoher reiner Gebirgsluft ohne Beschäftigung verweilen könntest, z. B. in S. Moritz. Doch das kann man später bereden. Dass Dein Käthchen sich bemüht, den deutschen Parnass zu erklimmen, finde ich ausgezeichnet; hoffentlich wird das nicht hindern, dass sich zur rechten Zeit ein junger, ordentlicher, wohlgestellter Mann findet, der mit ihr durch die tieferen Regionen des Daseins pilgern will. — . . .

Von mir, lieber Georg, kann ich eigentlich wenig sagen. Meine Erlebnisse sind meist innerer Natur. Im Grossen Ganzen verliere ich wohl mein Ziel nicht aus den Augen; freilich — es irrt der Mensch, so lang er strebt. Und doch muss ich sagen, besser so, als wenn ich sagen könnte: son'arrivato. Dass sich dabei meine physische Verfassung eher verbessert, erkenne ich dankbar an. Allerdings würde die zunehmende Versilberung meines Hauptes schon alle Heiratspläne aus demselben verscheuchen, aber die sind so wie so nicht da, ich werde in diesem Punkt wohl stets ein Jünger St. Pauls bleiben. Hoffentlich wird die Würde meines Aeussern dergleichen Gedanken auch aus den Köpfen des andern Geschlechts vertreiben. Mein Leben war in den letzten Monaten sehr häuslich; mein Freund und Gesinnungsgenosse Dr. Fiedler war mit seiner Frau hier, und ich habe täglich bei ihnen dinirt; in Folge dessen bin ich mit meinen übrigen Bekannten fast



gar nicht zusammengekommen. Bei Ersterem wurde auch mein Geburtstag mit Champagner begangen.

Ludwig hat mit „Fratello und Kind“ Quartier gewechselt; durch einen Glücksfall war er im Stand, seine Bude mit einer anständigeren Wohnung zu vertauschen.

Böcklin habe ich nur einmal und nur kurz gesehen; er hat gute Geschäfte gemacht; auch Fiedler hat ein Bild von ihm erstanden.

Kleinenberg hat eine ausserordentliche Professur in Messina erhalten!

Hildebrand scheint sich mir auch wieder nähern zu wollen. — . . . Mir soll es lieb sein, wenn sich nach aussen hin alles glätten möchte.

Die Lust, gelegentlich selber einmal einen Marmorblock unter die Finger zu bekommen, nimmt immer mehr zu; daraus würde auch die beste Lösung für das Grab der Eltern hervorgehen, doch vor der Hand soll Dich das nicht in Deinen Absichten beirren.

Uebrigens haben wir bisher einen niederträchtigen Winter gehabt, wie nie, einmal ziemlich bedeutende Ueberschwemmung. In drei Monaten vielleicht sechs sonnige Tage, rein zum Verzweifeln!

Ich freue mich sehr auf die Generalstabshefte; bis jetzt habe ich 12 erhalten. — . . .

Rom, den 26. Dez. 1878.

123.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 28. Januar 1879.

*Lieber Fiedler!*

Einerseits vermuthete ich Sie allerdings in Mailand, andererseits will ich Ihnen aber gestehen, dass das Mass der Freude, die

mir Ihr vorletzter Brief verursacht hatte, so gross war, dass ich einige Abkühlung abwarten musste, um Ihnen antworten zu können<sup>1</sup>. Nun wäre die Pflanze wieder einmal begossen, und ich hoffe, die Zukunft wird zeigen, wie gut das zum ferneren Wachsthum und Gedeihen derselben war. Sie wissen, dass mir die Theilnahme, das Einverständniss und schliesslich das Wohlgefallen der wenigen Menschen, die ich schätze, mehr werth sind als Alles, was die Welt sonst zu bieten vermag.

Was Sie in Betreff Böcklins schreiben, finde ich sehr recht: thun Sie, was Ihnen gut scheint. Meine Theilnahme für B. und meine Verehrung für ihn in gewissem Sinne sind wirklich aufrichtig und doch ist es keine blossе Marotte, wenn ich ihm meine Arbeitsstätte wie schliesslich allen andern verschliesse. Wenn auch immer ich gegen meine Ueberzeugung gehandelt habe, so oft habe ich es schwer büssen müssen.

Mögen meine Freunde Geduld mit mir haben, auch ich bemühe mich diese Tugend täglich auszuüben. — . . .

Ich bin sehr neugierig auf Ihre neue Arbeit. Bitte, sagen Sie Hildebrand, dass mich das Interesse an meinem Bild sehr erfreut.

Den *Grafen* Schack habe ich neulich gesprochen; er wollte natürlich auch zu mir; ich habe es mir nicht versagen können, ihm zu sagen, dass Sie etwas von mir hätten.

<sup>1</sup> Fiedler hatte ihm begeistert über die „Lebensalter“ geschrieben, die er aus dem Atelier Marées' nach Florenz mitgenommen hatte, und ihm Hildebrands Bewunderung mitgeteilt

## 124.

### *An Konrad Fiedler.*

(Ohne Ort und Datum. Von Fiedler: Rom, 16. Febr. 1879.)

. . . . . Von mir kann ich jetzt sagen, dass ich die wesentlichsten Schwierigkeiten überwunden habe; ich bin mir meiner geistigen Selbständigkeit und Unabhängigkeit vollständig

bewusst. Meine Arbeitskraft, Ruhe und Selbstbeherrschung sind in einem stetigen Zunehmen begriffen. Mit ihnen wächst natürlich auch das Produktionsbedürfniss. Die ganzen Nächte hindurch sinne ich darauf, wie ich mir die Mittel verschaffe, um das Eisen, da es glüht, zu schmieden. Aber freilich vergeblich. Ich finde keines, was mit Rechtschaffenheit Hand in Hand ginge. Der einzige Ausweg, der sich mir zeigt, würde sein, wenn Sie mir das nächste Mal statt einer vierteljährigen eine halbjährige Rate senden könnten. Dann würde ich mich bis zum Sommer hindurch einigermassen rühren können, wenigstens mich mit dem nöthigen Material versehen können. Ich versichere Sie, dass ich in Bezug auf mein Leben und Treiben fast das Unmögliche leiste. Wenn ich nicht ganz von der Güte meiner Sache überzeugt und mir nicht der vollkommensten Hingebung an dieselbe bewusst wäre, so hätte ich es mir ja schon längst bequemer gemacht. Doch genug davon und nehmen Sie mir's in keinem Falle übel. Die grosse Tafel<sup>1</sup> wird wohl Ende nächsten Monates vollendet sein. — . . .

<sup>1</sup> Mittelbild der „Hesperiden“, K 375.

125.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 23. Febr. 1879.

. . . . Noch fünf- bis sechstägige aufmerksame Arbeit und ich werde mit dem grossen Bilde<sup>1</sup> fertig sein. Ich habe schon längst die Unmöglichkeit eingesehen, sich in einem Werke nach allen Seiten hin genug zu thun; man muss daher den Grund warum man es angefangen, gelten lassen und in diesem Sinne es so weit wie möglich bringen. Die nicht zu redressirenden

<sup>1</sup> K 375.

Mängel kann man bei der nächsten Arbeit vermeiden und so fort; auf diesem Wege wird man wenigstens etwas von dem, was einem vorschwebt, erhaschen. Und von diesem Standpunkt aus bin ich des Gelingens eines jeden Unternehmens jetzt sicher; vermag man sich selbst zu beherrschen, so ist alles andere leicht. Soviel von mir. — . . .

Sagen Sie bitte Ihrer Gattin, dass ihr Wohlgefallen an meinen Sachen nicht wenig dazu beigetragen hat, dass ich nun mit so viel Muth und Kraft arbeite. Die Wirkung auf frische und unbefangene Naturen wird Einem immer der sicherste Massstab sein, wie weit man in einem angemessenen Fahrwasser schwimmt. — . . .

126.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 4. März 1879.

. . . . . Es war hier auch über alle Maassen niederträchtig. Das Schlimmste für mich dabei war die Dunkelheit. So bin ich zwar immer vorwärts gekommen, aber mehr pianino, so dass ich diese Woche noch dem Bilde opfern muss. Ich glaube, es wird Ihnen gefallen. Doch ist es besser, dass Sie es erst später sehen, wenn die beiden Flügelbilder<sup>1</sup>, zu denen die Tafeln bestellt sind, auch fertig sind. So mögen die drei zusammen sich gegenseitig entschuldigen und erklären. Ich habe noch einmal das Hesperidenäpfel-Thema gewählt, um dann aber für immer damit abzuschliessen. Im Uebrigen kann ich wohl sagen, dass meine Arbeitsstimmung der Anfang zu dem lange präparirten Resultat ist. Ich fühle, dass ich meine Arbeitskraft, die wirklich nicht gering ist, und meine Lernfähigkeit immer noch steigern kann und zwar ohne Dusel und Nervosität. — . . .

<sup>1</sup> K 402 (403), 413.

127.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 10. März 1879.

*Lieber Fiedler!*

Wenn ich der Stimme meines Herzens folgen soll, so muss ich doch sagen — kommen Sie! Sie können ja zum Vorwand nehmen, dass ich durchaus noch eine Zeichnung von Ihrem Portrait nöthig habe. (Nebenbei es ist noch nicht angefangen.)

Das Bild — drei, allerdings ganz nackte Frauengestalten in beinahe Lebensgrösse und in goldigem Abenddämmerchein, ist in seiner Weise wohl fertig zu nennen. Zwei Monate hindurch habe ich täglich neun bis zehn Stunden mit allen Kräften gearbeitet und freilich hat es etwas Beschämendes, nur ein so simples Resultat dastehen zu sehen. Wenn meine Bemühung, die Kunst zu verbergen<sup>1</sup> mit Erfolg gekrönt sein sollte, würde ich sehr zufrieden sein. Doch ich weiss, dass bei der besten Begabung und dem besten Willen, die Gefahr des Irrthums nur um so grösser ist. Vedremo. Gleich nach Ihrem Brief kam einer von Böcklin, der mich in der That so erfreut hat, dass ich mich beinahe schämen muss<sup>2</sup>. Ueberhaupt muss ich Ihnen gestehen, dass dieser Zustand höchsten Glückes, denn das ist für mich die Anerkennung derjenigen, die ich für die besten halten muss, mir etwas so Neues und Ungewohntes ist, dass es mir schwer wird, mich zu fassen. Hoffentlich aber werde ich mich desselben auf die Dauer würdig erweisen. — . . .

. . . . . Eigentlich möchte ich wohl Böcklins Brief Schack, der noch hier ist, unter die Nase reiben; genau genommen,

<sup>1</sup> Mittelbild der Hesperiden, K 375.

<sup>2</sup> Im Original undeutlich.

<sup>3</sup> Böcklin schrieb ihm begeistert über die „Lebensalter“.

habe ich mich so bis zum Aeussersten gentil gegen ihn genommen und hat er das so wenig begriffen, dass man ihn diesen kleinen Bissen wohl verschlucken lassen darf. Doch ist es wohl besser, man lässt es bleiben, der wird doch nicht anders.

Was Rahmen anbelangt, so hoffe ich, hier einen Vergolder zu finden, der sich meinen Anordnungen fügen wird. Wenn ich erst merke, dass meine Kinder wohl gerathen, so will ich auch dafür sorgen, dass sie anständig gekleidet werden.

Zum Schluss meinen Dank für Ihre grosse Theilnahme und Ihre Herzstärkenden Briefe und die herzlichsten Grüsse an Frau, Hildebrand, Böcklin

von Ihrem

treuen Hans v. Marées.

128.

*An den Bruder Georg.*

*Lieber Georg!*

Schönsten Dank für Deinen Brief. Es freut mich, dass es mit der Hauptsache, der Gesundheit, einigermaßen nach Wunsch geht. Es sind jetzt schon Wochen, dass ich Tag für Tag an Dich schreiben wollte; aber auch mich hat die Arbeit abgehalten. Was meine Person anbelangt, so fangen nun nachgerade die zwanzig Jahre unausgesetzter Anstrengung, Beharrlichkeit und geduldigen und schweigenden Ertragens an, ihre Früchte zu bringen. Ich darf behaupten, dass ich mich nun zu einem hohen Grade von Selbständigkeit und Freiheit emporgearbeitet habe. Mühseligkeit und Anstrengung gibt es kaum noch für mich oder vielmehr sind sie so zur zweiten Natur in mir geworden, dass ich nicht mehr weiss, was Ermüdung ist. Mit

einem Wort, Geist und Körper sind gestählt und der Schaffensdämon tobt gewaltig in mir.

Diesen Winter habe ich eins meiner Bilder Fiedlern überlassen<sup>1</sup>, vorzugsweise um zu sehen, wie sich wohl andere Menschen dazu verhalten werden. Und das ging weit über Erwarten gut.

F. nahm das Bild mit nach Florenz. Hildebrand war ganz hingerissen, lief alle Tage hin, um es zu sehen, versuchte zuletzt, es zu copiren. Böcklin setzte sich gleich hin, mir schriftlich zu gratuliren und vor allen Dingen zuzugeben, dass ich Recht habe, indem ich alles, was nicht zum Zwecke führe, bei Seite schöbe. Mein Bild habe ihn ergriffen, wie das ihm nur bei den besten Kunstwerken, die er überhaupt gesehen, geschehen sei u. s. w. Die grösste Genugthuung für mich aber ist es, dass meine Freunde, die wohl auch hie und da den Kopf über mich geschüttelt haben mögen, immer mehr einsehen, wie ich mit Plan und Ernst hohe Ziele verfolge, auch finden sie es durchaus gerechtfertigt, wenn ich mich nicht zum Beschicken von Ausstellungen herbeilasse. Doch will ich Dich nicht mit diesem Zeug ermüden, lieber Georg! ich hielt es nur für Pflicht, Dir einiges anzudeuten, sintemal Du mein einziger lebender Verwandter bist (die andern existiren für mich nicht) und es wäre mir wohl daran gelegen, dass Deine Vorstellungen von mir möglichst gute und richtige wären.

Was Du von Adolfs Talent schreibst, macht mich neugierig. Aber keinen Falls würde ich an Deiner Stelle kultiviren, damit kann man nur verderben; ich spreche aus eigener Erfahrung; denn mir ist die frühzeitige wohlgemeinte Cultivation theuer zu stehen gekommen; was mir dadurch entrissen wurde, habe ich erst heute wieder errungen. Was nützt überhaupt Talent, wenn es nicht mit einem tüchtigen Charakter und Gesinnungen, die einer Läuterung fähig sind, verbunden ist. Auf die letzteren

<sup>1</sup> Vgl. den Brief vom 10. März 1879 an Fiedler.

von gutem Einfluss zu sein, darauf sollte man sich bei einem talentvollen Kinde zunächst beschränken.

Nimm mir diese wohlgemeinte Bemerkung nicht übel.

Dass man den Zuccarischen Rumpelkasten<sup>1</sup> nicht gekauft hat, finde ich sehr in der Ordnung; ein Staat ist überhaupt nicht capable, etwas Erspriessliches für Kunst zu thun. Das einzige, was er thun könnte, wäre 99/100. der lebenden Künstler zu pensioniren, unter der Bedingung, dass dieselben nichts mehr machen dürften. So wie die Sachen jetzt stehen, ziehen mit wenig Ausnahmen nur Kunst- und Künstlerpöbel Nutzen vom Staat. Von meinem übrigen Leben ist wenig zu melden. Da die Arbeit für mich Fest ist, so mache ich mir so viel Festtage wie möglich. Ausser mit einem bildhauernden Famulus gehe ich fast mit Niemanden um. — . . .

Fiedler und Frau haben mich noch einmal auf mehrere Wochen erfreut und die einzigen schönen Tage in den letzten sechs Monaten haben wir zu sehr schönen Ausflügen benutzt.

Für heute lebe wohl und grüsse Frau und Kinder herzlich von

Deinem treuen Bruder Hans.

Rom, den 1. Mai 1879.

<sup>1</sup> Die Casa Zuccari der Via Sistina in Rom, in deren oberen Stockwerk Cornelius, Veit, Overbeck und W. Schadow die bekannten Fresken für J. S. Bartholdy gemalt haben, die 1886 abgelöst und der Nationalgalerie in Berlin überwiesen wurden.

129.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Mai 1879.

*Lieber Fiedler!*

Heute Abend wird Ihr Bild<sup>1</sup> nach Deutschland abgehen. Ob es einigermaßen Ihren Erwartungen entsprechen wird? Chi lo sa! Eine ununterbrochene Dunkelheit seit Wochen machte

<sup>1</sup> K 368.



es mir unmöglich, diejenige Delicatesse auszuüben, wie ich wohl gewünscht hätte und deren ich mich auch fähig fühlte. Ich muss Sie bitten, das Bild so viel wie möglich nach vorne übergeneigt aufzustellen, weil dadurch das Störende einiger Unebenheiten aufgehoben wird.

Volkmann hat die Kiste zugenagelt; ich habe ihn nun doch einlassen müssen<sup>1</sup>, schon um zu erproben, wie es mit der Aehnlichkeit ihres Bildes aussähe. Er wurde übrigens nach und nach ganz warm, welchen Zustand ich noch durch Wein erhöhte und ihn so auch noch zu Papier brachte<sup>2</sup>.

Das grosse Bild gewinnt indessen auch von Tag zu Tag. Die letzte Hand werde ich doch erst anlegen können, wenn es im Rahmen dasteht. Ich habe mich indessen überzeugt, dass meine Sachen durch eine reiche Einfassung eher gewinnen als verlieren; eine solche kommt mir jetzt fast nothwendig vor. Morgen werde ich eines der Flügelbilder beginnen. — . . .

<sup>1</sup> Volkmann war bis dahin Marées' Schüler, ohne in das Maréessche Atelier zugelassen zu werden. Marées korrigierte ihn in Volkmanns Atelier. Von jetzt an kam Volkmann zu ihm.

<sup>2</sup> K 369.

130.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 11. Juni 1879.

*Lieber Fiedler!*

Gerade als ich die Zeilen an Ihre Frau abgesandt hatte, erhielt ich Ihren Brief. Wie Sie sich denken können, freut es mich sehr, dass mein Bild auch die Theilnahme Ihres Schwiegervaters für sich gewonnen hat. Was ich darin versprochen, gedenke ich im vollsten Sinn des Wortes zu erfüllen. Es scheint, als ob die Muse mich nicht wieder verlassen wollte. Ende dieses Monats werden die drei Bilder<sup>1</sup> in der Erscheinung

<sup>1</sup> Die erste Fassung der „Hesperiden“.

einigermassen bei einander stehen; jedoch denke ich, bis Mitte August daran zu arbeiten und dann abzuschliessen. Auf etwas habe ich mich ertappt, dass ich jedes Mal, wenn ich von einer Sache sage, sie ist fertig, ich mich eigentlich erst im Anfang befinde. Eigentlich fertig wird ein Kunstwerk nie; so ist es mir auch mit Ihrem Bildniss gegangen; kaum war es beim Spediteur, als ich wusste, was ich daran zu thun hatte. Nur in Rücksicht darauf, Ihnen und Ihrer Frau eine momentane Freude zu machen, liess ich es doch abgehen. Aber ich hoffe, Sie werden es bei Ihrer nächsten Hierherkunft mitbringen, dass ich es wirklich vollenden kann.

In den beiden Flügelbildern habe ich meinen Plan etwas modifizirt. Auf dem Männerbild sind nur zwei Figuren und das Andere stellt einen Greis und Kinder vor. Dadurch wird das Ensemble viel mannigfaltiger. Uebrigens bin ich fleissiger wie je mit Lust und Liebe zur Sache. Erst nach der Arbeit merke ich, dass es kannibalisch heiss ist.

Mit Volkmann habe ich mir nicht wenig Mühe gegeben; es hat auch geholfen und ich glaube, Sie werden Freude an ihm haben. Er hat freilich ein sehr kleines Repertoire und auch in diesem ist seine letzte Note bald abgspielt. — . . .

131.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 1. Sept. 79.

. . . . . Im ganzen bin ich mit den letzten Wochen wenig zufrieden; diese Art von Landaufenthalt entspricht immer weniger meinem Bedürfniss. Hoffentlich lässt sich das mit der Zeit besser und nützlicher gestalten. Ein Losreissen von einer Arbeit auf einige Wochen bleibt indess immer ein Gewinn; nur zu leicht versenkt und verliert man sich noch in Dinge, die nicht zur Hauptsache gehören.

Ihr Brief langte wirklich am letzten Tage meines Aufenthalts in Ischia an. Darauf brachte ich noch einige Tage in Neapel in Gesellschaft Kleinenbergs zu (der nun doch endlich einen erträglichen Frieden mit Dohrn geschlossen hat). Wir gingen zusammen nach Sorrent, wo sich auch Schlösser vorfand, der mit seiner Familie dort schon eine Weile in grämlich gedankenloser Spiessbürgerlichkeit herumhaust, Studien malt usw. Böcklin schreibt mir, dass er nun wirklich ganz geheilt sei. Er war in meinem Atelier, hat auch die Fresken gesehen. Wenn ich einerseits seine Theilnahme anerkenne und schätze, so konnte ich doch andererseits nicht umhin, zu bemerken, dass unsere Absichten doch himmelweit auseinandergehen. Ich sehe wohl ein, dass noch ein gewaltiges Stück Arbeit vor mir liegt, ehe ich die meinigen annähernd klar ausdrücken kann. Und ich bin auch eigentlich froh, dass es so ist; was würde einem sonst in so entsetzlicher Isolirtheit Lebenslust und Kraft verleihen? — . . . Wenn ich wieder ganz im Zuge bin, werde ich Ihnen mehr schreiben, auch über meine Sachen und demnächsten Pläne. — . . .

132.

*An den Bruder Georg.*

(Rom, Sept. 1879.)

Ich bin überzeugt, dass Du Dich über meine schriftstellerische Befähigung mit vielen anderen allerdings im Irrthum befindest, auch über die Art meiner Kenntnisse. Wenn ich mich zeitweise nicht ohne Hingebung und Intensivität mit den Werken vergangener Kunstepochen beschäftigt habe, so geschah dies ursprünglich wohl aus einem instinctiven Drang, der sich nach und nach zum Bewusstsein klärte, dass dies der Weg sei, das Gute vom Pafel zu unterscheiden, zu erkennen, was existenz-

fähig und existenzberechtigt sei, schliesslich ein würdiges Ziel und den dahin führenden Pfad finden (eine Arbeit, die noch lange nicht beendigt ist). So ist mir nach und nach das Interesse für die Persönlichkeiten immer mehr abhanden gekommen. Wenn man erkennt oder ahnt, worin das Vortreffliche besteht, welches alle die, deren Werke unvergänglich sind, gemein haben, so erscheint einem alles, was dran und drum hängt, als Plunder. Was soll ich also den mit vieler Mühe weggeworfenen Plunder zusammensuchen?

Die Alten, die uns in vielen Dingen mit gutem Beispiel vorgegangen sind, waren auch darin taktvoll, dass sie nur die Biographien von solchen Männern schrieben, die mit ihrer vollen Persönlichkeit in der Gesellschaft standen, also von Soldaten, Staatsmännern u. s. w.

Gelehrte und Künstler vor allem aber letztere, wenn sie wirklich Beruf haben, müssen ihre Persönlichkeit, so sehr wie möglich, den Augen der Welt entziehen, wenn sie wirklich ihr Bestes im abgeschlossenen Werk von sich ablösen wollen. Mir sind im Grunde von jeher alle Schreibereien über Dichter und Künstler zuwider gewesen, sie bezeichnen stets ein impotentes Epigonenthum.

Angenommen, dass die Verpflichtung vorläge, auch im Allgemeinen etwas für seine Kunst zu thun. Das einzige und richtige, was man hierin erreichen könnte, wäre, den Menschen die Augen zu öffnen. Nach dieser Seite hin, glaube ich, habe ich mich stets mit allen Kräften bemüht, wenn auch mit sehr ungleichem Erfolg. Die Hauptsache aber bleibt, dass ich nur selber immer bei der Stange bleibe, unbekümmert um Lob und Tadel anstrebe, selber ein Beispiel zu werden, anstatt von solchen zu reden. Hierbei bemerke ich noch, dass, wo ich mich von persönlichen Beweggründen leiten liess, ich es noch stets zu bereuen hatte, denn unbemerkt bog ich dann von der Strasse ab und musste nach gewonnener Einsicht um so mehr den Schein von Härte und Kälte auf mich laden.

Was es einem übrigens ausserordentlich erschwert, sich andern verständlich zu machen, ist, dass die Menschen auch in unserem vorgeschrittenen Zeitalter sich nicht der Ansicht entschlagen können, dass Künstler in Empfindungen und im Genuss der Anschauung schwelgende Schwärmer sein müssten. Daran denkt keiner, dass einer, der geben will und soll, sein Kapital und die Bewirthschaftung desselben kennen und beherrschen muss. Unter den mancherlei Menschen, die mir im persönlichen Verkehr nähergetreten sind, bleibt doch Fiedler der einzige, der wirklich auf meine Absichten eingegangen ist. Was in Beziehung des Verhältnisses des Publicums zur bildenden Kunst mit der Feder zu thun ist, hat er auf sich genommen und zwar mit dem grössten Ernst; zudem macht seine persönliche Stellung und Beziehung zu unseren besten Kreisen eine endliche Wirkung fast unausbleiblich. In seinen letzten Briefen kommt er immer wieder auf mein Bild zurück und ich lege den letzten bei, weil es Dich vielleicht doch auch interessiren mag, zu sehen, in welcher Weise meine Sachen auf Verständige wirken.

Ueberhaupt mag es Dir zur Beruhigung dienen, dass der Kreis der Menschen und nicht der schlechtesten, die von mir Notiz nehmen, doch in einem, wenn auch langsamen, doch stetigen Zunehmen begriffen ist, und dass das Bild, welches Dir Monsieur Ludwig (nach seinem eigenen Geständniss) unberufener Weise von meinem Thun und Treiben entworfen hat, durchaus der Wahrheit nicht entspricht.

Und nun nimm mir mein Geschwätz nicht übel.

Hoffentlich sind Du und die Deinigen wohlauf.

Mit den herzlichsten Grüssen an Alle

Dein treuer Bruder Hans.

Beilage zu dem vorhergehenden Brief.

*Lieber Marées!*

Ob Sie wohl meinen Brief noch in Ischia erhalten haben; Böcklin hat seitdem auch geschrieben, sehr entzückt von seinem Aufenthalt auf dieser paradiesischen Insel. Nun vermute ich Sie in Rom zurück und schreibe dahin, im Falle Sie mein Brief nicht mehr in Ischia getroffen haben sollte. Wir wollen in zwei bis drei Tagen nach München auf etwa acht bis zehn Tage, theils der Ausstellung wegen, theils auch, um uns nun wirklich nach Wohnungen umzusehen; denn die Wohnung in Berlin ist für nächstes Frühjahr definitiv gekündigt; freilich wenn wir uns München vergegenwärtigen, so kommen wir immer darauf zurück, dass der Hauptvortheil die grössere Nähe von Italien ist und das ist allerdings ein Vorzug, für den München nichts kann. Aber alles ist besser wie Berlin und die Wahl ist in Deutschland nun eben nicht gross. Hildebrands Relief meiner Frau ist erst gar nicht und nun, wie ich höre, so schlecht und so versteckt aufgestellt worden, dass es nur von wenigen gesehen werden wird; wenn nun auch an und für sich wenig darauf ankommt, so sieht man doch wieder, wie es bei diesen Ausstellungen zugeht; es ist eine gemeine Gesellschaft. Ich bin sehr froh, dass Böcklins Bild nicht auch in München prostituirt ist; es ist mir schon immer unangenehm, wenn ich es Leuten zeigen muss, von denen ich weiss, dass sie weder Verständniss, noch auch nur Bescheidenheit mitbringen. *Ihr Orangenbild gibt mir noch immer viel zu denken, die modernen Künstler kennen doch entweder die Natur gar nicht oder sie kommen nicht über die Einzelanschauung hinaus, und doch ist die Einzelanschauung nur die allerunterste Stufe, der erste Anfang; wenn nicht das, was der Künstler gibt, das Resultat einer langen, durch feinste Naturbeobachtung erworbenen Erfahrung ist, so wird er doch immer nur Dürftiges geben, auch wenn er die Natur noch so treu*

wiederzugeben sucht; das heutige Geschrei nach Naturalismus Realismus ist ganz thöricht, weil die, die es erheben, von der Natur nur soviel wissen, als sie gerade im Augenblick sehen und das ist meist nicht viel. Nur wer viel von der Natur weiss, kann gleichsam sinnliche Abstractionen geben, er wird sich dann auf das Nothwendigste beschränken können, weil jedes einzelne dem Verstehenden den Blick in eine ganze Welt der Vorstellungen eröffnet: *hinter anscheinender Einfachheit wird sich ein unendlicher Reichthum verbergen, während so oft hinter anscheinendem Reichthum eine grenzenlose Arm-seligkeit steckt.* Mir erscheint auf Ihrem Bilde jede Gestalt, jeder Baum, jeder Berg typisch, das Ende und der Ausgangspunkt einer ganzen Reihe von Vorstellungen.

Meine Frau grüsst herzlich und ebenso ich.

Ihr tr. Fiedler.

133.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 17. September 1879.

. . . . Ich bin sehr neugierig, welches Resultat Ihre Münchner Excursion haben wird. Sicher ist München noch kein Eldorado, aber wo findet man ein solches? Mir scheint es eine Hauptsache, dass irgendwo, wo es auch sei, fester Boden gefasst wird; es ist die einzige Art, wie der Saamen wurzeln und keimen kann. Aus jedem Boden lässt sich endlich etwas machen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, welche Freude mir abermals Ihr letzter Brief gemacht und welche Beruhigung es mir gibt, zu *wissen*, wie sehr Sie auf den Grund meiner Bemühungen und Absichten gedrungen sind. Es bestärkt mich ungemein in dem Entschluss, immer reiner und grösser in der Gesinnung

zu werden. Davon hängt denn doch eben alles ab, denn die Gesinnung ist es, die das Thun der Menschen lenkt, und in dieser *kann* man sich wirklich vervollkommen. Ich für mein bescheidenes Theil weiss wenigstens, dass sich meine Kräfte immer nach dieser Seite hin zu concentriren bestrebt sind, wie mich denn freilich meine eigene äussere Lage immer wieder in diesen Weg drängt. Um zu annäherndem Künstlerthum zu gelangen, wie mühsam muss man sich zwischen impotentem Epigonthum und unüberlegtem Virtuonthum durchdrängen! Auch sehe ich fast alle, von denen es sich überhaupt verlohnt zu reden, bald nach der einen, bald nach der andern Seite schwanken. In dem mehrwöchentlichen Zusammenleben mit Böcklin habe ich mich auch vollständig überzeugt, dass ihm meine Absichten durchaus fern liegen; in Folge dessen er denn auch die schwachen wie auch die guten Seiten meiner Sachen sehr seltsam begründete. Ich liess es natürlich dabei bewenden; aber, leise und für ihn unmerklich, habe ich ihn doch auf einiges geführt, und bin ich neugierig, wie und ob er das verarbeitet. Natürlich unter uns. — . . .

Was V. während meiner Abwesenheit gemacht hat, ist rein für die Katz. Da braucht es noch viel Geduld, um ihn in eine selbständige Beziehung zur Kunst zu bringen. Mitunter stuppt er wie eine Brummfliege auf das Richtige hin, um gleich nachher wieder in spiessbürgerliche Lethargie zu verfallen.

Dass man Hildebrand so schlecht in München behandelt, wundert mich nicht; ich kenne die Gesellschaft dort noch ziemlich gut. Die Nothwendigkeit, einen anderen Weg zu finden, um sich mit einem gewählten Publikum in Rapport zu setzen, scheint mir immer einleuchtender zu werden. Hoffentlich wird der Zeitpunkt, wo wir uns über dieses, wie manches Andere, mündlich besprechen können, nicht gar zu fern liegen.



134.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 22. Sept. 79.

. . . . . Schönsten Dank für Ihren Aufsatz<sup>1</sup>; wie Sie sich denken können, habe ich ihn mit dem grössten Vergnügen gelesen. Sie haben das Unmögliche geleistet, so drängt sich der Inhalt in so beschränktem Raum. Jeder verständige und aufmerksame Leser wird sofort merken, dass es sich hier in der That um etwas handelt und vielleicht um so mehr das Bedürfniss weitläufigerer Erklärungen und Erläuterungen empfinden. Natürlich, wie Sie auch wissen, spreche ich nicht von mir. Ich, der ich im Grunde ein gläubiges Gemüt besitze, zweifle nicht, dass dieser, Ihr Aufsatz, wenn er auch kaum, namentlich der zweite positive Theil, genügendes Verständniss finden wird, ein heilsamer Anstoss für manchen ernstlich Denkenden und redlich Wollenden sein wird. Doch als das Allerbeste scheint mir dabei, dass sich daraus für Sie eine grosse und nicht so leicht zu erschöpfende Aufgabe ergibt. Wenn ich mich nicht täusche, so ist auch dieses Mal keine Gefahr da, dass Sie von Dilettanten und Schwärmern missverstanden werden: ich meine in dem Sinne, wie dies bei Ihrer Broschüre öfter der Fall war. Eigentlich haben wir das schon Alles bei Ihrem Hiersein besprochen. Jetzt nach der ersten Lesung erscheint es mir, als ob hie und da die Länge und Formation der Sätze, manchmal die Wortstellung das Lesen etwas erschwerte. Jedoch werde ich mich irren; wenn so wichtige Dinge in so gedrängter Form ausgesprochen werden, muss eben auch der Leser sich auf's Möglichste concentriren.

Ihr Urtheil über die Ausstellung habe ich nicht anders erwartet. Lenbach ist ein kluger Charlatan und in Folge dessen

<sup>1</sup> „Ueber Kunstinteressen und deren Förderung.“

nicht entwicklungsfähig. Dass bei meiner Büste die Hauptsache fehlt, erkannte ich wohl auch; doch hätte sie B. auf andere Pfade bringen können, wenn sich nicht Unbildung und Eitelkeit als unübersteigliche Hindernisse gezeigt hätten. — . . .

135.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Okt. 1879.

*Lieber Fiedler!*

Für Ihre beiden Briefe, den gestrigen wie heutigen nebst Inhalt, meinen herzlichsten Dank. Es wird mich sehr erfreuen, wenn Sie mir eine Photographie nach Hildebrand's Relief schicken. Wenn ich es reiflich überlege, so ist H. doch der einzige von allen Künstlern, die mir auf meinem Lebensweg begegnet sind, der seine Aufgabe in einem allgemeinen Sinne zu erfassen fähig wäre. Die Anderen hängen alle mehr oder weniger an Geschicklichkeits-Erlebnissen und deren sich darauf basirenden Speculationen. Die Verleitung dazu umschwärmt freilich den Ausübenden fortwährend und ihr zu widerstehen und sie zu überwinden, erscheint mir als der schwerste Kampf im Künstlerleben, um so mehr, als man da auf keinen Beistand rechnen kann.

Dies ist auch wohl der Grund, der die Vollendung meiner drei Bilder verzögert hat. Ich fühle, dass ich jetzt endlich in ein dem Ihrigen Bilde<sup>1</sup> ähnliches Stadium gelange und so werden wohl noch immer ein bis zwei Monate hingehen, ehe ich sagen kann, ich habe mein Möglichstes gethan. Indessen wenn es mir gelingen sollte, die Tafeln mit Leben zu erfüllen, so kann die Zeit, die dazu verwendet wird, wohl nicht in

<sup>1</sup> „Lebensalter“ K. 280.

Anschlag kommen. Auch haben wenig Menschen eine Ahnung davon, welches Fleisses, welcher Geduld und Hingebung es bedarf, um diesen letzten Endzweck zu erreichen.

Jetzt lebe ich zurückgezogener wie je, und halte dabei auf die strengste Klausur; für mich bleibt es eben die einzige Art, einigermassen etwas zu Stande zu bringen. — . . .

136.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 11. Dezember 1879.

. . . . Mit meinen Arbeiten will ich nun nächstens abschliessen. Nicht dass ich dieselben für etwas Vollendetes hielte, sondern nur weil es mir scheint, dass dieselben einen weiteren Aufwand von Fleiss und Anstrengung nicht verdienen. Jedenfalls gedenke ich Mancherlei gelernt zu haben, das wäre doch immer die Hauptsache. Dass sich mein Sinn immer mehr auf eine möglichst vollkommene Darstellungsweise richtet, ist, glaube ich, kein übles Zeichen. Wenn ich in produktiver Hinsicht Wünsche habe, so wäre es, dass ich nun ein Staffelei-Bild mit noch viel grösserer Ruhe und unbemessenem Zeitaufwand malen möchte. Ich kann keinen anderen Weg erkennen, um der Malerei eine Existenzberechtigung zu erlangen, als dass wieder einmal ein nach vielen Seiten hin befriedigendes und infolge dessen ein nahezu allgemeine Theilnahme erregendes Werk geschaffen werde. Leichter und natürlicher freilich würde sich diese Aufgabe gestalten, wenn es sich um die Ausschmückung eines bestimmten Raumes handelte. Doch zweifle ich, dass sich mir je eine Gelegenheit dazu bieten wird.

Was meinen Aufenthalt anbelangt, so wäre es eigentlich thöricht, wenn ich Rom aufgeben wollte; es wird sich schwerlich ein

anderer Ort in der Welt finden, wo ich meine Lebensweise so meinen Absichten entsprechend einrichten könnte. Nur mit den Monaten August und September müsste ich mich in Zukunft anders einrichten; sie setzen mir eigentlich doch stark zu; vor allen Dingen verliert man viel Zeit. . . .

Der Dichter Wilbrandt war einige Zeit hier und ich habe mich sehr gut mit ihm unterhalten; er ist doch ein feiner, liebenswürdiger und intelligenter Mensch, von dem man wünschen möchte, dass er in eine richtige Bahn gelange. — . . .

137.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 29. Dez. 1879.

*Lieber Georg!*

Buon capo d'anno und herzlichsten Dank für Deine und der Deinen Glückwünsche.

Dein langes Schweigen hatte mich allerdings in einen unruhigen Zustand versetzt. Dein Brief entspricht nur zu sehr den Vorstellungen, die ich mir von Deinen Umständen machte. Und doch erscheinen mir die Uebel nicht so schlimm, da ihnen wohl mit etwas Zeit und Geduld abzuhelfen ist, während das Gute nicht zu unterschätzen ist, d. i. das Bewusstsein der eignen Fähigkeit und des eignen Werthes. Mir erscheint solches als eins der höchsten Güter, um so mehr, als es einem von Menschen nicht entrissen werden kann. Das Verhältniss zur Aussenwelt gestaltet sich ja dann auch sehr einfach; es handelt sich nur noch um die Zustimmung derer, die man selber schätzt, nothwendigerweise muss die Folge dieser die Mitwirkung sein. Von der Menschheit im Allgemeinen, diesem Conglomerat von erbärmlichen Schuften, kann man nichts

anderes verlangen, als was sie von einem in Anspruch nimmt, d. i. Geld. Ich glaube, wenn man diesen Punkt mit der gehörigen Kälte behandelt, man auch nach dieser Seite reüssiren kann.

Es würde mir nicht gelingen, Dir in sentimentaler Weise meine Theilnahme auszudrücken, darum versuche ich's auch nicht; ich weiss und auch Du wirst nicht zweifeln, dass ich den Moment der Möglichkeit praktischen Eingreifens nicht versäumen werde.

Solltest Du auch wirklich Deiner Stellung im Generalstabe verlustig gehen, ich glaube, es würde sich in der Folge als ein Glück herausstellen.

In den ersten Jahren meines italienischen Aufenthalts war ich in einer Stellung, um die ich von vielen beneidet wurde; ich selbst wusste aber besser, wie es damit bestellt war und wurde schliesslich *physisch* krank davon. Ein Brief von mir, der einen rapiden brüsken Bruch veranlasste, heilte mich vollständig. Derselbe Mann<sup>1</sup> hat mich später zuerst aufgesucht, und ich behandle ihn nur noch scherzando. Ich meine nur, wenn man den Dingen eine olympische Ruhe entgegensetzen versucht, so verlieren sie an Wichtigkeit und Bedeutung.

Was meine Gegenwart anbelangt: Wäre ich jünger, so würde ich mich wohl erkühnen, den Gipfel menschlicher Leistungsfähigkeit zu ersteigen, auch so darf ich behaupten, dass ich unablässig bergan schreite. Noch dieses kommende Jahr will und muss ich an meine einsamen Bemühungen wenden, dann glaube ich aber auf dem Standpunkt zu sein, mich unter allen Umständen concentriren und zusammenraffen zu können, meine Welt unzerstörbar mit mir herum zu tragen. So viel von mir.

Der arme Fratello des armen Ludwig ruht nun auch unter den Cypressen bei der Pyramide des Cestius. Ich habe ihn

<sup>1</sup> Schack.

auch den letzten Tag seines Daseins mit pflegen helfen; er dachte nicht daran, dass es ans Abschieben ginge. Für Ludwig ist das nun sehr traurig, um so mehr, als ihm der Fratello von nicht geringer Hülfe war. Auch in meinem Hause ist der alte Doctor gestorben. Trotzdem das hart neben meinem Zimmer vorging, merkte ich's erst zwei Tage nachher. Ueberhaupt rafft der ungewöhnlich kalte, mir höchst angenehme Winter unbarmherzig Alles weg, was schon ein wenig wacklig ist . . . . .

Mit den herzlichsten Grüßen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

138.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 30. Dez. 1879.

Ludwig ist jetzt bald mit seinem Leonardo fertig. Ich muss gestehen, dass ich mich nicht dafür interessiren kann; Leonardo schrieb seinen Trattato, weil er die Gicht in der rechten Hand hatte und nicht malen konnte; er schrieb eben das was er nicht malen konnte. Bei Ludwig aber muss man sagen, „aber selber nie gekonnt es“. Der Dünkel, dadurch der Kunst auf die Strümpfe zu helfen, ist geradezu kindisch. Ihre Beweggründe zu verstehen, ist er absolut nicht im Stande . . .

139.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 8. Januar 1880.

. . . . . Gestern wurde ich auf nicht geringe Weise erschreckt und betrübt durch die Nachricht von Feuerbachs Tod. Mag

man gegen seine Leistungen einwenden, was man will, aus der Masse erhebt er sich doch immerhin in starkem Relief. Bei ihm konnte doch der Blick verweilen, als einem, der von Natur mit der Kunst sicherlich in Beziehung stand. Ich wünsche und gönne seinen Manen von Herzen, dass die Goethe'schen Verse auf ihn angewandt werden:

Drum ehrt ihn, denn was nur halb das Leben

Ihm hat gewährt, soll ganz die Nachwelt geben.

Zur Erläuterung meiner letzten Briefe möchte ich noch einige Zeilen über mich und meine Werke an Sie richten. Wenn es auch unmöglich ist, dass ich selbst von meinen Leistungen befriedigt sein könnte, so weiss ich doch, dass sie einige Eigenschaften haben, die man vergebens bei anderen suchen dürfte. Vor Allem, dass dieselben ein zusammengehörendes Ganze repräsentiren und eine Basis bilden, auf der sich weiter bauen lässt. Was sie zu wünschen übrig lassen, ist nicht wenig und vielleicht sieht es Niemand klarer wie ich selbst. Darum möchte ich mich noch einmal unter den gegenwärtigen Umständen zusammenraffen, einiges Verfehlete zu vermeiden suchen u. s. w. Das neue Bild<sup>1</sup> soll dann in der bescheidensten Weise den unwiderruflichen Abschluss gegenwärtiger Epoche bilden. Ich werde es in den nächsten Wochen beginnen und zwar wieder mit Tempera-Farben. Ich werde mich bemühen, es vor Beginn der Hitze zum Abschluss zu bringen. Dann will ich sehen, was zu thun ist, um es mir möglich zu machen, den Ansprüchen, die das Leben an mich macht, gerecht zu werden. Eher kann ich nicht daran denken. Da ich mir wohl bewusst bin, was ich ein- und zugesetzt habe, so rechne ich nicht darauf, dass mir noch ein sehr langer Zeitraum gewährt sein wird; um so grösser werden meine Anstrengungen sein. — . . .

<sup>1</sup> Vielleicht „Goldenes Zeitalter I“, K 457.

140.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 8. Februar 1880.

*Lieber Georg!*

..... Ob ich Deine vielfachen Leiden mitempfinde, darüber brauche ich mich wohl nicht auszulassen. Nimm es mir dagegen nicht übel, wenn ich, meiner schlechten Gewohnheit gemäss, die Stimme der Weisheit ertönen lasse. Es gehört wohl wenig Scharfblick dazu, um zu sehen, dass bei der bei weitem grösseren Mehrzahl der Menschen die Zahl der Leiden die der Freuden in diesem Dasein um ein nicht geringes überbietet. So lange man mit und unter seines Gleichen zu leben genöthigt ist, ist es unmöglich, ein ungetrübtes Glück zu erreichen. Es handelt sich also darum, dass man zu verhüten suche, wirklich unglücklich zu werden, und dazu ist, glaube ich, dem Menschen der Verstand gegeben. Je mehr man einsieht, dass es unumgänglich nothwendig ist, trotz aller Leiden und Widerwärtigkeiten den Kopf oben zu behalten, je mehr sollte man eine solche Einsicht mit dem freudigen Willen zum Kampfe unterstützen. Du kannst überzeugt sein, dass kein wohlorganisirter Mensch, wenn nicht die Ueberzeugung von Pflicht und Nothwendigkeit vorlägen, nach zurückgelegten dreissig Jahren das Dasein aus freien Stücken fortführen würde. Man muss, das halte ich für das Klügste, fortwährend daran denken, den Sieg über sich selbst zu erringen; das bleibt das schwerste und darum erleichtert es jeden anderen Kampf. Nun ist es sicher, dass körperliches Leiden momentan die Kraft und den Willen zum Leben schwächt. Und doch ist es gerade in solchen Fällen, dass der letztere sich als das kräftigste aller Heilmittel erweist, darin wird mir jeder erfahrene Arzt beistimmen.

Darum Muth, lieber Georg, und daneben die Ruhe und Vorsicht, die zur Selbsterhaltung nöthig sind; dann werden auch



günstigere Winde Dein Segel schwellen. Zwischen den Zeilen wirst Du meine gute Meinung herauslesen, die nicht aus Reflexion sondern aus der Erfahrung entspringt. Denn, wenn es auch nicht so scheinen sollte, so habe ich doch auch vieles erlitten; es hat Momente gegeben, wo man für mein Leben keinen Pfifferling gegeben hätte. Und auch jetzt nach ungeheuern Anstrengungen, was habe ich errungen? Die Ueberzeugung, dass ich mich noch mehr anstrengen muss, als bisher ohne dabei von irgend einer Illusion begleitet zu sein, ohne die Beruhigung einer Selbstbefriedigung zu finden. Und bei alle Dem so arm wie eine Kirchenmaus.

Die Wahrheit zu gestehen, ich möchte nicht, dass es anders wäre; denn den Menschen, den ich beneiden könnte, muss ich noch kennen lernen. Es wäre undankbar gegen das Schicksal wenn ich nicht zugeben würde, auch manches zu besitzen, was mir von Menschen nicht genommen werden kann. Und wo es mir thunlich erscheint, theile ich davon mit vollen Händen mit, und manchenmal mit schönem Erfolg.

Wozu ich jetzt Dir solches schreibe, ich weiss selber nicht recht; keines Falls kann es Dir schaden.

Die herzlichsten Grüsse an Rosalien und Kinder von

Deinem treuen Bruder Hans.

141.

*An den Bruder Georg.*

*Lieber Georg!*

Nun kann ich fast mit Bestimmtheit auf die Wohnung, von der ich sprach, rechnen; ich halte sie für die günstigste in jeder Beziehung. Gesunde, verhältnissmässig bequeme Lage, die unmittelbare Nachbarschaft von zwei bekannten Familien und sehr ordentliche zuverlässige Leute, die ich schon lange

kenne. Auf den hiesigen Eisenbahnen wird für Kinder bis sieben Jahre die Hälfte bezahlt, jedoch in der Regel nehmen die Leute hier das nicht so genau, und ich glaube wohl, dass Du den Jungen<sup>1</sup> für die Hälfte durchbringen kannst.

Sei nur recht vorsichtig, damit Deine Genesung sicher fortschreiten kann und versehe Dich mit warmen Kleidern. Die Gebirge sind mit ungewöhnlich viel Schnee bedeckt, und solange das der Fall ist, kann es auch im März bei eintretender Tramontana schneidend kalt werden.

Im Uebrigen nimm mir meine Art, mich zu expectoriren, nicht übel; ist man genöthigt, sich seinen Pfad für sich zu suchen, so vergisst man zu sehr, sich mit den andern Menschen in gleicher Art zu halten.

Zur Vorbereitung will ich Dich mit meiner Lebensweise, von der ich nicht gut abgehen kann, bekannt machen.

Meinen Caffee nehme ich auswärts, im Corso, nahe bei Deiner zukünftigen Wohnung; dann mache ich noch ein Paar Schritte und wenn ich dann der Natur meinen unausbleiblichen Tribut bezahlt habe, nehme ich noch ein solides Frühstück ein und arbeite dann ununterbrochen bis zur Dunkelheit. Dann nehme ich erst meine Hauptmahlzeit ein.

Mein Atelier liegt zu entfernt von allen wenigstens mir convenirenden Ernährungsanstalten, als dass ich es anders machen könnte.

Für heute Addio und lasse bald etwas hören Deinen

treuen Bruder Haus.

Rom, den 10. Febr. 1880.

<sup>1</sup> Georg, zweiter Sohn Georgs, der die Reise mitmachte.

142.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 17. März 1880.

*Lieber Fiedler!*

Nun will es mir doch scheinen, als ob mein Hesperidenland im Wesentlichen als Thatsache da läge. Zwar habe ich einige Dummheiten nicht gänzlich cachiren können (Rom ist eben nicht in einem Tage erbaut worden!); trotzdem glaube ich, dass eine Existenzberechtigung vorliegt. Dass ich nun auch bei einer Sache so unermüdlich bei der Stange geblieben bin, wird mir erst in der Folge von grösstem Vortheil sein. Ich habe mich selbst bis in die geheimsten Schlupfwinkel verfolgen können und habe in Folge dessen ein ziemlich klares Bild von meinen Kräften. Ich fühle, dass ich mich nun bald dem Culm derselben nähern werde. Das Hauptresümee wäre: Bescheidenheit in der Absicht, in den Mitteln und in der Ausführung. Dieses festgehalten, könnte man seine Kräfte bis zum Unglaublichen steigern und ist der einzige Weg, etwas von dauerhaftem Werth zu leisten. Noch ein anderes glaube ich errungen zu haben: dass ich nämlich äusseren Störungen immer weniger zugänglich werde, und das schreibe ich dem zu, dass die innerliche Arbeit doch zu einem ziemlichen Grade gediehen ist. Nach dieser Seite mache ich keine leichten Proben durch . . . . .

143.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 28. April 80.

. . . . . Gestern Abend erhielt ich einen Brief von Dohrn, in welchem er mir mittheilt, dass Hermann Grimm bei ihm an-

gefragt habe, ob ich eventuell geneigt sein würde, die Fresken für das Treppenhaus des landwirthschaftlichen Museums<sup>1</sup> zu übernehmen. In diesem Fall würde Grimm mich in Vorschlag bringen. Ich habe ihm telegraphisch geantwortet, dass ich nicht abgeneigt sein würde, einen derartigen Auftrag zu übernehmen, vorausgesetzt, dass die Bedingungen acceptable wären und sich mit denen, die ich in einem solchen Falle nothwendig stellen müsste, vereinbaren liessen.

Darüber lässt sich nun weiter vor der Hand nichts sagen, ehe man nicht eines Näheren unterrichtet ist; wenn ich selbst Bedingungen stelle, ist dies nur in einem solchen Sinn, dass dieselben ein künstlerisches Resultat sicherten. Auf eine Skizzen-Concurrenz würde ich mich allerdings nicht einlassen können; weil ich eine solche überhaupt für einen Blödsinn halte. Aber das ist sicher, dass ich, wenn sich auch eine nur halbwegs günstige Gelegenheit bieten sollte, das Dreifache leisten würde, als es unter jetzigen Umständen der Fall ist. Es mag bis jetzt schon so die beste Art gewesen sein, meine Kräfte im Stillen zu üben und meine Erfahrungen nach manchen Seiten hin zu bereichern. Bleibt's jedoch so, so muss es zur Verzettelung und endlich zur Erlahmung führen. Der Hauptfeind der Kunstausbübung bleibt doch immer die Speculation und auf die bleibt man doch immer angewiesen, wenn keine äussere Veranlassung zur Herstellung eines Werkes vorliegt. Den bestimmten Anforderungen von Ort und Gelegenheit lässt sich bis zu einem gewissen Grade Genüge leisten; in der alleinigen Concurrenz mit den Werken der Schöpfung muss man sich ewig als Stümper fühlen und seine eigenen Thaten verwerfen. Sie werden darin gewiss auch meiner Meinung sein, dass nur ähnliche Gelegenheiten wie obige es mir ermöglichen können, öffentlich in die Schranken zu treten. . . .

<sup>1</sup> Das Museum an der Invalidenstrasse in Berlin, das Baurat Tiede soeben vollendet hatte. Es kam zunächst zu keiner Unterhandlung mit Marées, da dieser nicht konkurrieren wollte. im Jahre 1882 kam er anscheinend auf die Angelegenheit zurück.

144.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 10. Mai (ohne Jahr. Von Fiedler: 80).

Vorgestern ist Dohrn hier durchgekommen; mit der betr. Angelegenheit ist es nichts<sup>1</sup>. Es sind schon sechs Personen zu einer Concurrenz eingeladen. Da ist nun weiter nichts zu wollen. Bei dieser Gelegenheit muss ich denn wieder das alte Lied hören: ja, wenn der Marées nur einmal etwas ausstellen wollte. Darüber muss ich lachen. Thatsächlich handelt es sich um weiter nichts, als mich in die Lage zu setzen, etwas für die Oeffentlichkeit darstellen zu können. Das soll nicht der *Beginn* meiner Laufbahn, sondern das *Ziel* derselben sein. Es handelt sich durchaus nicht darum, dass ich eine Carriere mache, sondern dass das Resultat meiner Lebensarbeit nicht gänzlich verloren gehe. Wenn es sich um mein persönliches Wohlergehen handelte, so wäre das schnell und leicht mit einem Mal hergestellt. Wenn ich mich im Ertragen geübt habe, so habe ich vielleicht errungen, noch viel Schwereres ertragen zu können. Wenn ich darüber nachsinne, wie ich mir schliesslich selber Gelegenheit verschaffen könne, so haben die Beweggründe dazu sicher nichts mit Eitelkeit oder Ehrgeiz oder materiellem Behagen zu thun.

Praktisch zu reden: ich muss mich mit meiner ganzen Persönlichkeit in's Zeug legen; ich müsste blind sein, wenn ich derselben nicht einige Wirksamkeit zutrauen sollte. Ueberzeugung, Glauben und Zuversicht reissen am Ende unfehlbar alle Menschen mit. So war es, ist es, und wird auch stets so bleiben. Zunächst wäre also dafür zu sorgen, dass unsere Zusammenkunft in Ischl wirklich zu Stande käme. Dort würde ich Sie mit einem jungen Manne bekannt machen können,

<sup>1</sup> Vgl. den Brief an Fiedler vom 28. April.

der, durch Ihre Schriften enthusiastirt, den besten Willen hat, die empfangene Anregung im Leben zu bethätigen. Es wäre auch schon Gelegenheit da, diesem eine kleine Vorübung im Mäcenenthum zu verschaffen. Denn Volkmann sowohl wie einen von den jungen Malern muss ich für den nächsten Winter sicher stellen, damit auch in dieser Hinsicht meine Arbeit nicht vergeblich angewandt sei.

Dass Dinge in einem grossen und weittragenden Sinne betrieben werden, kann nur durch persönliches Beispiel ermöglicht werden. Wer einen prachtvollen Park auf ödem Land anlegen will, muss wohl selbst auf den Genuss undurchdringlicher Schatten in demselben verzichten. Was ist der Grund der Eile im modernen Thun und Treiben anders als eine erbärmliche Selbstsucht?

Bei unserer Zusammenkunft müsste zunächst festgestellt werden (und das ist nicht so schwer), was Noth thut. Dann kann man das, was möglich ist, versuchen, beherzigend was Shakespeare einmal sagt:

„Denn dieses lern' ich, bängliches Erwägen  
Sei schläfrigen Verzugs bleirner Diener!“

. . . . . Trotzdem war ich, um mich einmal wieder zu erfrischen, gestern mit meinen jungen Leuten in Veji; wenn es auch ein Paarmal gehörig heruntergoss, war es doch schön; die Vegetation von einer unglaublichen Ueppigkeit. — . . .

145.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 12. Juni 1880.

*Lieber Fiedler!*

Unmöglich wird es mir noch länger, zu zögern mit dem was folgt. Einmal muss es doch gesagt sein.

Das, was ich soviele Jahre angestrebt habe, habe ich nun

moraliter erreicht. Dieser Theil meiner Lebensaufgabe ist abgeschlossen.

Die letzte Tafel, die ich zum Gedächtniss dieses Abschlusses Ihnen geweiht habe, ist in wenigen Tagen vollendet. Es fehlt fast nur der Firniss und Rahmen. (Aber ziemt es sich überhaupt, dass das Kind im Prachtgewand einhergehe, während der Vater darbt?)

Das Bild ist noch einmal goldenes Zeitalter<sup>1</sup>, drei Männer, ein Weib und vier Putten, ziemlich lebensgross. Ich hoffe, das Sie Vergnügen daran haben werden. Doch viel wichtiger ist, dass ich von mir behaupten darf, mich nun vollständig in der Gewalt zu haben, oder richtiger, der Sache ganz unterthan zu sein. Leichtigkeit, Kühnheit, Andacht stehen mir im gegebenen Falle zur Verfügung. Meinen von Hause aus elenden Kadaver habe ich so dressirt, dass er zu ungeheuren Leistungen fähig ist, dass weder Kälte noch Hitze ihn anfechten. Kurz, ich bin überzeugt, dass sich der Geist eines Apelles auf mich niedergesenkt hat. Aber es ist durchaus nothwendig dass ich nun nicht länger in der Lage bleibe, nebenbei die Philosophie eines Diogenes anzustreben. Ich glaube, ich darf, ohne zu erröthen, die Namen grosser Menschen aussprechen, denn, wenn ich auch in den Leistungen hinter ihnen zurück bleibe, so doch in den Gesinnungen und dem guten Willen sicher nicht.

Doch um praktisch zu reden, so weiss ich ziemlich haarscharf was Noth thut. Das, was ich eben nicht habe.

Mein Plan ist der, in Deutschland mir die zunächst nothwendige Summe in Form eines Anlehens zu verschaffen, so dass ich mich einmal ein Jahr lang mit aller Breite und Fülle bewegen kann. Ich weiss, dass ich dieselbe zum Ruhm und zur Ehre meines Vaterlandes verwenden werde. Zu diesem Zwecke werde ich Alles, was mir meine Persönlichkeit gestattet, einsetzen. Erreiche ich das, so werden Sie sehen,

<sup>1</sup> K 523.

dass es *nicht unmöglich* ist, dass auch Ihre grossen Opfer sich belohnen werden.

Erreiche ich es nicht, so bin ich auch gewappnet. Ich kann auch heute mit Stolz diesen Schauplatz verlassen. Denn wer sich täglich beim Erwachen auf die Brust schlagen muss und zu sich sagen: ertrage; wenn diesen täglich mehr Menschen umgeben, die Trost, Rath und Hülfe jeder Art von ihm erwarten und auch erhalten, der kann sich eines stolzen Gefühles nicht entheben.

Das einzige, was ich bedauern müsste, wäre, dass ich Ihnen meine Dankbarkeit nicht in der Weise ausdrücken könnte, wie ich wohl möchte. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie ganz ich Ihr grosses Verdienst um meine Existenz erkenne; aber das kann ich Ihnen sagen, dass ich es im Voraus gewusst habe, dass Sie schliesslich bei mir und mit mir ausharren würden.

Zum Schlusse noch, es ist mir wohl bewusst, wie seltsam dergleichen Sendschreiben im alltäglichen Leben sich ausnehmen, aber ich kann es nicht ändern.

Nehmen Sie mir's nicht übel und grüssen Ihre Frau auf's Herzlichste von Ihrem treuen

Hans v. Marées.

146.

*Antwort von Konrad Fiedler auf den Brief vom  
12. Juni.*

Crostewitz, den 16. Juni 1880.

*Lieber Marées!*

Es ist schwer, auf Ihren Brief zu antworten, namentlich für mich, der ich schon immer der Ansicht gewesen bin, dass sich Ihnen eine Gelegenheit bieten müsse, das, was Sie sich



in mühevoller Laufbahn errungen haben, auf die höchste Probe zu stellen, und der ich doch immer wieder an der Möglichkeit einer solchen Gelegenheit habe verzweifeln müssen. Ich verstehe Ihre gehobene Stimmung im Bewusstsein eines vollendeten Werkes und im Gefühl einer errungenen Kraft. Ich verstehe das gebieterische Bedürfniss, den Bann zu sprengen, in dem allerlei Hemmungen die Production gefesselt hatten; aber ich würde mir sehr unaufrichtig vorkommen, wenn ich mit Ihnen an die Möglichkeit glaubte, dass diess auf einmal geschehen könne. Es ist nicht nur die innere Befreiung, die nur das Resultat eines langen Processes sein kann; auch die äussere Befreiung ist nur langsam, nur allmählig möglich. Wie ich meinen Antheil an Ihrer Existenz immer verstanden habe, wissen Sie; ich habe niemals unternehmen können, den Ansprüchen einer produktiven Natur an das Leben für mich allein Genüge thun zu wollen; was ich thun konnte, war nur, die Zeit der inneren und äusseren Kämpfe zu erleichtern; dass mir der Gedanke ganz fern liegt, darauf Ansprüche irgend welcher Art zu gründen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Wie Ihre Pläne für die nächste Zukunft sind, kann ich nicht beurtheilen, da Sie dieselben nur andeuten. Wie dieselben aber auch sein mögen, so lassen Sie vom Gelingen oder Misslingen nicht Alles abhängen. Haben Sie den Kampf gegen sich selbst glücklich durchgeföhrt, so verlangen Sie auch im Kampf gegen die Welt nicht einen unbedingten raschen Sieg.

Genug für heute. Ihr Brief hat mich aufgeregt; er gibt mir viel zu denken, da er manches enthält, wozu mir der Schlüssel fehlt.

Ihr treuer C. F.

147.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 21. Juni 1880.

*Lieber Fiedler!*

Da, wie Sie sich denken können, betr. Angelegenheit mich Tag und Nacht beschäftigt, so antworte ich Ihnen umgehend. Wenn es mir in einem Brief nicht gelingt, Alles klar zu legen, so wird diess vielleicht in mehreren möglich sein; auf alle Fälle würde für eine eventuelle Zusammenkunft das Terrain einigermassen gelichtet sein.

Wenn man an einer von aussen sich bietenden Gelegenheit verzweifeln muss, so ist es gewiss nicht unrichtig, und jeden Falls Zeitersparniss, wenn man zunächst überhaupt auf eine solche verzichtet. Den Staat also bei Seite.

Selbst unserem Herrgott sagt man nach, dass um den Menschen zu schaffen, er sich eines Erdenklozes bediente. Dass *ein* Privatmann Letzteren beschaffe, ist nicht möglich, unter keinen Umständen zu verlangen. Sollte es aber thatsächlich unmöglich sein, dass sich mehrere Gleichgesinnte fänden, die sich zu einem gemeinschaftlichen, nicht übergrossen Opfer, um nicht zu sagen Risiko, entschliessen könnten? Fast mit Sicherheit, da ich Sie immer als den Ersten betrachten muss, könnte ich sagen, dass der Zweite gefunden wäre; dann handelte es sich um den Dritten.

Bei einer unausgesetzten Uebung und Thätigkeit habe ich nicht nur meinen inneren Menschen in Betracht genommen, sondern auch die mechanischen Hilfsmittel u. s. w. einer genauen Erwägung unterzogen. Ferner habe ich oft und vielfach überdacht, in welcher Weise man einem weiteren Kreise einen Begriff und Anschauung von dem, was man thut und anstrebt, verschaffen könne. Ich gestehe, es handelt sich abermals um ein Experiment. Von der höchsten und reinsten Leistung

musste man abstehen und zufrieden sein, wenn man den Weg zu einer solchen erkennen würde.

Also praktisch: diese drei Männer müssten sich zu einem jährlichen Beitrag von ungefähr 1500 Thalern entschliessen; ich müsste also auf ein Jahr lang über den Credit der Gesamtsumme disponiren können. Ich würde der gewissenhafte Verwalter dieses Kapitaless sein. Vier andere Hände, die nichts eifriger wünschen und wollen, würden zu meiner Disposition stehen, so dass dem Einfluss momentaner immerhin möglicher Hinderungen einigermassen vorgebeugt wäre. Das Resultat dieses Jahres, und ohne ein solches würde es nicht sein, würde der Oeffentlichkeit und dem Markte überantwortet werden. Ueber das Weitere und die Folgen lässt sich freilich jetzt noch nichts sagen.

Zu einem solchen Unternehmen — der Plan ist schon alt — habe ich mich Jahrelang vorbereitet, nicht nur mich, auch andere. Angenommen, dass die Möglichkeit vorläge, angenommen, dass die Sache nicht ganz hoffnungslos wäre, so wäre die Frage aufzuwerfen, ob ich überhaupt ein solches Vertrauen verdiene. Dass ich mir selbst Ausserordentliches zutraue, dazu liegen manche Gründe vor, die ich Ihnen gegenüber kaum zu erwähnen brauche. Wer zur That schreiten will, darf auch das Wort Zweifel in seinen Gedanken nicht aufkommen lassen. Liegt der Antrieb in einem persönlichen Vortheil? Nein; sondern vielmehr in dem Gefühl, schliesslich nichts versäumt zu haben, um die eigenen Anlagen, Gesinnungen, Ueberzeugungen und Erfahrungen in einem allgemeinen Sinne zu verwenden. Ich habe mir immer eingebildet und bin überzeugt davon, dass unsere Bestrebungen und Bemühungen darin Hand in Hand gehen. Darum kann und werde ich auch nichts ohne Sie unternehmen.

Was nun meine gehobene Stimmung anbelangt, so ist dieselbe keine zufällige, keine momentane; den grösseren Theil meines Lebens befinde ich mich in einer solchen; und wenn ich dieselbe

ab und zu verlauten lasse, mich quasi blosstelle, so bereue ich es doch nicht. Dadurch lege ich mir einen moralischen Zwang auf, in meinen Anstrengungen nicht nachzulassen, mir selbst gegenüber ein strenger Richter zu bleiben. Das ausgesprochene Wort muss auf die Handlungsweise eines Mannes bestimmend wirken.

Allerdings sintemalen ich nichts Anderes besitze, setze ich mein Leben ein; ich habe das stets gethan; nur dadurch habe ich manchen Streich des Schicksals parirt; nur dadurch kann ich mich schliesslich zum kühnsten Wagen emporschwingen. Nach dem was ich durchgemacht, darf ich nicht dulden, dass dasselbe versumpfe. Darüber mögen die Ansichten verschieden sein, doch versichere ich, dass ich bei der meinigen beharren werde. Wenn ich nun, zum Schlusse für heute, bedenke, wie oft ich Sie in Ihrem Belagen beeinträchtigte, so denke ich doch, dass Sie Das eigentlich nicht kränken darf; ich suche mich dadurch zu revanchiren, dass ich die Nachsicht, die Sie an mir üben, anderen angedeihen lasse. Davon haben Sie freilich nichts. — . . .

Mit den herzlichsten Grüßen an Sie und Frau

Ihr tr.

Hans v. Marées.

148.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Juli 1880.

*Lieber Fiedler!*

Es mag wohl sein, dass ich etwas hart gegen Sie vorgegangen bin. Um einiges Licht in das Dunkel zu werfen, dazu mag vielleicht Folgendes dienen.

Ich muss etwas ausholen.

Als ich Florenz verliess, als Mensch tief gekränkt, als Künstler schwer beleidigt, ging vieles in mir vor. Nach langem Kampf war das Bild, welches Sie besitzen<sup>1</sup>, das Resultat meiner Selbstüberwindung. Als ich damals, meiner Kraft gewahr werdend, in der Freude meines Herzens, in dem Bewusstsein eines doppelten Sieges, *Ihnen* dieses Bild zum Hochzeitsangebinde bestimmte, und Sie dann nicht nach dem nahen Rom kamen, mögen Sie sich denken, wie mir zu Muthe war. Das ist der wahrhaftige Grund, warum ich es nie vollenden konnte. Dass dasselbe Bild über die Schwelle von San Francesco wandern sollte, hat mir sehr seltsame Gedanken erregt. Dass ein Künstler das Werk eines andern Lebenden zu seinem Vergnügen benutzt, ohne nur ein Wort gegen denselben verlauten zu lassen, steht wohl einzig da<sup>2</sup>.

Ein Wort von Ihnen jedoch machte mich froher Hoffnung voll: Sie schrieben mir, dass aus dem Bilde man die Hoffnung schöpfen dürfe, dass auch heut zu Tage das Beste geleistet werden könne. Denn, dachte ich mir, wenn ein Mann, der die weittragende Bedeutung der bildenden Kunst anerkennt und dieselbe lehrt, diese Ueberzeugung ausspricht, so wird sein Interesse über das Persönliche hinaus sich zum Sachlichen erheben. In der That erwartete ich, dass irgend etwas zu der Verbesserung meiner Lage geschehen würde.

Und ich bin nicht müssig gewesen in der Zeit. Wenige Minuten der letzten Jahre sind verloren gegangen, und trotz den Umständen meine Kräfte in stetem Wachsen begriffen.

Als Sie, zum Unglück meines Hesperidenlandes, dieses Mal wieder nicht nach Rom kamen, verlor ich fast alle Hoffnung. Abermals raffte ich mich zusammen und überzeugte mich, dass meine Kraft nicht von andern Menschen abhängt. Um das Resultat zu *retten*, habe ich es Ihnen zugedacht. Nebenbei

<sup>1</sup> Die „Lebensalter“.

<sup>2</sup> Hildebrand hatte, ohne zu vermuten, dass dies Marées unerwünscht sein könnte, die „Lebensalter“ versuchsweise kopiert.

ist mein Bestreben, meinen höchsten Ruhm in der Erkenntlichkeit zu suchen, nicht aus Marotte, sondern aus innerlichstem Bedürfniss. Weil ich Sie aber für meinen Freund halte, so möchte ich wohl, dass Sie mich auch als den Ihrigen behandeln. Trotzdem ich arm bin, kann ich doch besorgt für Sie sein, das dürfen Sie mir nicht übel nehmen. Sie haben sich durch Ihre ausgesprochenen Gesinnungen einen so rühmlichen Namen bei den Besten erworben, dass Sie denselben als Muster dienen. Bedenken Sie das wohl.

Die Antwort auf Ihren letzten Brief habe ich in einer Erlegung des Drachen niedergelegt: ein Miniaturbild, aber ich glaube, kein schlechtes<sup>1</sup>. Kurz: Eines steht fest, Menschen können mich nicht mehr aus meinem Standpunkt herausdrängen. Klar und unerschrocken sehe ich der Zukunft entgegen. Wenn ich auch selber darüber zu Grunde gehe, ohne einige wohlthätige Spuren wird meine Existenz nicht bleiben.

In Ihren Unglauben an die Menschen kann ich durchaus nicht einstimmen; der Versuch ist noch nicht gemacht worden; ich sage Ihnen ein ganz anderes Resultat voraus. Freilich muss ich nun betteln gehen, um zu einem solchen Versuch zu gelangen; das, hoffte ich, würden Sie mir ersparen. Aus wahrhafter Liebe zu meiner Kunst unterwerfe ich mich dieser Erniedrigung, voll Vertrauen darauf, auch aus dieser Prüfung siegreich hervorzugehen.

Feige, das glauben Sie mir, werde ich mich nicht aus dem Kampf zurückziehen. Und weil die Zeit drängt, denn die meinige wird sehr bald abgelaufen sein, will ich noch schnell an's Werk gehen.

Lachen muss ich doch, wenn ich denke, welche tragische Rolle man mir im Leben zgedacht hat, der ich dabei von Lebenslust, innerer Kraft und Heiterkeit übersprudle. Ich wünschte Ihnen, der Sie es doch haben könnten, dass Sie einmal von

<sup>1</sup> Der kleine St. Georg K 506.

der Freudigkeit und dem Kehrlichnichtdran, die eine feste Ueberzeugung gewähren, so ganz erfüllt würden. Ich glaube, Sie irren, wenn Sie mir jegliche Welt- und Menschenkenntniß absprechen; sicher kenne ich mich bis zu einem gewissen Grade selbst, und Selbstkenntniß ist die Grundlage aller andern Kenntnisse.

Sollte mir im Zornesmuth auch ein Wort entschlüpfen, das beleidigt, so sollen Sie es doch nicht so genau nehmen. Thun Sie jedoch, was Sie wollen; ich werde thun was ich kann und sicher nicht aufhören, Ihr erkenntlicher Freund zu bleiben. Leben Sie wohl und grüssen Ihre Frau von

Ihrem treuen Hans v. Marées.

149.

*Konrad Fiedler an Hans von Marées.*

Crostewitz, den 9. Juli 1880.

*Lieber Marées!*

Nachdem ich jahrelang mit einer Selbstüberwindung, die mir oft nicht leicht geworden ist, jeden Ausdruck der Empfindlichkeit Ihnen gegenüber zurückgedrängt habe, um ein Verhältniß nicht zu zerstören, von dem ich mir von vornherein gesagt habe, dass es mir wichtige Verpflichtungen auferlegen würde: haben Sie den Bann gebrochen, und ich kann mir nicht verhehlen, dass durch Ihren letzten Brief unser persönliches Verhältniß unrettbar zerstört ist. Wenn Sie mich sonst fühlen liessen, dass das, was ich that und meinen Kräften nach thun konnte, nicht im Verhältniß zu den Ansprüchen stand, die Sie machen zu können glaubten, so konnte ich das ignoriren und meinem verletzten Stolze, um des Werthes der Person und der Sache willen, Schweigen auferlegen. Schweigen

kann ich nun zwar auch und werde es auch, aber ignoriren kann ich es nun nicht mehr. Was ich dabei empfinde, geht mich allein an. Auch kann ich es meinem Stolze nicht abgewinnen, Ihnen auf die Anklage, dass ich unrecht an Ihnen gehandelt hätte und handelte, zu antworten. Der Verpflichtung, die ich übernommen habe, werde ich nach wie vor nachkommen. Wozu sollte nun aber die Fortsetzung eines persönlichen Verkehrs führen, nachdem Sie die Bande des Zartgefühls, in denen er sich halten musste, um überhaupt bestehen zu können, zerrissen haben. Ich sehe nur zwei Möglichkeiten vor mir: entweder ich gehe auf die Fragen ein, die Sie so leidenschaftlich anregen und wo ist das Ende einer solchen Diskussion? oder wir versuchen, auf dem alten Fusse weiter zu verkehren, und wie ist das möglich, nachdem die tiefe Differenz aufgedeckt ist, die uns trennt. Oft schon habe ich mit Besorgniß den Moment kommen sehen, wo Dinge zwischen uns zur Erörterung kämen, die besser immer verschwiegen geblieben wären; immer hat es sich abwenden lassen; nun haben Sie ihn gewaltsam herbeigeführt und wir müssen die Konsequenzen tragen.

Ihr C. F.

150.

*Konrad Fiedler an Hans v. Marées.*

Crostewitz, 11. Juli 1880.

*Lieber Marées!*

Meinem vorgestrigen Briefe lasse ich heute einige Zeilen folgen; auf das, was ich Ihnen geschrieben habe, will ich nicht zurückkommen; es ist ganz unnütz über das noch weitere Worte zu verlieren, was nun einmal nicht mehr zu ändern ist. Ich beschränke mich daher auf einige Bemerkungen, die den Theil unserer Beziehungen treffen, der bestehen bleibt; hier muss



völlige Klarheit herrschen. Ich kann die regelmässige Summe von jährlich 4800 Mark nicht erhöhen und muss es Ihnen überlassen, auf Grund dieser sicheren Einnahme, Ihre Existenz allmähig so zu gestalten, dass dieselbe Ihren Ansprüchen auf Unbeschränktheit und Selbständigkeit genügt. Etwas anderes ist es, wenn es sich um ein bestimmtes, genau in's Auge genommenes Unternehmen handelt, zu dem Sie einer aussergewöhnlichen grösseren Beihülfe bedürfen. Die allgemeinen Andeutungen, die Sie in Ihrem Briefe vom 21. Juni über ein solches machten, liessen mich von Ihrer Seite genauere Mittheilungen erwarten und regten auf meiner Seite das Nachdenken darüber an, ob und wie es mir möglich sein könnte, Ihnen die Mittel zu verschaffen. Da ich es immer vermeide, Zusagen zu machen, von denen ich nicht ganz genau weiss, dass ich dieselben halten kann, so verhindert mich auch gerade jetzt ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen, eine bestimmte Verpflichtung zu übernehmen. Doch werde ich mit der Zeit Bestimmteres sagen können und ich erwarte auch von Ihnen genauere Angaben über Ihre Absichten. Ich bitte Sie aber dringend, die ganze Angelegenheit rein sachlich zu behandeln, da dies die einzige Form des Verkehrs ist, auf die ich eingehen kann.                   Ihr C. F.

151.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 15. Juli 1880.

*Lieber Fiedler!*

Die Klarheit in unserem jetzigen Verhältniss ist leicht hergestellt. Die Hauptsache, worum es sich handelte, darf als erreicht betrachtet werden: ein sicherer Grund und Boden.

Und so sind Ihre Pflichten in dieser gemeinschaftlichen Arbeit als erfüllt zu betrachten. Den meinigen gegen Sie und mich unterziehe ich mich mit Freudigkeit; wenn auch spät, so werde ich dieselben doch erfüllen.

Und so, als freier Mann, spreche ich doch noch mit Zuversicht es aus, dass der Tag kommen wird, an dem Sie die Hand eines wohlmeinenden Mannes drücken werden, der sich nennt

Hans von Marées.

152.

*Antwort von Konrad Fiedler.*

Crostewitz, den 22. Juli 1880.

*Lieber Marées!*

So abschliessend Ihr letzter Brief lautet, so ist es mir doch, nun ich ruhiger geworden bin, ganz unmöglich, es einfach dabei bewenden zu lassen. Was Sie hat veranlassen können mir jenen früheren Brief zu schreiben, weiss ich nicht; was Sie mir damit angethan haben, darauf will ich nicht zurückkommen. Nun aber lassen Sie uns wie Männer handeln, die neue Sachlage in's Auge fassen und überlegen, was zu thun ist. Wenn Sie sagen, dass meine Pflichten in der gemeinschaftlichen Arbeit als erfüllt zu betrachten seien, so kann ich darauf nur erwidern, dass ich die Pflicht, die ich mir selbst gegenüber übernommen habe, erst in dem Momente als erfüllt betrachten werde, in dem ich die Gewissheit habe, dass Sie der äusseren Sorgen des Lebens überhoben sind, dass die Resultate eines inneren Strebens Ihnen auch eine äusserliche Unabhängigkeit gesichert haben. Das nun verlange ich von Ihnen, dass Sie mich diese Pflicht ruhig weiter erfüllen lassen und dass Sie dabei nicht ausser Acht lassen,





dass ich für die dauernde Erfüllung dieser Pflicht nur dann eintreten kann, wenn ich sie einigermaßen in Uebereinstimmung mit dem Maasse der Ansprüche halte, dem ich überhaupt genügen kann. Wenn ich mir nun auf der anderen Seite selbst gesagt habe, dass Sie gerade jetzt an einem entscheidenden Punkte Ihrer Thätigkeit und Ihres Lebens stehen, so habe ich auch begriffen, dass es Ihnen jetzt besonders wünschenswerth sein müsste, eine etwas freiere Bewegung zu haben, und es hat mich dies um so mehr beschäftigen müssen, als es mir jetzt allerdings nicht wohl möglich ist, grössere Verpflichtungen zu übernehmen: doch wiederhole ich, was ich in meinem letzten Briefe schrieb, dass ich die Sache keineswegs ausser Augen lasse.

Ihr C. F.

153.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 28. Juli 1880.

*Lieber Fiedler!*

Es freut mich, dass Sie trotz des Vorhergegangenen beharren wollen; es kann den Glauben an die Güte der Sache nur stärken. Die nun einmal erfolgte Eruption, durch keinerlei äussere Umstände veranlasst, hätte nur vermieden werden können, wenn ich ein anderer wäre, als ich bin, oder aber ich wäre nutzlos daraufgegangen. Die Folgen werden den momentan angerichteten Schaden vergessen machen.

Der Entschluss, das Licht auf den Scheffel stellen zu wollen, vor aller Welt die eigene Ueberzeugung enthüllen, erklären und verfechten zu wollen, ist in Anbetracht der Zeitumstände kein so ganz leichter. Die Ausführung desselben fordert einen Mann, der einen unbedingten Glauben an seine Sache hat und sich derselben vollständig unterzuordnen versteht. Ob

ich derselbe bin, kann nur die Zukunft sagen. Genug, dass ich dem Triebe folge, der nicht ganz grundlos sein kann. Ich habe einleitende Schritte gethan, um auch Andere in das Interesse zu ziehen, d. h. ich habe mir ganz ergebene Personen zunächst damit beauftragt. Mit klarstem Bewusstsein nahm ich grosse Verantwortungen auf mich, nicht leichtsinniger Weise. Ohne dieses ist nie etwas auf der Welt erreicht worden. Sobald ich selbst Näheres weiss, werde ich Ihnen Bericht abstaten; eine moralische Unterstützung von Ihrer Seite in dieser Angelegenheit würde mir vor allen Dingen als wünschenswerth erscheinen.

Lassen Sie es sich für heute mit diesen Andeutungen genügen. Habe ich auch ohne Sie begonnen, so soll doch ohne Sie nichts vollführt werden.

Und nun noch Eines, unsern persönlichen Verkehr betreffend: ich muss mich frei und unverkümmert geben können; wenn ich etwas von Kraft in mir fühle, so beruht sie darauf; im andern Falle bin ich gelähmt und mein Inneres verschlackt und dann bin ich nicht mehr Herr über gewaltsame Ausbrüche.

Ihr tr. Hans v. Marées.

154.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 26. Dez. 1880.

*Lieber Fiedler!*

Das Jahr geht seinem Abschluss entgegen und ich kann Ihnen gegen eigenes Vermuthen auch mittheilen, dass einer der Bilder-complexe, die ich im Sommer behufs der Erfüllung meiner Pflichten entworfen hatte, auch in wenigen Tagen abgeschlossen sein wird. Es war mir dies nur mit der höchsten Anspannung

aller Kräfte möglich, zugleich musste ich jeden Nebengedanken fernhalten, um die Heiterkeit des Geistes, die ein solches Werk verlangt, zu erhalten. Es sind drei Bilder, die ich nenne, Paris und Merkur, die drei Frauen, die Entführung der Helena<sup>1</sup>. Diese Bilder sind von einem von mir verfertigten Rahmen eingefasst, auf dessen Basis sich sechs lebensgrosse Putten<sup>2</sup> befinden. Das Ganze nimmt einen Raum von 3½ Meter Höhe und 5½ Meter Länge ein, doch kann Alles auseinander genommen werden. Es ist auf Tafeln mit Tempera-Farben gemalt. Sobald es mir möglich ist, werde ich die nöthigen Schritte thun, um es auf den Markt zu bringen. Es lag in meinem Projekt, es mit anderen Bildern, die entworfen, vorbereitet und zum Theil aufgezeichnet sind, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Diese kann ich, wenn meine physischen Kräfte mich nicht verlassen, in vier bis fünf Monaten fertig haben und sind folgende Gegenstände:

Drei Reiterbilder als Complex, St. Georg, St. Martin, St. Hubertus<sup>3</sup>. Eine Amazonenschlacht<sup>4</sup> in mässiger Grösse mit einem Raub der Sabinerinnen<sup>5</sup> als Predella und endlich die keusche Susanne<sup>6</sup> und Loth und seine Töchter<sup>7</sup>.

Von dem, was allenfalls aus diesen Bildern erlöst wird, kommt nach meiner Bestimmung ein Drittheil auf Sie; dieses scheint mir Recht und Billigkeit zu sein und ich werde dafür sorgen, dass das auch aufrecht erhalten werde, wenn mich ein accidente treffen sollte.

Zum Schluss wünsche ich Ihnen Glück zum Neuen Jahre.

Ihr treuer

H. R. von Marées.

<sup>1</sup> Das Dreiflügelbild „Paris-Urteil“, im Besitz der Nationalgalerie, K 567—569.

<sup>2</sup> K 570. Der Rahmen wurde von Volkmann zerstört.

<sup>3</sup> K 587, 588, 589. <sup>4</sup> K 580. <sup>5</sup> K 581. <sup>6</sup> K 583. <sup>7</sup> K 582.

155.

*An Konrad Fiedler.*  
(*Nicht abgesandtes Fragment.*)

Rom, den 17. August. (Wahrscheinlich 1881.)

Herzlichsten Dank für Ihren letzten Brief. Sie werden den meinigen erhalten haben und daraus ersehen, dass mich der Sommer doch etwas in einer vielleicht zu stürmischen Thätigkeit gezügelt hat. Und das hat auch sein Gutes. Wenn es schwer ist bei der sich immer mehr verbreitenden Begriffsverwirrung einen klaren Aussichtspunkt zu erringen, so ist es nicht leichter, sich denselben zu erhalten. Die Gefahr, in Virtuosen- oder gar Dilettantenthum zu verfallen, lauert tagtäglich auf den ausübenden Künstler. Wenn ich mich nicht täusche, so liegt die Ursache von einem *bleibenden* Eindruck von Menschenprodukten in der Abwesenheit von jeglicher Zufälligkeit. Wenn man auch der zufälligen Anregung, sowie dem momentanen Einfall ihre Berechtigung nicht versagen kann, so kann man dieselben doch nicht den Menschen als eine Sache darbieten. Jedenfalls dürfen dieselben nicht den Grund bilden, auf dem das Gebäude erbaut werden soll, sondern man muss lernen, sie als Hilfsmittel beim Bau zu verwenden. Dieses und ähnliche Betrachtungen sind meine eigentliche *Arbeit*. Blosses Herumfingern wenn auch mit auf Reminiscenzen basirter Speculation verbunden, kommt mir wie ein überflüssiges Handwerk oder unschädlicher, unter Umständen ergötzlicher Müssigang vor. Wenn mich persönlich übrigens etwas freut und stärkt, so ist es, dass Sie, wie ich freilich von vorneherein vorausgesehen habe, das Gute meiner Bemühungen herausgesehen haben.

Auch darf ich nicht undankbar sein gegen das Land, in dem ich lebe. Ich glaube doch, dass es fasst an jedem anderen Ort schwerer fallen dürfte, sich einen so freien, weiten Horizont zu erringen und zu erhalten.



156.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 17. Sept. 1881.

*Lieber Fiedler!*

Wer sich bewusst ist, tagtäglich das Rechte, Gute, Wahre, so weit er es erkennt vor Augen zu haben und darnach zu handeln, kann sich wohl darüber wegsetzen, wie Menschen sein Thun und Lassen deuteln.

Diesen Präambel schicke ich voraus, um Ihnen auch in diesem Jahre wie immer aufrichtig Glück zu wünschen zu Ihrem Geburtstag.

Ihr treuer Marées.

157.

*Konrad Fiedler an Marées.*

München, 20. Dez. 1881.

*Lieber Marées!*

Zuweilen denke ich mich in frühere Zeiten zurück und dann regt sich in mir das Bedürfniss, Ihnen zu schreiben; dann aber tritt mir wieder die Erinnerung an Ihre Briefe in den Weg, aus denen ich nichts anderes ersehe, als ein entsetzliches Missverständniss meiner ganzen Natur; noch Ihr letzter Brief<sup>1</sup> verschärfte diesen Eindruck, und ich habe leider das Gefühl, dass ich Ihnen nichts schreiben könnte, wovon ich sicher wäre, dass es auf Sie wirkte, wie es gemeint ist. Oft genug habe ich darüber nachgedacht, wie ich unser gegenseitiges Verhältniss von dieser drückenden Last befreien könnte; aber ich bekenne,

<sup>1</sup> Anscheinend ist dies der Brief vom 17. September.

dass ich rathlos bin, so lange ich mich nicht von dem Bewusstsein losmachen kann, dass meine Aeusserungen und Handlungen einer falschen Auffassung und Deutung bei Ihnen unterliegen. Ich kann nichts Anderes thun, als Ihnen versichern, dass ich dies als ein wahres Verhängniss betrachte.

Meine Wünsche für Sie, für Ihr Wohl und für Ihre Thätigkeit bleiben immer dieselben und was soll ich Ihnen mehr zu Ihrem Geburtstage sagen.

Ihr C. F.

158.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 24. Dez. 1881.

*Lieber Fiedler!*

Wie gerne möchte ich das Wort finden, welches den Druck, der auf unserem Verhältniss zu einander lastet, lösen sollte. Ich erkenne wohl, dass es nicht rätlich ist, so etwas der Zeit allein zu überlassen; auch bin ich nicht gewohnt, den Schwierigkeiten auszuweichen, sondern, stellen sie sich dar, so sehe ich auch die Nothwendigkeit und Verpflichtung ein, dieselben zu überwinden.

Ich bin weitentfernt davon, meine Handlungsweise immer für die richtige zu halten, im Gegentheile erkenne ich sehr deutlich, wie es in der Menschennatur tief eingewurzelt ist, von einem Irrthum zum andern zu schreiten, und wenn mein Dasein nicht ganz werth- und nutzlos vorübergeht, so beruht das allein auf dieser Einsicht. Dieselbe leitet mich auch bei der Beurtheilung des ausser mir Liegenden, seien es Menschen oder Sachen. Wenn es Ihnen zur Beruhigung dienen kann, so stehe ich nicht an, Ihnen zu erklären, dass Sie stets bis auf den heutigen

Tag in meinen Augen in beträchtlichem Abstand von den Andern gestanden haben. Ich spreche das wohl aus, will damit aber kein Gewicht auf mein Urtheil legen; wohl aber mögen Sie daraus ersehen, welche Bedeutung die Beurtheilung meiner eigenen Person von Ihrer Seite für mich haben muss. Das Urtheil über mein künstlerisches Gebahren wird sich mit der Zeit jedenfalls abklären; dessen bedarf ich zu einem gedeihlichen Dasein ganz und gar nicht; fehlt mir aber jegliche Zustimmung zu meinem moralischen Verhalten, so höre ich zum Mindesten auf, ein Individuum zu sein. Wenn mir in vergangenen Zeiten ein freudiges Aufopfern dessen, was den Meisten die Hauptsache im Leben ist, zu einer inneren Genugthuung gereichte, so muss ich mich jetzt bemühen, um nicht in elende Misanthropie zu verfallen. Doch dazu wird es wohl unter keinen Umständen kommen, denn es ist etwas in mir, was mich immer und immer wieder über jeden traurigen Zustand erhebt. Und dieses Etwas ist nichts anderes, als meine unmittelbare Beziehung zum Reiche der Erscheinung, wenn auch nicht ein Verstehen, so doch ein fortwährendes Fühlen und Ahnen des Göttlichen, oder wie man es nennen will, in der Schöpfung. Darum kann ich auch, und wenn die ganze Welt den Kopf dazu schüttelt, still und geduldig meinen Weg gehen und es dünkt mir wohl der Mühe werth zu sein, dass auch einmal Einer sein ganzes, volles Dasein diesem Nachgehen hingebe. Die Gunst oder Ungunst der Zeiten kommt dann gar nicht mehr in Betracht; die endliche Errungenschaft wird von nicht abzusehender Wirkung sein, nicht von geräuschvoller, sondern positiver. Mit einem Wort, ich sehe ein endliches Ziel, mag es nun nahe oder fern sein, das gilt ganz gleich; es handelt sich zunächst nicht darum, es zu erreichen, sondern sich ihm zu nähern; ja es genügt schon, den ernstlichen Willen zu haben, sich demselben zuzuwenden.

Da wo die Natur am nachdrücklichsten wirkt, tritt sie bei näherer Untersuchung äusserst bescheiden auf (die Natur ist

immer bescheiden: Hamlet) und doch geht sie auch beim kleinsten Dinge mit voller ganzer Kraft zu Werke.

Wer den Sinn dieser beiden Dinge erkennt, der wird mich auch richtig beurtheilen und wohl einsehen, wie aufrichtig ich mich bemühe, in jeder Weise den Andeutungen, die mir die Natur gibt, zu folgen.

Ich bin kein Schriftsteller, ich kann nur eben im Moment kleine Bruchstücke meiner Gedanken erwischen und die nicht so ohne weiteres formuliren, und was hätte das Alles mit unserem gegenseitigen Missverstehen zu thun? Ich kann schliesslich auch nichts anderes sagen, als was mir von Herzen kommt und kann meine Worte nicht vorsichtig auf die Wagschale legen. Wenn ich auch hie und da wirklich einmal dem scharfen Contrast des äusseren Daseins mit meinem inneren Streben erliege, so muss man doch sehen, wie mein guter Wille unzerstörbar bleibt. Ist es auch durchaus nothwendig, dass ich mich mit einer harten Kruste umhülle, so bin ich deshalb doch von wahrer, kräftiger Theilnahme erfüllt.

Ich sehe es wohl ein, dass ich gerade denjenigen, die ich werthschätze, nicht immer zum bequemsten bin. Ich gelte für einen aggressiven Menschen; wenn man jedoch meine inneren Narben sähe, so würde man zugestehen müssen, dass ich mich auch zu enthalten weiss.

Um zum Schluss zu kommen, so ist es keine Frage, dass ein gegenseitiges Vertrauen unsererseits für uns selber, wie für die Sache nur heilvoll und erspriesslich sein kann; und darum schicke ich dieses Geschreibsel, wie es da ist, an Sie ab, indem ich für Ihre Zeilen danke und bitte, Ihre Frau von mir zu grüssen.

Ihr tr. Hans v. Marées.

Postscriptum: Ich sehe auch ein, dass Obiges zu nichts Weiterem führen kann; das einzige Mittel, um auf einen erspriesslichen, förderlichen Standpunkt zu gelangen, ist, wenn Sie mir Ge-

legenheit geben, meine Gedanken nach und nach in geordneter Weise zu entwickeln. Ich habe vielfach nach vielfachen Seiten hin nachgedacht, überlegt u. s. w.; ich müsste es selbst bedauern, wenn es verschlossen in mir mit mir zur Grube getragen werden sollte; nur der ausgesprochene Gedanke kann sich vollständig klären, reifen und schliesslich wirken. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich vorhersage, dass es sich nicht etwa bloss um eine Fach- und Liebhaberangelegenheit handle, sondern um eine wahrhaft menschliche. Ich habe in Wahrheit kein Bestreben, mich hervorzuthun, aber das vorhandene Kapital zu erhalten und wo möglich mit Wucher zu hinterlassen, halte ich für Pflicht. Es ist das freilich nicht so leicht, um so mehr als mit dem jetzt Geltenden und Herrschenden in keiner Weise zu rechnen ist, ja das blosse Darandenken schon als absolut verlorene Zeit zu betrachten ist. Der tieferen Einsicht werde ich mich unbedingt beugen, denn ich kann mir nichts erfreuenderes und beruhigenderes denken, als einer solchen zu begegnen. Leider stösst man fast allenthalben nur auf Trivialitäten, worauf nur zu antworten man sich schämen muss.

Der kleine Kreis von jungen Leuten, der mich umgibt, ist mir zwar gänzlich ergeben und voll guten Willens, doch habe ich nichts anderes davon, als einen unverhältnissmässigen Aufwand von Mühe und Geduld von meiner Seite, und ich will zufrieden sein, wenn nach immer wiederholten Erklären, Antreiben, Reiben und Wetzen endlich ein Fünkeln heraussprüht. Wenn ich noch einen letzten schnellen Blick auf die Vergangenheit werfe, so stellt sich heraus, dass sich Unberufene eingemengt haben; das kommt nicht wieder vor; dafür habe ich schon längst gesorgt.

Entschuldigen Sie die Schmiererei, ich kann mich nicht entschliessen, es noch einmal zu schreiben, und aufschieben will ich dieses Mal auch nicht.

Ihr tr. M.

159.

*Antwort von Konrad Fiedler.*

München, 30. Dez. 1881.

*Lieber Marées!*

Ich wüsste nichts Besseres in das neue Jahr mit hinüberzunehmen, als das Bewusstsein, dass die Trübungen, die zwischen uns liegen, dem Lichte gegenseitiger Offenheit und gegenseitigen Vertrauens endlich weichen mussten; ich will daher die Antwort auf ihren Brief nicht bis nach dem Jahreswechsel verschieben; ist er ja doch der Beginn einfacher sachlicher Aussprache, und insofern hat er befreiend auf mich gewirkt. Um zur nöthigen Klarheit zu gelangen, müsste freilich noch Vieles ausgesprochen werden und den eigentlich wichtigen Inhalt Ihres Briefes werde ich heute wohl noch kaum berühren können. Zunächst also nur etwas Persönliches; so oft ich mich gequält habe, eine Erklärung für den mir so überraschend schmerzlichen Ausbruch einer Verstimmung gegen mich zu finden, habe ich mich nicht von dem Gedanken losmachen können, dass etwas fremdes mir unbekanntes zwischen uns getreten sein müsse; nun sprechen Sie am Ende Ihres Briefes bei einem Rückblick auf die Vergangenheit von der Einmischung Unberufener. Am Anfang Ihres Briefes aber, wo Sie dem eigentlich Ausdruck geben, was Ihnen verletzend und kränkend gewesen ist, deuten Sie an, dass Ihre künstlerische Thätigkeit eine falsche Beurtheilung, Ihr moralisches Verhalten eine Verurtheilung durch mich erfahren habe. Ich kann mir nicht anders denken, als dass eben hier irgend eine Einmischung Unberufener eine Rolle gespielt hat und wenn dies der Fall ist, so bitte ich Sie um Alles in der Welt, mir auch dies offen zu sagen, denn es ist nichts peinlicher, als das dunkle Gefühl, einer Macht gegenüber zu stehen, die man nicht kennt. Auch fristen solche Mächte ihr Dasein nur, so

lange sie im Dunkeln sind; sobald sie an's Tageslicht gezogen werden, zerrinnen sie von selbst. Und wir vor Allem wollen nichts Fremdes zwischen uns dulden und das, was wir uns sein oder nicht sein können, nur dem verdanken, was wir sind, nicht dem trüben Spiegelbilde, welches trübe Seelen vielleicht von unserem Thun und Reden erhalten.

Was meine Beurtheilung Ihres künstlerischen Thuns anlangt, so hat sich dieselbe niemals geändert; ich habe stets so hohen Werth nicht nur auf das gelegt, was Sie erstreben, sondern auf das, was Sie leisten, dass ich weder mir noch irgend Jemand das Recht eingeräumt habe, andere Anforderungen an Ihre künstlerische Thätigkeit um unsertwillen zu stellen; für diejenigen, die Ihnen nahe zu kommen vermögen, ist Ihre künstlerische Persönlichkeit, so wie sie ist, epochemachend, und dieser höchste Wert einer Leistung, der sich im empfangenden Individuum realisirt, ist gänzlich unabhängig von der allgemeinen Bedeutung, die eine Leistung durch Eigenschaften und äussere Umstände erlangt, welche der Leistung zwar eine breitere Wirkung sichern, ihrem inneren Werthe aber wenig oder nichts beifügen. Wenn ich gehofft und gewünscht habe, dass Ihre Leistungen sich nach und nach zu einer Gestalt entwickeln möchten, in der sie in einer so vielfach verwirrten und künstlerisch verkommenen Oeffentlichkeit diejenigen Elemente an sich zu ziehen und auf sich zu vereinigen vermöchten, die zur Klarheit und Gesundheit fähig sind, so konnte das nur aus der Einsicht entspringen, dass Sie selbst zu der Wirkung, zu dem Erfolge Ihrer entsagenden Thätigkeit anders stehen mussten als wir anderen; wir empfangen von dem Einzelnen etwas, was uns keine Allgemeinheit geben kann. Ihnen kann nur die Allgemeinheit geben, was jeder wirkende Mensch bedarf und was ein Einzelner zu geben ausser Stande ist. Mit Bekümmerniss sehe ich Sie unter dem Missverhältniss leiden, welches zwischen der Bedeutung und der Energie Ihres Thuns und der Wirkung besteht, die Ihr Thun auf Ihre Zeit ausübt;

dieses Missverhältniss würde ja niemals ohne *Rest* aufgehen, aber ein allmäliger Ausgleich wäre doch möglich und damit wäre die Aussicht vorhanden, dass Sie selbst äusserlich und innerlich glücklicher und zufriedener würden. Ich kann nicht leugnen, dass während der langen Zeit unserer Beziehungen meine Erwartungen und Hoffnungen oft erregt und oft getäuscht worden sind, aber so wenig ich die Zuversicht aufgebe, so wenig kann der Umstand, ob Sie dem Ringen mit sich selbst den Kampf mit der Oeffentlichkeit, mit der Welt folgen lassen oder nicht, von irgend welchem Einfluss auf den Werth, die Bedeutung sein, die Ihre künstlerische Thätigkeit für mich hat. Grösseren Werth aber legen Sie auf mein Verhältniss zu Ihrer moralischen Persönlichkeit: aber auch dieses Verhältniss hat keinerlei Aenderung erfahren; würden wir uns jemals so nahe gekommen sein, wenn wir uns nicht gegenseitige Achtung abgenöthigt hätten; ich mag darüber keine Worte verlieren, denn solche Beziehungen hängen zu eng mit der Empfindung zusammen, als dass sie nicht durch Worte nur eine Trübung erfahren könnten; eins muss ich zur Aufklärung aber doch berühren; niemals werden zwei Menschen, die sich nahe stehen, nicht Elemente in der Complication ihrer Individualitäten haben, die sich gegenseitig abstossen oder von denen das eine auf das andere einen Druck ausübt, es beschränkt; das liegt in der menschlichen Natur; in mir werden für Sie so gut solche Elemente liegen, wie in Ihnen für mich; ich bin mir schon in einer sehr frühen Zeit unserer Beziehungen darüber klar gewesen, dass mir gewisse Seiten Ihrer Natur fremd, ja zuweilen unverständlich würden bleiben müssen; ich kann nicht leugnen, dass ich unter diesen Seiten oft gelitten habe, dass sie mich ungeduldig, vielleicht manchmal unleidlich gemacht haben; aber was konnte das im Grunde sagen gegen die grosse Uebereinstimmung, auf der unsere Beziehung beruhte; auch wäre ich ja nicht immer wieder darüber hinweggekommen, wenn nicht diese unvermeidlichen Unvereinbarkeiten doch nur



eine geringfügige Rolle in meinem Verhältniss zu Ihnen gespielt hätten. Und jetzt, wo aus diesen unvereinbaren Elementen unserer Naturen Missverständniss, Zerwürfniss, Kränkung hervorgegangen ist, warum anders erscheint mir der Gedanke an eine wirkliche dauernde Trennung unerträglich, als weil alle jene Dinge im Grunde doch nicht in's Gewicht fallen und mit meiner Meinung von Ihrer moralischen Persönlichkeit nicht zusammenhängen. Soviel für heute, da ich den Brief nicht verzögern und nicht mit in's neue Jahr hinübernehmen will; es sind gewiss immer nur Bruchstücke, die wir uns schreiben können, aber wenn wir nur fortfahren mit solchen Bruchstücken, so wird am Ende doch ein Ganzes daraus; wenigstens ist noch nichts, was uns als Ganzes erscheint, für den Urheber anders als aus Bruchstücken entstanden. — . . .

160.

*An Konrad Fiedler.*

R O M , den 1. J a n u a r 1 8 8 2 .

*Lieber Fiedler!*

Die Besorgniss, durch meine Feder immer und immer wieder statt der gewünschten Beruhigung nur neue Missverständnisse hervorzurufen, sowie zu gleicher Zeit das innerste Bedürfniss das zwischen uns nothwendige Vertrauen wieder herzustellen und womöglich zu befestigen, lässt mich doch wieder zu dem für mich bisher so unglücklichen, aber leider einzigem Hülfsmittel, die Feder, schreiten und hoffe ich auch hier, durch Beharrlichkeit die ostacoli zu überwinden.

Ich kann wohl behaupten, dass ich, ausser in jüngeren Jahren mit meinem verstorbenen Vater, mich mit keinem Menschen so eingehend in Erörterungen über Kunst und was damit zusammenhängt, eingelassen habe, als mit Ihnen, und weiss auch, dass mich darin mein Instinkt nicht irre geleitet hat.

Denn nur der leidenschaftslosen und unparteiischen Erwägung der Dinge, deren ich Sie für fähig halte, kann es gelingen, Ansichten, Anschauungen, Erfahrungen u. s. w. in eine solche Form zu zwingen, dass das Gesagte nicht missverstanden werden kann und somit eine Wirkung auf's Allgemeine möglich wird. Die Aufgabe ist sicher nicht leicht und auch nicht zu geringe; ich halte die Lösung derselben wenigstens für die Deutschen durchaus nothwendig. Nun könnten Sie freilich sagen, dass ich dazu gar nicht nöthig bin und das will ich auch gerne zugeben. Hingegen wird man zugestehen müssen, dass der Arbeiter, und einen solchen darf ich mich wohl nennen, zur Herbeischaffung des Materials immerhin zu verwenden ist. Der Grabende wirft mit seiner Schaufel doch manchmal Dinge an's Tageslicht, die dem Beurtheilenden und Ordnenden ein willkommener Anstoss sein können.

Wenn ich den Drang habe, gerade Ihnen mancherlei zu sagen, so liegt darin durchaus keine Prätention, als höchstens die, das Aufgeschaufelte zu beseitigen, um weiter graben zu können. Da zu Allem ein Entschluss und dann ein gewisser Zwang nöthig ist, so werde ich versuchen, jeden Sonntag Nachmittag Einiges zu Papier zu bringen und Ihnen zu übersenden, sei es, was es sei. Ehe ich bei meinen Arbeiten mein letztes Wort gesprochen haben werde, werden noch sechs Monate vergehen; auch dann bleibt es als Arbeit eine nicht geringe Leistung.

Ihr tr. Hans v. Marées.

161.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 4. Januar 1882.

*Lieber Georg!*

Entschuldige, dass ich mich erst heute für Deinen freundlichen Geburtstagsbrief bedanke. Ich wünsche Dir von Herzen, dass

das neue Jahr Dir alles Wünschenswerthe bringen möge, und dass uns beiden einmal die Zukunft gestatten möge, in einem behaglichen Zustand nebeneinanderzuleben.

Während der Feiertage war es recht einsam hier, da ausser Gevatter Schlösser und Pausinger Alles nach Deutschland entflohen war.

Das Neueste ist, dass Böcklin ganz ernstlich daran denkt, sein altes Flugmaschinenprojekt<sup>1</sup> zu realisiren; er arbeitet mit dem grössten Eifer am Apparat. Schon diesen Sommer bin ich ihm zu Gefallen von der Bastion von Orvieto aus über Thäler und Berge geflogen, doch ob sich zu des Geistes Flügeln auch körperliche gesellen werden, will mir noch immer sehr zweifelhaft erscheinen. Doch, denke ich, wird er den Hals nicht brechen, da er dem Schwindel sehr zugänglich ist und sich also hüten wird. Es wäre freilich nicht übel, wenn wir auf einmal wie ein Paar Störche über Berlin herangezogen kämen. Wenn Titta<sup>2</sup> so fortfährt, so wird sie nächstens ihrem Onkel Concurrenz machen, wenn nur Dein Hans nicht auch auf's Malen verfällt.

Volkman und Prell haben mir sehr nett und erfreulich geschrieben; ich muss überhaupt sagen, dass die jungen Leute ohne Ausnahme vortreffliche Menschen sind.

Indem ich Dir noch einmal Alles Gute wünsche, für heute

Dein treuer Bruder Hans.

Mit den besten Grüßen an die Deinigen.

---

<sup>1</sup> Bekanntlich arbeitete Böcklin lange an einer Flugmaschine, deren Konstruktion die Nachahmung des Baues des Vogels zum Prinzip hatte und etwa das Wrightsche System anstrebte. Näheres darüber in Böcklin's „Neben meiner Kunst“, wo auch über einen drastischen Besuch Marées' bei Böcklin's berichtet wird (S. 86).

<sup>2</sup> Georgs zweite Tochter.

162.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 22. Januar 1882.

*Lieber Fiedler!*

Ganz gegen meine Absicht bin ich heute in's Arbeiten hineingekommen, so dass mir die Sonne darüber untergegangen ist. Daher nur einige Zeilen.

Beim Lesen und Wiederlesen Ihres Aufsatzes,<sup>1</sup> zeigt es sich immer deutlicher, dass Sie das Wesen der Kunst durchaus erfasst und begriffen haben und wenn mir hie und da ein Einwurf beikommen wollte, so wurde er durch das Folgende von selbst beseitigt. Auch erscheint mir die Fassung fließender und leichter verständlich, als die Ihrer früheren Arbeiten, so dass ich es mir eigentlich kaum anders denken kann, als dass die Wirkung eine ausserordentliche sein müsste. Freilich glaube ich, dass der grösste Theil der Leser heutzutage weniger dem Sachlichen nachgeht, sondern beim Lesen im guten Fall mit der Erwägung der eigenen Fähigkeit beschäftigt ist, ohne über den Zustand der eigenen Einsicht nachzudenken. Ich schliesse das aus den Urtheilen vieler, als intelligent geltender Menschen in ähnlichen Gelegenheiten. Nur Wenige, glaube ich, sehen ein, dass es sich viel mehr um ein gegenseitiges Verstehen, als um eine Konkurrenz handelt.

Wenn ich, durch die Nothwendigkeit gezwungen, oft darüber nachdenke, welche Eigenschaften zu einem wirklichen Künstler erforderlich sind, so fällt mir natürlich die erste Bedingung ein, dass er dazu geboren sein muss, dass er von dem Trieb des Hervorbringens durchaus erfüllt sein muss.

Genau genommen geht daher das ganze Streben des Künstlers dahin, nicht wie der Philosoph die Wahrheit um der Wahr-

<sup>1</sup> „Moderner Naturalismus und künstlerische Wahrheit“. War gegen Ende 1881 erschienen.

heit willen zu suchen, sondern um seinem Naturtriebe gerecht werden zu können.

Hierüber nun werde ich mich zunächst, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, etwas verbreiten. Sie werden ja von mir keine Abhandlung erwarten, sondern Sie wissen, dass ich nur mein Thun und Denken in ein möglichst klares Licht stellen möchte. Heute bin ich zu müde.

Mit den besten Grüßen an Ihre Frau

Ihr treuer

H. v. M.

163.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 29. Januar 1883

(von Fiedler korrigiert: 1882).

Gleich im Anfang meines heutigen Schreibens muss ich bemerken, dass ich mich im Letzten ganz falsch ausgedrückt habe, und das wird mir wohl noch öfter passiren. Ich hätte das Wort Wahrheit bei Seite lassen sollen; wenn ich das vielleicht noch unbescheidenere Wort *Weisheit* gebraucht hätte, wäre es vielleicht richtiger gewesen. Und allerdings ist Letztere etwas relativ Erreichbares.

Um das Wesen der Kunst zu verstehen, halte ich es für unablässig nothwendig, dass man vor allen Dingen den Künstler verstehe, denn ohne diesen gibt es keine Kunst; wenn man das Wesen der Menschen im Allgemeinen erkennt, so wird es um so leichter werden, die verschiedenen Modificationen zu unterscheiden und zu beurtheilen.

Einen geborenen Künstler würde ich denjenigen nennen, dem die Natur von vorneherein ein Ideal in die Seele gesenkt hat und dieses Ideal ist es, was ihm die Stelle der Wahrheit ver-

tritt, an das er unbedingt glaubt und welches zur Anschauung der anderen sich selbst zum reinsten Bewusstsein zu bringen, seine Lebensaufgabe wird. Dieses Wort Ideal ist auch eins von denen, die vielfach missverstanden werden können; ich meine für den bildenden Künstler besteht es zunächst darin, dass sich ihm alles in die Augen Fallende in seiner ganzen Fülle, in seinem *Werth* und als ein unerschöpfliches zeige. Dadurch wird seine Geistesrichtung schon früh bestimmt; demgemäss entwickeln sich die dazu nöthigen Eigenschaften: Beschaulichkeit, Nachahmungstrieb, Fertigkeiten usw. auch bald. Ich erinnere mich noch ziemlich genau, wie mir in meinem fünften Jahre die Welt erschien, und wie ich auch gleich diesen Eindruck bildlich zu resümiren versucht war. Von diesem Zeitpunkt begannen auch die Störungen. Denn kaum erweckt man Aufmerksamkeit, so stellt sich auch der Einfluss ein, der sich, wenn auch wohl gemeint, doch in den meisten Fällen als eine Mauer zwischen Individuum und Offenbarung stellt. (Offenbarung: allerdings ist derjenige nur ein Künstler, dem sich das *Wesentliche* der Erscheinung offenbart. Alle Versuche dieses in Worte, Regeln zu fassen, sind bis jetzt vergeblich gewesen; immer musste die Natur selbst hilfreich eingreifen, wenn eine solche Offenbarung von Neuem stattfinden sollte. Ich kann in den äusserlich scheinbar sehr verschiedenen Werken der Kunst von Phidias bis zu Velasquez immer nur dieses eine erkennen als dasjenige, was mich ergreift und aufklärt. Erkennt man dieses, so stellt sich heraus, dass Zeit und Richtung in der Zeit einen nur sehr geringen Einfluss auf den Künstler haben können; so wie die modischste Hülle doch einen Mann von altem Schrot und Korn bergen kann). (In diese Einschaltung möchte ich noch eine andere einschalten: nämlich die, dass die Kunst eigentlich nicht alt ist; sie ist so alt und neu, als es die bisher unveränderten Leidenschaften der Menschen sind; nur ist sie keine Leidenschaft, und darum nannten die Alten sie göttlich.) Wenn ich

vorher von meiner eigenen Kindheit sprach, so geschah es deshalb, weil ich damit sagen wollte, dass ich von vorneherein einen Massstab in mir fühlte, an dem ich mein eigenes Urtheil bilden konnte. Und letzteres zu bilden, ist, genau genommen, die Hauptarbeit meines Lebens gewesen; denn auch der Begabteste kann ohne reifes Urtheil nichts. „Und er sahe, dass es gut war.“ Das muss der Künstler am Ende allerdings sagen können, wenn auch, da er nur ein Mensch ist, bedingungsweise. Dass er ein Mensch ist, das macht es ihm so schwer, ein Künstler zu sein; und doch ist das eine ohne das andere nicht möglich. So kann er sich auch unmöglich der Aufgabe entziehen, ein ganzer womöglich durchläuterter Mensch zu werden. Ich kann keinen anderen Weg erkennen, auf dem man sich das unmittelbare, unbefangene Verhältniss zur Natur, welches dieselbe einem in der Kindheit als das schönste Geschenk zeigt, erwerben könnte, auch keinen anderen, auf dem es zu lernen wäre, den allen verständlichen Ausdruck zu finden. (Die leichte Zugänglichkeit bleibt immer eine der schönsten Eigenschaften eines Kunstwerkes.) Sobald man anfängt, aufmerksam zu leben, so merkt man bald, dass einen dies auch in der Kunst nur fördern kann. Ohne die eigenen Schwächen zu kennen, kann man sich auch nicht modifiziren.

Der Ausgleich zwischen der warmen Empfänglichkeit und dem kühlen Urtheil, zwischen denen der Künstler unablässig auf- und abschwankt, kann nur in der Selbstüberwindung und der daraus folgenden Selbstbeherrschung gefunden werden. Der glücklichste und edelste Künstler wird derjenige sein, der am leichtesten zu entsagen vermag. Ich meine ein Entsagen im höheren Sinne des Wortes, das indem enthalten ist, sein Talent und seine Kenntnisse nicht zu zeigen, sondern dieselben möglichst sachgemäss zu verwenden. Denn es wird sich herausstellen, dass zur Lösung auch der einfachsten künstlerischen Aufgabe nicht so leicht einer mit einem Ueberschuss von Kräften dasteht; zur vollkommenen Lösung werden auch die

ausserordentlichsten Kräfte kaum genügen. Wenn es auch dem Menschen nicht gegeben ist, Vollkommenes zu leisten, so muss er doch dahin streben. Indem er dadurch bescheiden wird, so lernt er auch seinem Wollen Maass und Ziel zu setzen. Wer etwas *will*, was er durchaus nicht *kann*, legt dadurch kein glänzendes Zeugniß seiner Intelligenz ab. Wenn der Künstler wirklich alles leistet, was er kann, so ist er zu dem höchst Erreichbaren gelangt. Ich halte dies für eine der grössten Seltenheiten und finde, dass die Hauptursache immer in rein menschlichen, moralischen Veranlassungen liegt. Es ist keine Frage, dass auch äussere Umstände sehr viel ausmachen. Aber darum sage ich, muss vor allen Dingen der Künstler bemüht sein, sich über äussere Umstände, ja über sich selbst zu erheben. Denn auch in seinen Werken muss er zu guter Letzt zum kühnen, freien Entschluss gelangen, der alle Mühe und Qual vernichtet, oder doch den Augen der Welt entrückt.

Heute will ich nur bis hierher gehen, Sie nicht mehr langweilen mit Dingen, die freilich nicht neu sind; das sollen sie auch nicht sein. Aber vielleicht gelingt es mir im weiteren Verlauf auf das Naheliegendste zu kommen und die Untersuchung möglich zu machen, ob und wie weit mein Thun und Wirken mit dem Ganzen und dem wirklichen Leben in Verbindung zu bringen ist. Im Uebrigen bin ich bemüht, mich immer von Neuem mit Muth und Kraft zu rüsten, und bitte die Vorsehung, mir Eitelkeit und Dünkel vom Leibe zu halten, denn das sind die Feinde, die am gefährlichsten sind, da man sie erst merkt, wenn man den Schaden hat; die schuftigsten sind sie, weil sie sich meistens mit den ungünstigen Umständen verbinden.

Wenn gleich ich mir selber etwas mehr Erquickung und Erbauung von aussen her wünschte, so hält sich mein Physisches doch zum Verwundern gut.

Die Unfähigkeit um mich herum macht mich hie und da gehörig unwirsch; da ist Volkmann noch ein wahrer Apoll.



Derselbe ist immer noch in Leipzig; es war gewiss nothwendig dass er sich dort zeigte, wenn er auch keinen momentanen Nutzen davon hat.

Haben Sie also ferner Geduld mit mir und grüssen Ihre Frau auf's Herzlichste von                    Ihrem treuen

Hans v. Marées.

NB. Auch muss ich meine Finger wieder ein wenig an's Schreiben gewöhnen; im vergangenen Jahre habe ich höchstens vier Briefe geschrieben.

164.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 5. Febr. 1882.

*Lieber Fiedler!*

Der Sinn von dem, was ich neulich sagte, wäre eigentlich der, dass wer sich der Ausübung der Künste widmet, darauf bedacht sein muss, ein unbefangenes Verhältniss zur Natur anzustreben und zu erhalten, was eben nur dann möglich ist, wenn er von den zufällig bestehenden sozialen Zuständen, vom Spiessbürgerthum möglichst wenig tangirt wird; das äusserliche Erkennungszeichen eines solchen Zustandes wäre eine unzerstörbare Jugendfrische.

Würde es Einem gelingen, in das Wesen der Erscheinung einzudringen und das Hauptsächliche festzuhalten, so würde es ihm auch verhältnissmässig leicht fallen, das Wesen seiner Kunst zu begreifen, in der Ausübung derselben immer natürlich und sachgemäss zu verfahren. Beides, d. h. das Begreifen der Natur sowie der Kunst, ist durchaus nothwendig, um das Urtheil über das, was man leisten soll und was man leisten kann, zu erhalten. (Zu unserer nicht geringen Ermuthigung und Anspornung können wir uns hier erinnern, einen wie

ausserordentlichen wohlthätigen Einfluss Lessing's Laokoon auf unsere deutsche Litteratur ausgeübt hat; von der bildenden Kunst ist hier eigentlich nicht die Rede; ihrer bedient sich L. nur als eines Kontrastes.) An Obiges anschliessend drängt sich zunächst die Frage auf, ob es sich darum handelt durch Talent und Geschicklichkeit seine Natur-Empfindung zum Ausdruck zu bringen. Ich für meine Person würde das entschieden mit Nein beantworten und sagen, dass auch die erhöhte und verfeinerte Natur-Empfindung weiter nichts sein soll, als auch eines der nothwendigen Mittel, um auf den Beschauer einen bestimmten, zwingenden Eindruck zu machen. (Der bildende Künstler soll nicht von sich, sondern von dem, was ausser ihm ist, reden<sup>1</sup>.)

Zunächst muss ich nun, sehr unsachlich, bemerken, dass es mir freilich ausserordentlich viel leichter fallen würde, meine Gedanken im Gespräch zu entwickeln und zwar im Gespräch nicht zwischen vier Wänden, sondern beispielsweise zwischen dem Monte Cavallo und dem Capitol, zwischen dem Pantheon und irgend einem Fleck im Freien, kurz, zwischen Natur und Kunst auf- und abwandelnd. Für mich allein mache ich es freilich so, wenn ich fühle, dass ich durch unausgesetzte Arbeit in Befangenheit und Abhängigkeit verfallte. So gelingt es mir denn mitunter, zu controlliren, wo und wie Natur und Kunst mich fesseln und auf mich wirken, und kann folgegемäss mich auch wohl dem Warum nähern. Vor allen Dingen kann ich mich auf solche Weise von dem Endzweck aller bildenden Kunst, dem, dass sie Leben haben solle, nicht wohl entfernen, und natürlicher Weise muss sich der Gedankengang darauf richten, zu erkennen, wie dieses Leben hervorzurufen sei, was gut zu thun, was besser sei, zu meiden. Daher kommt es auch, dass mir die Bildhauerkunst, obwohl ich mich nicht eigentlich damit beschäftigen kann, ebenso nahe am Herzen liegt wie die Malerei, und ich darf glauben, dass ich einige

<sup>1</sup> Statt „reden“ hat Marées zuerst geschrieben „zeugen“ und dieses Wort ausgestrichen.

von den Hauptbedingungen, die sie zu einer lebensvollen Kunst machen, begriffen habe. (Die grosse Einfachheit der Mittel und die verhältnissmässige Beschränktheit ihrer Aufgaben machen es viel leichter, von der Bildhauerei zu reden, als wie von der Malerei. Schaden kann es heutzutage auch dem Maler nicht, wenn er über erstere klar ist; gerade weil seine Kunst eine spätere Frucht ist, bedarf es einer noch grösseren Pflege, sie immer wieder von Neuem zur Reife zu bringen.)

Auch verdanke ich es dieser Art, sowie meiner Lebensweise im Allgemeinen, dass die Zeit gar keine Rolle mehr spielt; und wahrlich die Menschen laufen heute noch ebenso wie vor zwei Tausend Jahren auf ihren Füßen daher, so wie man auch damals wahrscheinlich ebenso gut nah von fern, Schatten von Licht u. s. w. unterscheiden konnte, wie heutzutage. Wenn ich an dies anschliessend z. B. sagen würde, es ist für einen Bildhauer keine Nebensache, dafür zu sorgen, dass man seine Menschen immerdar als zweibeinige Wesen erkenne, so würde das nicht so ganz ohne tiefere Bedeutung sein, und wenn er den Sinn davon erkennen kann, so wird ihn das in seinen Absichten und seinem Verfahren vor vielen und groben Irrthümern bewahren.

Hohe Vortrefflichkeit ist nicht zu erreichen, wenn die Grundbedingungen nicht erfüllt sind. Das ganze Streben der Griechen ging auf Vortrefflichkeit; darum mussten sie eine klare, natürliche Basis haben, um jene zu ermöglichen. Mannigfache Kenntnisse, grosses Talent und eminente Geschicklichkeit dienen schliesslich zu nichts, wenn sie nicht von gesundem, reinen, natürlichen Sinn geleitet werden. Darum muss ich immer wieder von Neuem es hinein verflechten, dass der Künstler auf seine menschlichen Eigenschaften die grösste Aufmerksamkeit verwenden soll; ebenso auf seine Beziehungen zu den Menschen. Sie sehen, lieber Fiedler, dass ich mir weiter keine grosse Mühe gebe, zusammenhängend zu schreiben; das ist, wie Sie wissen, bei der geringen Zeit, die ich darauf verwenden

kann, nicht möglich; wenn ich nicht selbst zu schreiben brauchte, ging es besser; doch werde ich nach und nach durch Gewöhnung dahin gelangen, die Hauptsachen festzuhalten und zum Ausdruck zu bringen. Einstweilen nehmen Sie mit diesen italienischen Salaten vorlieb; nach und nach wird dann auch ein besserer piatto gar werden.

Da es hier ungewöhnlich kalt ist und die Finger mir steif werden, so beschliesse ich für heute mit den besten Grüßen an Ihre Frau.

Ihr tr. Hans v. Marées.

165.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 17. März 1882.

*Lieber Fiedler!*

Sie werden sich wundern, dass ich so lange geschwiegen habe. Es sind vielerlei Gründe, die mich dazu veranlasst haben; vor allen Dingen aber ist es eine zu gedrängte und vielseitige Beschäftigung. Auch sagt mir eine innere Stimme, dass es doch noch besser ist, mit gewissen Dingen zurückzuhalten, denn der Nutzen ist fraglich, der Schaden für meine Person gewiss. Das bleibt eben immer das Schwierigste, zwischen dem Drang, sich mitzutheilen, und schamhafter Zurückhaltung die richtige Mitte zu finden; da kann nur ein immer reges, geübtes Urtheil helfend eintreten. Auch wenn man das Ziel immer deutlicher sieht, reizt es einen mitunter, vorzugreifen, aber bald kommt die Erfahrung und sagt einem, dass damit nichts gewonnen wird. Das Erspriesslichste bleibt es immer, indem man seinen Weg unbeirrt weiter schreitet, dasjenige, was der Augenblick erfordert, ganz, voll und mit Nachdruck zu thun. Auf diese Weise können Wort und That denjenigen Werth erhalten, der in einer Person vorhanden ist.

In der Selbstbeherrschung glaube ich, einige Fortschritte gemacht zu haben, wenn auch immerhin noch viel darin zu thun ist; es ist das einzige Feld, auf dem man sich wahrhaft fortschreitend bewegen kann, wenn man will. Dem Leben mit seinen Armseligkeiten halte ich Stand, da ich stets auf's Aeusserste und Schlimmste gefasst bin. Wünsche habe ich keine, als den, meine Arbeit, wenn auch nicht zu vollenden, doch so weit zu fördern, dass ich ein Vermächtniss zurücklassen kann, welches in Einigem meinen allerdings nicht gewöhnlichen Anstrengungen entspricht.

Im grossen Ganzen habe ich mich vielleicht doch zu einer wirklich humoristischen Lebensanschauung durchgefressen, die einen lehrt, Ironie und Sarkasmus zu verschmähen, sich das Gemeine mit leidlicher Art vom Halse zu halten und der Dummheit gegenüber, wo man sie erkennt, in Gottes Namen das Hasenpanier zu ergreifen. In der Hauptsache kann ich mich daher nicht für einen unglücklichen Menschen halten und möchte auch nicht dafür gehalten werden.

Entschuldigen Sie, dass ich so viel von mir geredet habe. — ...

166.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 9. Okt. 82.

Via S. Basilio 15.

..... Ich habe ausser einigen in bescheidener Dunkelheit lebenden alten Freunden Niemanden in München aufgesucht. — ... Der Pinakothek roch ich es gleich an, dass sie ein Tummelplatz für die Dürftigkeit eines X. und Cons. geworden sei. Die Kunstzustände in München scheinen mir mehr wie traurig; es wird dort auf's Unverkappteste und Plumpeste geschwindelt.

167.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 25. Nov. 1882.

Via del Tritone 13 3. p.

*Lieber Fiedler!*

Was Sie mir über Jordan<sup>1</sup> schreiben, ist sicherlich zutreffend; jedoch will ich den begonnenen Versuch mit aller Ruhe, Vorsicht und womöglich Umsicht, weiter führen. Zu gleicher Zeit will ich mich aber bemühen, die Hauptsache nicht aus dem Auge zu lassen, und die besteht wohl darin, dass es mir gelinge, ein Werk in vollständiger Reinheit bis zum Ende von mir abzulösen. Darin werden Sie mit mir übereinstimmen, dass es doch immer das schwerste bleibt, in unserer dem schnellen Wechsel hingegebenen Zeit von keiner zufälligen Störung ergriffen zu werden und, trotz der daraus folgernden Isolirung, Wärme und Frische zu bewahren. Einer meiner Freunde in München, dem ich einiges malte<sup>2</sup>, meinte, das sei eigentlich noch ganz dasselbe, was ich in jungen Jahren gethan hätte. Das ist auch allerdings so, denn aus und über sich heraus wird wohl kein Mensch kommen. Gelingt es aber, den innersten Kern rein und unverdorben herauszuschälen und anderen zur Anschauung zu bringen, so ist meiner Ansicht nach auch etwas gethan. Ich habe es nicht vermeiden und hindern können, dass der junge Bruckmann sich auch unter meine Fittige begibt. Da er manuell geschickt ist, fleissig sein kann und mir durchaus ergeben ist, so will ich es versuchen, ob ich mit ihm meinen Nestor zu Wege bringen kann. Er wird das Atelier unter mir beziehen, so verliere ich wenig Zeit. Mit den Malern habe ich wenig Glück; es liegt wohl daran, dass die Malerei viel complizirter ist und so sind auch die

<sup>1</sup> Siehe die Fussnote zum Brief vom 28. April 1880.

<sup>2</sup> Vielleicht Ernst Kunde. Von der Malerei ist nichts erhalten

Uebel, von denen die jungen Maler inficirt sind, viel mannigfaltigerer Natur, als bei den Bildhauern.

So habe ich auch für X. wenig Hoffnung. Im tiefsten Grunde ist es doch allen derartigen Menschen nur um den Success zu thun. Nur wenige wollen und können begreifen, dass man sich ein hohes und fernes Ziel darum steckt, um das Nächstliegende, die eigenen Mängel und Gebrechen schnell und genau kennen zu lernen. Diesen etwas bitteren, jedoch nothwendigen Anfang möchten alle umgehen, und so gehen denn fast alle modern-künstlerischen Bestrebungen aus, wie das Hornberger Schiessen. Genug davon. — . . .

168.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 16. Dez. 1882.

*Lieber Fiedler!*

Mit grösstem Fleiss und bei der Sache sein habe ich Ihre beiden Bilder angehaucht, so dass ich, wenn ich die Wahrheit sagen soll, jeden Morgen beim Hereintreten nicht unbehaglich berührt werde. Aber nun treten abermals mehrere Hindernisse dem sofortigen Versand entgegen.

1. ist meine Treppe noch nicht fertig.
2. muss ich die Bilder nun doch ganz austrocknen lassen.
3. möchte ich gerade nun noch einige Kleinigkeiten daran machen, die sie ganz fertig machen würden und das kann ich nur in den glücklichsten Momenten.
4. Da Jordan im Laufe nächsten Monats hierherkommt, wäre es wünschenswerth (in unser beiderseitigem Interesse), etwas Fertiges im Atelier zu haben.

Wenn Sie obige Gründe anerkennen und mir zustimmen, würde mich das sehr zufrieden machen. Sie würden dann auch statt

zwei<sup>1</sup>, drei Bilder erhalten können. Entweder ein kleines Orangebild<sup>2</sup>, oder aber den Pferdeführer mit der Nymphe<sup>3</sup>, je nach dem Platz in ihrer Wohnung. Beide letzteren Bilder werden gegen Mitte nächsten Monats abgeschlossen sein und mit den ersteren concurriren können. Wenn ich diese Ruhe und Klarheit beim Arbeiten zu erhalten weiss, so werde ich in nicht zu langer Zeit Vieles von vorausgegangener Arbeit zur Evidenz bringen. Ich werde nun zwei neue Bilder beginnen mit aller nur möglichen Ueberlegung und Besonnenheit. Um meinen bei alle dem unmässigen Schaffensdrang befriedigen zu können, ohne mich in zu grosse Unternehmungen zu stürzen, werde ich wahrscheinlich einige Cartons zeichnen<sup>4</sup>; so würde auch für andere Eventualitäten vorgesorgt sein. Seien Sie mir nicht böse, dass ich nach einer Seite hin so schlecht meinen Versprechungen nachkomme; der Grund ist eben mein guter Wille.

Mit meinem Atelier bin ich sehr zufrieden, nur ist es noch sehr feucht. — . . .

Der Nestor<sup>5</sup> wird auch dieser Tage angefangen. — . . .

<sup>1</sup> Das „Goldene Zeitalter II“ K 523 und „Drei Jünglinge in einem Orangenhain“ K 358.

<sup>2</sup> Möglicherweise K 302 oder K 337.

<sup>3</sup> K 611.

<sup>4</sup> Siehe Bd. II S. 488 und 500.

<sup>5</sup> Siehe Bd. II S. 485.

169.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 23. Dez. 1882.

. . . . . Es betrübt mich sehr, dass Sie auf's Neue durch die Ansprüche der Menschen in Sorgen u. s. w. versetzt werden und vor Allem, dass der Zeitpunkt noch nicht ganz erreicht ist, wo von meiner Seite aus Erleichterung für Sie erwachsen kann. Ohne mich in Illusionen zu wiegen, sagt mir doch eine



innere Stimme, dass diese Zeit kommen wird und vielleicht schon nahe ist. Wir haben ja doch schon manches erreicht, und wie mir scheinen will, eigentlich die Hauptsache. Fast so unzweifelhaft als Wasser nässt, als Feuer trocknet, werden wenigstens einige meiner Werke auf das Allgemeine einen gleichartigen Eindruck machen: diejenigen, in denen Kriterium und Sentimento in gleicher Stärke vorhanden sind.

Die Reise ist mir in vieler Hinsicht sehr nützlich gewesen, vor allen Dingen hat sie mein Selbstvertrauen erhöht, und mir die Ruhe gegeben, die mich vor Uebereilung und Hast auf der Hut sein lässt. Aus Letzteren geht nur unheilbares Unheil hervor.

Gestern hat mich Mr. Grant hier überrascht; die auf der Staffelei befindlichen Sachen machten übrigens einen ersichtlich grossen Eindruck auf ihn, namentlich Ihre beiden Bilder (sie sollen unter allen Umständen die Ihrigen bleiben<sup>1</sup>). Grant hat bei mir etwas angeregt, woran ich schon oft im Stillen gedacht habe: nämlich einige Sachen nach London zu schicken; jedenfalls will ich es mir überlegen.

Der Nestor ist auch begonnen, und bei dem wirklich durchaus meinen Wünschen entsprechendem Verhalten Bruckmanns wird er endlich auch gelingen. — . . .

<sup>1</sup> Vgl. den Brief an Fiedler vom 16. Dezember.

170.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 25. Januar 1883.

. . . . . Eine ganz infame Kälte hat mich dieser Tage in die am Sonntag eröffnete Kunstaussstellung (mostra) getrieben. Das ist allerdings ein trauriger Spektakel! Es ist unglaublich, wie rapid Roheit und Brutalität, Frechheit und Schamlosigkeit von

Jahr zu Jahr zunehmen. Nur in der Architektur ist ein Rest von dem glücklichen Sinn der früheren Italiener zu finden. Aber im Ganzen kann man sagen, dass die Italiener von heute ein sehr verkommenes Geschlecht sind.

Es ist überhaupt, als ob der Geist der wahren Erfindung ganz aus der Welt verschwunden wäre; es ist freilich ebenso unbequem, auf dieselbe auszugehen als auch einzugehen. Vor einer dauernd ruhig innerlichen Beschäftigung schrecken die meisten Menschen heutzutage zurück und sehen nicht ein, dass sie dadurch das kurze Dasein noch mehr verkürzen. Sei dem, wie ihm wolle, ich für meine Person werde mich noch viel mehr wie früher zu bemühen suchen, zu einem reinen Endresultat zu gelangen.

Momentan bin ich sehr mit Modelliren beschäftigt und werde noch viel zu thun haben, bis die Figur meinen Anforderungen entspricht. — . . .

171.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 28. April 1883.

*Lieber Fiedler!*

Schönsten Dank! Die Rahmen sind bestellt. Sie werden zu seiner Zeit die etwas unliebsame Rechnung erhalten.

Sicherlich wäre mir die Gegenwart eines besonnenen Freundes unschätzbar gewesen, doch an Unmöglichkeiten nur zu denken, ist Zeitverschwendung. Selbstbetrug ist die Gefahr, die den Einsamen fortwährend umschwebt. Nach menschlichem Vermögen bin ich stets auf der Hut. Wie eine Falke nach der Beute, so spähe ich nach den Mängeln in meinen eigenen Werken, um dieselben, einmal wahrgenommen, unverdrossen mit Ruhe und Besonnenheit abzustellen.

Um die Bilder als Geschöpfe unserer Zeit gewissermassen zu beglaubigen, habe ich mein eigenes, lebensgrosses Bildniss<sup>1</sup>, halbe Figur, hinzugefügt. Sechs Bilder<sup>2</sup> sind so der Vollendung nahe und da ich mir vorgenommen habe, bis Ende Juni dieser Abschlussarbeit zu widmen, so wird hoffentlich die heilige Sieben voll werden.

Auf eines muss ich Sie doch vorbereiten, lieber Fiedler; es ist nicht zu vermeiden, dass unser gegenseitiges Verhältniss an die Oeffentlichkeit trete. Sentimentalitäten kommen dabei nicht in's Spiel; aber es ist mein fester Wille, kräftig und nachdrücklich zu wirken. Und ich zweifle nicht, das Feuer, das mich durchglüht, wird auch Andere erwärmen. Da sich bez. Berlins in mir ein bescheidener, mit verhältnissmässig geringen Mitteln auszuführender, Plan bei mir festgestellt hat, so geht mit diesem auch ein Brief an Jordan ab, in dem ich ihm nicht den Plan mittheile, sondern in wenigen schlichten aber sicher bestimmenden Worten aufgefordert habe, hier in Rom von demselben Kenntniss zu nehmen. — ...

<sup>1</sup> K 699.

<sup>2</sup> Wahrscheinlich Goldenes Zeitalter I und II, Drei Jünglinge in einem Orangerhain, Kleines Orangenbild, Pferdeführer mit der Nymphe und das Selbstbildnis.

172.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 9. Mai 1883.

. . . . . Was meine Angelegenheiten anbelangt, so verlange und erwarte ich allerdings von keinem Anderen die Eigenschaften eines Bismarck, von mir selbst aber wohl, so weit es allgemein menschliche Eigenschaften sind. Im Vollbesitz meiner Kräfte, ohne Furcht, der Hülfe der Götter unbedingt vertrauend, wäre es eine Feigheit und vielleicht Pflichtverletzung (wir Deutsche wollen vor allen anderen Dingen unsere

Pflichten erfüllen), wenn ich noch länger von einem Kampf, der doch einmal stattfinden muss, zögernd zurückstände. Wenn ich mich zwanzig Jahre unverdrossener Arbeit rühme, so kann ich das nie thun, ohne Ihrer zu erwähnen; denn ohne Sie wäre es nicht möglich gewesen, und es kann dabei durchaus nicht in Betracht kommen, ob das nützlich oder schädlich sei; und hoffentlich werden Sie sich meiner nicht schämen. Ich weiss sehr wohl, dass die grössere Mehrheit der Menschen aus verlogenen Schelmen besteht, um so mehr bemühe ich mich, wahr zu sein; denn am Ende siegt die Wahrheit *immer*. Quousque tandem o Catilina! vorrei tante, tante cose e poi mi contento con quasi niente. — . . .

173.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 10. Mai 1883.

. . . . Es freut mich sehr, dass Sie sich ruhig Ihren Arbeiten hingeben können: es ist doch das einzigste und grösste Glück. Ich glaube wahrzunehmen, dass, je mehr die Heftigkeit des Wollens nachlässt, die Liebe und unbedingte Hingebung um so mehr Raum gewinnen. Und nöthig sind dieselben allerdings nur zu sehr der stumpfen, dumpfen, plumpen Alltäglichkeit gegenüber. Und so kann ich mich doch der Hoffnung nicht ent schlagen, am Ende die Erscheinungen meiner frühesten Kindheit zur Thatsache zu gestalten. Auch bei Ihren beiden Bildern bin ich unablässig bemüht, sie auf einen Standpunkt zu bringen, in dem Ihnen der Besitz derselben eine dauernde Freude zu bereiten vermöchte; es ist vorläufig die einzige Art, wie ich die Tiefe meiner Erkenntlichkeit ausdrücken kann. Jordan ist noch nicht hier gewesen; einen an ihn gerichteten Brief habe ich nicht abgeschickt, weil ich das Gefühl hatte

Perlen vor die Säue zu werfen. Ist man genöthigt, sich eines Menschen . . . zu bedienen, so muss man sehr vorsichtig sein, um nicht Schaden anzurichten. Ein Errungenes zu erhalten und zur Evidenz zu bringen, ist vielleicht noch schwerer, als es zu erreichen. . . .

Volkmannt rückt doch nur sehr, sehr langsam vorwärts; wenn man diesen Jünglingen nicht fortwährend mit vollen Händen gibt, gerathen sie bald in einen Zustand von innerer Erstarrung. Begreiflicher Weise ist man doch nicht immer dazu aufgelegt, ein mattes Echo anzurufen.

Eine seltsame Erscheinung ist es, dass das junge Italien in der Musik ganz wagnerianisch geworden ist; ich glaube, die vorzugsweise trivialen Gründe davon zu erkennen, und betrachte es als ein besonders schlechtes Zeichen; überhaupt fängt diese Nation an, mir unangenehm zu werden. — . . .

174.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 14. Mai 1883.

. . . . Wenn ich durch die Umstände genöthigt bin, Anderen vorzuhalten, wenn auch mit aller Zurückhaltung und Bescheidenheit, in welcher Weise ich mich um die Kunst bemüht habe, so kann ich dabei nicht vermeiden, Ihrer zu erwähnen, wenn ich der Wahrheit nicht Abbruch thun will; dies habe ich stets gethan und Sie werden keine Art von Unbequemlichkeit dadurch empfunden haben.

Uebrigens kann man fast mit Sicherheit ein Naturphänomen annehmen, nämlich dass der Jordan mit Grundeis geht. Wenn ich mir einmal etwas vorgenommen habe, lasse ich so leicht nicht nach und jetzt, da ich genau zwanzig Jahre lang einem mir selbst abgelegten Gelöbniss treu geblieben bin, kommt

es mir auf einen Kampf mehr oder weniger nicht mehr an. Ich verlasse mich auf meine eigene Kraft, meine gute Sache und den Beistand der Götter.

Noch drei Wochen Arbeit, dann ist Alles fertig. Aber in dieser Zeit kann ich auf andere Fragen nicht eingehen, sonst werde ich zur Unzeit gänzlich aufgerieben. Wenn ich früher einen guten Grund zu haben glaubte, so habe ich vielleicht jetzt die ersten Pfeiler zu einem eigenthümlichen Stil errichtet. Wenn mir das Schicksal noch einige Jahre vergönnt, so wäre denn doch die Hoffnung da, das zu vollenden, was mir von frühester Kindheit an vorgeschwebt. — . . .

175.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 10. Juni 1883.

*Lieber Georg!*

Hätte ich vorausgesehen, dass mein Brief Dich in Aufregung versetzte, so hätte ich auch diesmal geschwiegen; meine Absicht war, zu beruhigen. In der That ist das, was vor mir liegt, Kinderspiel im Vergleich zu dem, was ich hinter mir habe; und wenn es auch nur deshalb wäre, dass ich durch beständiges Gegen-den-Strom-Schwimmen und andauernde hartnäckige Kämpfe meine Kräfte und meine Zuversicht auf's Höchste gesteigert fühle. Wie oft habe ich nicht meine Existenz auf's Spiel gesetzt (denn gebeugt habe ich mich vor Keinem), habe aber geschwiegen, früher aus Besorgniss, nicht entmuthigt zu werden, später aus Gewohnheit. Trotzdem ich die Hälfte meiner Kräfte und Zeit mit grosser Geduld und nie verstandener Nachsicht an Pygmäen verwendet habe, so habe ich doch dadurch nichts verloren u. s. w.

Was die Berliner Affairen anbelangt, so will ich auch diese ganz allein betreiben, und wenn sich da irgend wer mit hinein-drängen will, so mag er es sich selber zuschreiben, wenn er einen unsanften Schups bekömmt. Ich will hier nur noch bemerken, dass ich weit davon entfernt bin, dort mein Heil zu suchen, oder mich unter und durch die sehr wenig achtungswerthen Personen lanciren zu wollen; wer begeben sich gern aus reiner Bergluft in einen faulenden Morast. Es handelt sich nur um den Versuch, ob nicht ein frischer Hauch die stagnirenden Miasmen auf eine Weile zerwehen kann.

Wer vom Gekläffe Notiz nimmt, kommt in die Gefahr, sich lächerlich zu machen; der wahre Künstler fängt erst dann an, recht zu leben, wenn seine Gebeine längst vermodert sind; so war es, so ist es und wird stets so bleiben und dabei kann man sich beruhigen.

Ende nächster Woche werden wohl alle Rahmen fertig sein. Indessen fängt eine neue Serie an, ihre ersten Fühlhörner herauszustrecken und wird dieselbe die jetzige wohl bei weitem übertreffen<sup>1</sup>.

Mit den herzlichsten Grüßen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

---

<sup>1</sup>Vielleicht die „Werbung“. Vgl. Bd. II S. 542.

176.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 24. Juni 1883.

*Lieber Fiedler!*

Das Hinschleppen der Rahmen hat auch meine Arbeiten etwas verzögert. Gestern ist der grosse Rahmen endlich aufgestellt worden. Da ich selbst keine Zeit hatte, die Zeichnung dazu

zu machen, so habe ich ihn nach einem Vorbild aus der zweiten Hälfte des Cinquecento verfertigen lassen, da meine Arbeiten einen reichen Abschluss durchaus verlangen. Die reichsten Verzierungen, die stärkste Vergoldung tragen nur dazu bei, den Gehalt meiner Behandlung zur Anschauung zu bringen. Die Kosten dieses Rahmens betragen nun allerdings 900 Fr.; es war nicht wohl möglich, ihn billiger herzustellen. Er ist allerdings über zwei Meter breit und fast drei Meter hoch; die Holzschnitzereien sind auf's Sorgfältigste verfertigt und das Ganze sehr solid<sup>1</sup>. Für das kleinere Bild<sup>2</sup> wird ein Rahmen mit schwarzem Ornament auf Goldgrund in der nächsten Woche fertig sein.

Ihr grosses Bild habe ich ungefähr fünfzig Mal, das kleinere wohl achtzig Mal übergangen und ich hoffe, dass der innere Gehalt derselben Ihnen diese noch zu bringenden Opfer verschmerzen machen wird. Ende nächster Woche wird wohl Alles eingerahmt sein. Ich passe dann die besten und heitersten Stunden ab, um mit der allerletzten Hand hinüberzugleiten. Wenn ich nun selbst etwas über meine Sachen sagen soll, so weiss ich, dass dieselben in Folge eines unbedingten Triebes entstanden, aus einer reinen Verehrung für die Werke der Schöpfung und der grössten Liebe zu denselben hervorgegangen sind, und es der Darstellung an derber, unverdorbener Sinnlichkeit nicht fehlt. Weil ich weiss, dass alles Menschenwerk nur Stückwerk ist, aber auch um nachzuweisen, dass von einem zufälligen Gelingen nicht die Rede sein kann, habe ich Verschiedenes gemacht. Obwohl ich genau weiss, dass ich in der Folge bei Weitem Besseres leisten würde u. s. w., habe ich diess Mal doch Alles gethan, was zur Erhaltung des Geleisteten unbedingt nöthig war, da ich nicht wissen kann, ob ich noch einmal dazu kommen werde, so zu sagen auf eigene Faust dergleichen zu unternehmen.

<sup>1</sup> Es handelt sich um den Rahmen für das „Goldene Zeitalter II“ K. 523.

<sup>2</sup> K. 358.



Heute als am St. Johannistage machen meine Arbeitsräume einen sehr festlichen Eindruck, da man mir die schönsten Blumen geschickt hat; auch von aussen kommen an diesem Tage immer Beweise von wirklicher Verehrung und Dankbarkeit. — . . .

177.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 15. Juli 1883.

*Lieber Fiedler!*

Der zweite Rahmen kostet 300 Franken. Die schwarzen Ornamente thun dem Bilde sehr gut.

. . . . . Der Vergolder ist übrigens ein sehr braver Mann. Als er in mein Atelier kam, hat er ohne ein Wort weiter zu verlieren, sofort alle Arbeiten übernommen. Er meinte, nie etwas ähnliches gesehen zu haben. Zuerst glaubte er sich in's Seicento versetzt, dann sagte er: „no, è la scuola Sua“. Wenn unter unseren Kunstverständigen nur zehn wären, die so viel Auge hätten, wie ein solcher Handwerker.

Dass Sie die Absicht haben, im Herbst hierher zu kommen, freut mich sehr; es ist fast die einzige Weise, wie ich Ihnen Ihr Eigenthum übergeben kann. Inzwischen werde ich doch wohl ein Intermezzo nach Deutschland unternehmen. Die Einladung der Familie v. Scherff und Pidoll wiederholen sich so häufig, und diese Leute sind so sehr für mich und mein Thun eingenommen, dass ich es für ein Unrecht halten müsste, dies nicht zu berücksichtigen. Möglicherweise finde ich da ein Atelier; dort ist auch Gelegenheit, einige Portraits zu malen, wodurch ich die Mittel zum Weiterarbeiten bekäme. Auch sind die Verbindungen dieser Familie sehr zahlreiche, und es ist nicht abzusehen, ob auf diese Weise nicht eine anständige

Lösung so mancher Probleme zu finden wäre. Da ich weiss, was ich will, und unablässig bemüht bin, mich zu läutern, so denke ich an derlei Dinge mit der grössten Ruhe. Indem ich für mich selbst Sorge, würde manchem andern geholfen und wird vor allen Dingen eine Sache gefördert, die vielleicht doch wichtiger ist, als es bis jetzt den Anschein hatte.

In allen Lagen die Besonnenheit und Heiterkeit erhalten, bei immer aufrechter Haltung, so gewinnt man zuletzt einen freien Ueberblick über die Dinge.

Ich kann eigentlich jeden Tag mit meinen Arbeiten abschliessen; die eingetretene Hitze verbietet eine angestrengte Arbeit; doch will ich bis zum Ablauf dieses Monats noch thun, was mir noch allenfalls zur Verbesserung meiner Arbeiten einfällt. — . . . Dass Hildebrand's Arbeiten weder beim Publikum, noch bei den Kunsttreibenden Theilnahme erregen, hat doch wohl einen tieferen Grund, über den mich auszusprechen, es jetzt noch nicht an der Zeit ist.

Uebrigens ist das Verhalten der Berliner Gesellen so armselig, dass es fast Mitleiden erregt; das Treiben deutscher Künstler von Ruf, vor allen Dingen L.'s geradezu anekelnd. Das kann nur schädlich auf's Publikum wirken.

Die Kunst ist durchaus aristokratisch. Adel der Gesinnung ist für Kunsttreibende und Kunstfördernde die *conditio sine qua non*. Selbst der Athener Plebs hätte einen Mann wie Phidias nicht aufkommen lassen. Höheren und höchsten Orts gefällt man sich jetzt, plebejermässig zu denken. Wenn dort ein besserer Lufthauch hindringen könnte, würde es von nicht geringer Wirkung sein u. s. w.

Böcklin wird in diesen Tagen wieder in die Lüfte fahren auf derselben Anhöhe. Bis jetzt habe ich mich gedrückt, aber wenn es wirklich dazu käme, was gleichbedeutend mit einem Unglück wäre, müsste ich doch hin. Dann würde ich auch den alten Heyse aufsuchen. — . . .

178.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 30. Juli 1883.

. . . . . Heute habe ich einen Atelierbesuch gehabt, den Sie schwerlich vermuthen: der arme Ludwig hat sich zu mir herauftragen lassen. Seit fünfzehn Jahren war er nicht bei mir; er konnte sich gar nicht trennen von meinen Werken. Es hat mich sehr erfreut, dass er doch das wahrgenommen hat, worauf ich es abgesehen. Ueberhaupt wird es sich herausstellen, dass zu seiner Zeit eine in Wahrheit erkannte Sache auf Alle zwingend wirkt. Dieser Zeitpunkt wird sich schwerlich vor meinem Tode einstellen, was mir für meine Person ziemlich gleichgültig ist. — . . .

Böcklins Luftangelegenheit ist, wie vorauszusehen war, glücklicher Weise zu Wasser geworden. Mir war es insofern störend, als ich gerade jetzt Bruckmann in ein aussichtsvolles Stadium bugsirt hatte; so verliere ich dann auch wieder Zeit. — . . .

179.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 4. Oct. 1883.

*Lieber Georg!*

Gestern Abend bin ich wohlbehalten in meiner Heimath angelangt. Nachdem ich noch einige Tage in Crostewitz zugebracht, das gewohnte Onkeldiner bei Volkmanns<sup>1</sup> eingenommen, habe ich mich in München einen Tag aufgehalten, die Ausstellung gesehen, Gurlitt noch einmal gesprochen und bin dann nach Bozen gezogen, wo ich von der Pausingerschen Familie auf's

<sup>1</sup> Bei den Eltern Volkmanns in Leipzig.

Liebenswürdigste empfangen wurde. Beim herrlichsten Wetter und dem sofortigen Verschwinden meiner bis dahin andauernden Kopfschmerzen habe ich dort einige kleine Ausflüge gemacht, bin von da in das Trento gefahren, wo ich im Bade Levico eine Dame<sup>1</sup> besucht habe und dann direkt nach Florenz gereist, wo ich Böcklin unter mannigfachen Familienbedrängnissen antraf. Auch den alten Heyse habe ich aufgesucht, den ich trotz seines geh. Schlaganfalls und seiner 80 Jahre in leidlicher Verfassung fand. Hier wurde ich am Bahnhof von Bruckmann und einem Spitz begrüsst, sowie auch der für Rom charakteristische Scirocco mit aller Macht blies.

Hier ist alles beim Alten, meine Bilder sind unverändert geblieben, einiges werde ich noch daran machen, im Uebrigen erfüllen sie mich mit Arbeitslust und lassen mich nicht ganz ohne Hoffnung in die Zukunft sehen. Nachträglich meinen herzlichsten Glückwunsch zu Deinem Geburtstag, dass sich vor allem Deine körperlichen Leiden legen mögen. Ebenso meinen herzlichsten Dank für alle von Dir und den Deinen empfangenen Freundlichkeiten nebst meinem aufrichtigen Wunsch, dieselben zu seiner Zeit erwidern zu können.

Indem ich Dich bitte, mich bald von Deinem Befinden zu unterrichten, und mit den besten Grüssen an Frau und Kinder für heute

Dein treuer Bruder Hans.

<sup>1</sup> Frau Hildebrand.

180.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 20. Oct. 1883.

. . . . . Gleich vom Tage meiner Ankunft an, bin ich in die grösste Thätigkeit versetzt worden. Ich habe mir fest vorgenommen, auch den letzten Rest von Aengstlichkeit und feiger Bedenklichkeit, wie sie sich denn doch im Laufe der Jahre eingeschlichen

haben, abzuwerfen und strenge unermessliche Kraft an. Ich hoffe meinen Vorsatz bis zum letzten Ende durchzuführen.

Wahrscheinlich haben Sie sich den Genuss der Münchner Ausstellung erspart. Die Stunde, die ich daran gewandt habe, thut mir noch leid. Die zahlreichen Bekannten, die ich dort vorfand, hielten mich für krank, weil ich so wenig loszog. Thatsächlich befand ich mich während der zweiten Hälfte meines deutschen Aufenthaltes sehr schlecht; kaum über den Brenner gekommen, fühlte ich mich geheilt. — . . .

181.

*An Fritz Gurlitt.*

Rom, den 11. Nov. 1883.

*Sehr geehrter Herr Gurlitt!*

Schönsten Dank für Ihr Schreiben. Meiner Art gemäss verharre ich allerdings in meinen Absichten, die nur insofern modificirt werden dürften, als ich unter keinen Umständen etwas vernachlässigen werde, was mir die Kunst, sowie ich sie kenne, gebietet. Mit der eminentesten Anstrengung und Sammlung wird es mir wohl gelingen, die vorliegenden Werke bis Ende nächsten Monats zu vollenden oder zum Abschluss zu bringen, vor Ende Januar werden sie aber kaum reisefertig sein.

Sie werden mir zu jeder Zeit willkommen sein; das *wie* meiner Sachen ist allerdings erst am letzten Tage zu sehen, aber so lernen Sie wenigstens das *was* kennen. Und dann wird es sich zeigen, ob Sie sich entschliessen können, mit diesen gegen alle modernen Anschauungen rücksichtslosen Dingen etwas zu unternehmen. Sie verzeihen, wenn ich für mich noch ein wenig daran zweifle; denn ich weiss, dass ungewöhnlicher Muth dazu gehört<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Es handelt sich um das schon im Frühjahr vom Bruder Georg angeregte Projekt einer Ausstellung einiger Marésscher Werke.

Unter allen Umständen glaube ich jedoch, vorhersagen zu können, dass Sie den Abstecher nach Rom als keinen Zeitverlust betrachten werden.

Ich ersuche Sie, mich vom Tage ihres Hierherkommens freundlichst unterrichten zu wollen.

Ihr ergebenster

Hans v. Marées.

182.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 29. Dec. 1883.

*Lieber Georg!*

Herzlichsten Dank für Deine Glückwünsche.

Diesmal hat das Schicksal mir einen Strich durch die Rechnung gemacht. Durch ein rheumatisches Uebel bin ich am Gehen verhindert und muss liegen. So hat es mich denn endlich auch einmal gepackt.

Spanne also Deine Erwartungen vor der Hand noch etwas ab. Auch kann ich Dir sagen, dass auch Du, wenn ich in der Oeffentlichkeit erscheine, mehr Leid als Freude erfahren wirst; das kann kaum anders sein. Ich weiche zu sehr von der gewöhnlichen Strasse ab, und erst nach langer Zeit wird man meinem Streben gerecht werden.

Ich habe es niemals anders vorausgesetzt; mein altes Beispiel von der Villa wird auch hier eintreffen. Wer nämlich eine sehr schöne Villa herrichten will, muss selber darauf verzichten, im Schatten der angelegten Baumgänge sich zu ergehen u. s. w.

Für heute also Dir und den Deinen ein herzliches Prosit Neujahr.

Dein treuer Bruder Hans.

183.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 10. Januar 1884.

. . . Mit der Genesung von meinem Leiden geht es zwar ziemlich stetig, aber langsam vorwärts. Da ich meinem Naturell zu Folge bis auf's Letzte gegen das Uebel angekämpft hatte, so ist es sehr heftig und intensiv geworden. — . . .

Bisher war, namentlich in den letzten sechs Jahren, mein Leben eine ununterbrochene Kette von Kraftanstrengungen gewesen; jetzt, ich mag wollen oder nicht, muss ich dieselben zu einer ruhigen, mässigen, wohlüberlegten Verwendung gemachter Erfahrungen modifiziren. — . . .

Zu was eine Annäherung Lenbach führen soll, kann ich nicht einsehen; es können da nur äussere Beweggründe vorwalten; was uns vor zwanzig Jahren geschieden hat, ist Verschiedenheit der Gesinnung, und diese Kluft kann durch die Jahre nur vergrössert werden. Wenn ich einen Wunsch hege, so wäre es der, dass ich die wenigen Jahre, die mir noch bleiben, zu einer immer lautereren Bethätigung meiner Gesinnung verwenden dürfte; dann würde ich hoffen, nicht ganz umsonst gelebt zu haben. Meine nächste Aufgabe ist, Geduld und Gleichmuth zu bewahren. — . . .

184.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 22. Februar 1884.

*Lieber Fiedler!*

Den Tod des alten Heyse werden Sie jedenfalls erfahren haben. Es ist fast zum verwundern, wie dieses Fünkchen so lange

hat glimmen können. Der Haupteindruck seiner Existenz ist mir immer wie eine angenehme Erinnerung an vergangene Zeiten vorgekommen. — . . .

Mit mir geht es nun endlich auch entschieden besser; gestern bin ich zum ersten Mal zu Fuss (freilich nicht weit) ausgegangen, ohne schädliche Folgen. Diese Verbesserung habe ich nun vorzugsweise der treuen, liebevollen Pflege von Seiten der jungen Bruckmanns zu verdanken; denn vor vierzehn Tagen, als meine allgemeine körperliche Verfassung wirklich bedenklich zu werden anfang, habe ich dem Andringen Böcklins, des Arztes und meiner hiesigen Freunde nachgegeben und bin zu Bruckmanns gezogen. Schon vorher hat Frau Br. täglich für mich gekocht. Die heitere Umgebung, die nöthigen Bequemlichkeiten, an denen es in meiner Wohnung nur zu sehr mangelte, haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Unter allen Menschen, mit denen ich hier in Berührung komme, ist kein einziger, der nicht nach Vermögen mir Beistand geleistet und bewiesen hätte, was auf meine Stimmung, die auch bei den wüthendsten Schmerzen immer ruhig blieb, jedenfalls den wohlthätigsten Einfluss ausübte.

Was Lenbach anbelangt, so habe ich nie daran gezweifelt, dass er einige vortreffliche persönliche Eigenschaften habe. Wenn ich in der That ernstlich daran dachte, ihn als ein schädliches Element in Kunstangelegenheiten zu bekämpfen, so habe ich jetzt, nachdem ich ihn wieder selbst gehört habe, jeden Gedanken daran aufgegeben, weil es sich einfach der Mühe nicht lohnt.

Um noch einmal auf meine Wenigkeit zu kommen, so werde ich zunächst darauf bedacht sein, die Maschine so sehr wie möglich wieder in einen brauchbaren Zustand zu versetzen. Es ist etwas in mir, das mir sagt, dass dieses Uebel nicht ohne gute Folgen sein wird. Ganz nutzlos wird auch diese Zeit nicht verstrichen sein. — . . .



185.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. Mai 1884.

*Lieber Fiedler!*

Wenngleich ich es beklage, dass Sie nicht hierherkommen können, so sagt der Himmel selbst zu entschieden Nein; auch habe ich mich daran gewöhnt, nicht so leicht etwas als ein Uebel zu betrachten. So sehe ich jetzt in meiner Krankheit eine hülfreiche Freundin; durch sie ist mir anderes Schädlicheres vom Halse gehalten worden. — . . .

Wenn ich in der gegenwärtigen Rüstigkeit und Entschlossenheit verbleibe, so werde ich dann wohl gegen Ende des Monats die auf den Staffeleien befindlichen Sachen abschliessen. Danach will ich die Composition für drei neue Bilder<sup>1</sup> in's Reine bringen und dann muss ich freilich daran denken, wie ich meinen strapazirten Cadaver in die gehörige Verfassung zu neuen Anstrengungen versetzen kann. Denn das habe ich mir fest vorgenommen, nicht eher zu ruhen, bis ich auch den letzten Rest von armseliger Kleinlichkeit abgestreift habe.

Was das Hinaustreten an die Oeffentlichkeit anlangt, so hat es sich herausgestellt, dass der Kunst . . . für meine Zwecke ebenso unbrauchbar ist, als der Kunsthausknecht. Ich werde das nun selber besorgen, und es ist auch besser so. Aber ich werde sehr vorsichtig zu Werke gehen und keinem anderen, als meinen Freunden Einblick in meine Absichten gestatten. Es ist nicht nur mein persönliches Bedürfniss, mir die farabuti vom Halse zu halten, sondern es ist auch durchaus nothwendig, wenn ich nicht selbst die möglichen Consequenzen meiner langen Bemühungen zerstören will.

<sup>1</sup> Vermuthlich das Dreiflügelbild, die „Werbung“. S. Bd. II S. 542.

186.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Juni 1884.

. . . . Bezüglich dessen, was Sie in Betreff meiner Angelegenheiten schreiben, haben ja meine Bemühungen in den letzten Jahren bewiesen, dass ich ganz Ihrer Ansicht bin. Auch habe ich ja so manchen Zug aus dem Becher der Widerwärtigkeiten gethan, dass es mir auf einen Schluck mehr oder weniger nicht mehr ankommen kann. Jedoch muss ich mich, wenn ich mich eines Vermittlers bedienen will, vor allen Dingen von der Verwendbarkeit desselben überzeugen und muss ich mich vergewissern, dass meinen wohlüberlegten auf mancherlei Erfahrung basirenden Anordnungen unbedingt und gewissenhaft entsprochen wird. In früher Jugend habe ich mich auf's horrendeste von Kunsthändlern über's Ohr hauen lassen und war das nicht ein kleiner Grund meiner späteren Armuth; wenn ich in meinem jetzigen Zustand für meine Person auch wenig Gewicht auf die Güter dieser Welt legen kann, so liegen doch grosse Pflichten auf mir, die mir gebieten, mit Vorsicht zu handeln.

Mit grösserer Anstrengung wie je, habe ich an meinen Bildern gearbeitet und kann ich sie im Wesentlichen als abgeschlossen betrachten, wenigstens die Hauptbilder. Meine Meinung ist deutlich und klar ausgesprochen. Wenn diese Sachen in mir und vielleicht beim Beschauer den Wunsch nach einer Art von Vollkommenheit (denn sie erscheint als eine Möglichkeit) erregen, so könnte ich nur in einem neuen Werke versuchen, diesen Wunsch zur Erfüllung zu bringen. Komme ich noch dazu, soll's mich freuen, wenn nicht, so behalte ich doch die innere Beruhigung, bis an die äusserste Grenze meiner Kräfte gegangen zu sein. Mein Foltergeist beginnt sich wieder zu regen und zwingt mich zur Ruhe. — . . .

187.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 1. Juli (ohne Jahr: 1884).

*Lieber Georg!*

Vielleicht hat mein letzter Brief einen theilnahmslosen Eindruck auf Dich gemacht. Aber die Wahrheit zu sagen, mir blutet das Herz, dass ich im Augenblick so hülflos bin. Mein eigenes Befinden ist zudem nicht so, wie es sein sollte, eine grössere Eisenbahnfahrt kann ich vor der Hand nicht unternehmen. Ich werde, sobald wie möglich nach Civitavecchia gehen, die dortigen warmen Quellen zu benutzen. Vielleicht kannst Du doch Zeit gewinnen; mit der Zeit kommt Rath. Es ist nicht anders möglich, man muss in schlimmen Lagen sich durchaus zur grössten breitesten Anschauung der Dinge erheben; nur eine solche kann auch unerwartete Hülfe herbeizwingen. Ich selbst darf es wohl behaupten, habe in meinem bescheidenen Dasein Alles das, was mir das Schrecklichste schien, ertragen müssen, und habe es mit Lächeln im Antlitz gethan; ich glaube nicht zu lügen, wenn ich sage, dass das Leid anderer mich tiefer schmerzt, als das meine. Wenn alle anderen mir so treu ergeben wären, als die kleine Schaar, die mich umgibt, so wäre es leicht, Hülfe zu finden. Aber die sind alle arm, mehr oder weniger in bedrängter Lage. Hier muss ich also selbst fortwährend mit einem guten Beispiel vorangehen.

Heute kann ich noch immer nichts andres thun, als Dir Muth einsprechen, vielleicht, dass während des gezwungenen Müssiggangs im Bade mir ein glücklicher Gedanke kommt.

Indem ich von Herzen wünsche, dass deine Gesundheit und Deine Angelegenheiten in ein günstigeres Fahrwasser kommen

Dein treuer Bruder Hans.

188.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 11. Juli 84.

*Lieber Fiedler!*

Meinen herzlichsten Dank für Ihre teilnehmenden Zeilen. Meine Befürchtungen eines Schrecklichen<sup>1</sup> begründen sich leider immer mehr und mehr; darum musste ich schon vor dem Empfang Ihres Briefes meine demnächstige Abreise nach Deutschland telegraphiren. Meine Gegenwart ist der letzte schwache Hoffnungsanker. Es scheint, dass ich dazu prädestinirt bin nach allen Seiten hin die ungeheuersten Kraftanstrengungen zu machen; so lange ich kann, will ich mir immer den guten Willen erhalten; aber ich fürchte es gibt Grenzen, die ich nicht zu überschreiten vermag.

Ich werde Montag von hier abreisen über Florenz; mein Befinden, das sich momentan wieder verbessert hat, zwingt mich, langsam zu reisen. Ich werde durch Leipzig kommen und Ihnen den Tag telegraphiren. So werde ich auch genöthigt, meine Badekur, die durchaus nothwendig ist, in Deutschland zu bewerkstelligen. Das einzige Licht, das durch die trüben Umstände hindurchstrahlt, bleibt meine Kunst und ich hoffe, dieses Licht wird nicht mit meiner Person verlöschen. Mein Bestreben, mich in dieser Angelegenheit wenigstens über die Umstände zu erheben, ist, wie ich glaube, nicht ganz fruchtlos gewesen.

Mit den herzlichsten Grüßen an Ihre Frau

Ihr tr. Hans v. Marées.

---

<sup>1</sup> Die reduzierten Vermögensverhältnisse des kranken Bruders Georg drohten, ihn zu extremen Schritten zu treiben.



Was mich anbelangt, so strenge ich alle Kräfte an, um meine Sachen zum wahren Konterfei meiner Vorstellung zu machen: es scheint zu gelingen. Die Unsicherheit meines körperlichen Zustandes nöthigt mich, so lange bei diesen Sachen zu verweilen, damit ich auch hierin ein letztes Wort gesprochen habe. Ein gewisser Zusammenhang mit dem Besten und eine wenigstens grosse Gesinnung wird dem Verständigen aus diesen Sachen entgegenleuchten.

Leider wird mir das Leben durch meinen unglückseligen Bruder ausserordentlich erschwert; es hat ihn die Manie ergriffen, auf mich influiren zu wollen und sich in der beunruhigendsten Weise in meine Angelegenheiten einzumischen; ich bin ganz waffenlos und muss es mir gefallen lassen, dass meine Person und meine Absichten in eine falsche und meine Bestrebungen vernichtende Position gebracht werden. Entschuldigen Sie, dass ich Sie dergleichen hören lasse; doch sehe ich es nur zu deutlich, dass meine Kräfte auf einmal auslassen werden, und auch darauf muss man vorbereitet sein. — . . .

191.

*An Konrad Fiedler.*

(Nicht abgesandter Brief.)

Rom, 19. Dez. (84).

. . . . . Ich behalte indessen immer die Hauptsache im Auge, d. i. das Vorliegende zunächst (nicht fertig zu machen) sondern zu vollenden. Die dazu nöthige Unterstützung habe ich allerdings nicht gefunden und auch war meine Gesundheit mehrere Male wieder etwas bedenklich geworden; doch das sind im Grunde alles nur Kleinigkeiten für einen Mann, wie ich bin, der im Stande ist ein Ziel zu erkennen, fest zu halten und wenn es sein muss, der ganzen Welt zum Trotz darauf loszusteuern.

Die entsetzliche Niedergeschlagenheit, in die mich mein Aufenthalt in Deutschland und Alles, was ich dort gesehen, gehört und erlebt habe, versetzt hatten, glaube ich jetzt glücklich überwunden zu haben.

Ein anderer Vorteil ist, dass ich jetzt allein hier bin und meine Kräfte in Folge dessen noch mehr concentriren kann als bisher. Ein angenehmer Gesellschafter ist mir Kleinenberg, der jetzt fast 3 Monate hier ist; auch gehört er zu denjenigen wenigen Menschen, die nicht verstockt an einem, einmal angenommenen Standpunkt kleben bleiben. — . . .

192.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 7. Jan. (ohne Jahr: 1885.)

*Lieber Georg!*

Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen ja nicht, was sie thun; das auszurufen, habe ich, glaube ich, wohl die Berechtigung. Habt Ihr Thörichten je überlegt oder begriffen, dass eine Ausstellung von meinen Sachen nur dann möglicher Weise auch einen *pecuniären* Erfolg haben kann, wenn dieselbe zu gleicher Zeit mein *Nachlass* ist? Wenn es sich um ein solches Opfer handelt, so hat der sich Aufopfernde doch wenigstens das Recht, es bis zu seinem Schwanengesang zu bringen! — . . .

Indem ich das Elend meiner Mitmenschen auf's Tiefste mit empfinde, darunter unendlich leide, werde ich zu Extravaganzen in Wort und *That* hingerissen; das ist mein Schicksal und ich ertrage es wie ein Mann. Wenn ich in meinem künstlerischen Streben weit, weit hinter meinem Ziel stehen bleiben muss, so habe ich doch mein ganzes Leben lang mit allen meinen Kräften rein und unverzagt gestrebt, und sind die thörichten und uner-

laubten Hetzereien Deinerseits wohl etwas ganz Unerhörtes. Nicht ein Gott, sondern ein Mensch bin ich, mit denselben Schwächen behaftet, die andere haben. — . . .

. . . . dass in dem Fall sich ein Mann findet, der die Summe vorstrecken will, ich demselben dafür auf ein oder gar zwei Jahre meine Kräfte zur Disposition stellen will, ohne Ricompens für mich, dass ich mit Fleiss, ja Liebe und Andacht das vorhandene Material verwerthen will; für meinen nothdürftigsten Lebensunterhalt wird schon von anderer Seite gesorgt. Ich würde mich einem zu bestimmenden Contract fügen, ja mich einer Controlle unterwerfen; aber Du musst die Männlichkeit haben, hinzuzufügen, dass ich dies für Dich und nicht für mich thue. Auch bin ich bereit, in diesem Sinne an H. zu schreiben. Nur mit Wahrheit kann man zum Ziel kommen.

Dein treuer Bruder Hans

193.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 5. April 85.

*Lieber Fiedler!*

Auf Ihre *Ankunft* freue ich mich sehr. Leider muss ich zwei Sachen, die ich Ihnen gern gezeigt hätte, Anfang nächster Woche absenden<sup>1</sup>. Man geht damit um, mir Alles zu nehmen; alle meine Versuche mich gegen den Wahnsinn zu wehren, sind vergeblich gewesen<sup>2</sup>.

Glücklicher Weise habe ich doch eines errungen, was mir weder Menschen noch Umstände rauben können: das ist jetzt auch erprobt. In Erwartung einigen Zusammenseins erspare ich mir Alles bis dahin. — . . .

<sup>1</sup> Wiederholungen des „Lobes der Bescheidenheit“ und der „Unschuld“, K 442 und 811.

<sup>2</sup> Georg war, bewogen von den optimistischen Hoffnungen des Bruders, Verpflichtungen eingegangen, die zu einer Beschlagnahme von Maréesschen Bildern zu führen drohten. Tatsächlich gingen beide Bilder in den Besitz eines Gläubigers Georgs über.



194.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 29. April 1885.

*Lieber Georg!*

Noch einmal will ich versuchen, ob mein persönliches Einschreiten die Vernunft wieder in ihr Recht einführen kann. 1. Zunächst, den gestrigen Brief habe ich verbrannt, und ich erwarte von Dir, dass Du in freier männlicher Weise Dein auf gröblichstem Missverständnisse beruhendes Verhalten gegen Herrn v. Pidoll<sup>1</sup> wieder gut machst. Derselbe hat in aufopfernder Weise uns beiden von Nutzen sein wollen, ganz nach meinen Anweisungen gehandelt und war stets bemüht, meinen über die mir ungebührlich scheinenden Anforderungen hoch entflammten Zorn zu beschwichtigen.

2. Durch unaufhörlichen Eifer habe ich es nun doch dahin gebracht, in dieser Woche die beiden Bilder<sup>2</sup> abzuschliessen zu können; dieselben bedürfen dann noch einer kurzen Zeit zum Trocknen, die Goldrahmen einer Reinigung u. s. w., dann werden sie abgesandt.

Ferner geht es mit meinen übrigen Werken dem *gewünschten* Ende näher, denen sich andres anschliesst, und wenn sich die Menschen, die auf mich hoffen, vernünftig, mässig und bescheiden, *auch zurückhaltend* betragen, so ist wohl mehr Hoffnung wie je vorhanden, dass die wohlgepflegte Frucht zum Wohle Aller zur Reife gelange; im andern Falle ist allerdings viel und Grosses verdorben.

Dein Bruder Hans.

<sup>1</sup> Pidoll hatte dem Bruder im Interesse von Marées geschrieben.

<sup>2</sup> K 442 und 811.

195.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 31. Mai 85.

*Lieber Fiedler!*

In Folge Ihrer abermaligen Hülfeleistung wird nun das im Werden Begriffene einem baldigen Abschluss entgegengehen. In Lagen, wie die meinige, spricht man das Wort „Dank“ nicht mehr aus, sondern bemüht sich durch sein Verhalten sich der grossen Aufopferungen werth zu machen.

Die Hesperidenbilder<sup>1</sup> sind in Anbetracht der kurzen Zeit, die ich darauf verwendet habe, schon sehr weit gediehen; ich gedenke hierbei ganz bei der Tempera-Malerei zu bleiben. Auch will ich in diesen Tagen das andere grosse Mittelbild<sup>2</sup> untermalen. Und so denke ich Zeit zu gewinnen, auch die beiden Reiterbilder St. Georg und Martin<sup>3</sup>, für die ich neue Compositionen gemacht, schnell zu malen. Jedenfalls lässt sich Eines nicht leugnen: es haben sich in Bezug auf mein Fach eine Klarheit und Ordnung in meinem Hirn hergestellt, die eine qualenvolle Mühewaltung nicht mehr aufkommen lassen.

<sup>1</sup> Zweite Fassung, K 418—421.

<sup>2</sup> Mittelbild der „Werbung“ K 916.

<sup>3</sup> Zweite Fassung, K 594 und 592.

196.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 14. Juli 1885.

*Lieber Georg!*

Die einzige Hoffnung, die von mir in Erfüllung gehen kann, hängt von der Vollendung meines grossen Werkes ab. Meine Massnahmen sind nur in Eurem, nicht in meinem Interesse.

Ich muss mit der grössten Härte und Strenge darauf bestehen. Ehe ich nicht abgeschlossen habe, lese und schreibe ich keine Briefe. So wie die Aufgabe nach allen Seiten hin eine fast übermenschliche ist, so sind es auch meine Anstrengungen. Ich enthalte mich im übrigen jeden Urtheils.

Ich bin aber jetzt keine Person mehr, keine Art von persönlichen Ansprüchen erkenne ich an.

Auch dulde ich nicht den leisesten Eingriff anderer in diese Angelegenheit, keines Menschen.

Ihr müsst in Betreff meiner Person geduldig harren, wenn nicht für immer Alles zerstört werden soll. Ein seltsames Verstossen ist es, wenn man sein ganzes Sein bis zur letzten Faser anspannt, um zu helfen. — . . .

Für jetzt verbleibe ich mit Gesinnungen, wie sie sich für einen wohlwollenden, dem Guten zustrebenden Menschen ziemen, Dein immer treuer Bruder

Hans.

197.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 10. Aug. 1885.

*Lieber Fiedler!*

. . . . Was meine übrigen gar traurigen Verhältnisse anlangt, so habe ich mich über den Hauptvorwurf, den ich mir machen muss, nämlich durch ein zu unbekümmertes Wesen bei anderen Hoffnungen und Ansprüche erweckt zu haben, die ich nicht erfüllen kann, auch insofern abgefunden, als es sicher ist, dass ich ohne diese Art zu sein, auch das Wenige, was ich geleistet, nicht hätte erringen können. Ich fühle, dass ich in menschlichen, wie sachlichen Dingen von einem stets guten Willen beseelt bin; über das gegebene Mass der Kräfte kommt kein Mensch hinaus.

Heute haben wir zum ersten Mal einen wolkenlosen Himmel; solche stillen Sommertage sind herrlich hier in Rom. — . . .

198.

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 18. (Aug. 1885).

*Lieber unglücklicher Bruder!*

Das Lesen des übersandten Briefs kann meine Verhältnisse nicht ändern. Die einzige unverhoffte Geldhülfe ist von Deinem Anwalt unmöglich gemacht worden. Es ist nicht zu redressiren. Ich arbeite, was ich kann, übrigens schon seit Jahren; unglückliche menschliche Zustände können meine Arbeit nicht fördern, nur hindern.

Es ist allerdings auch meine Meinung, dass die besitzenden Verwandten Deiner Frau etwas thun müssen, doch eher als dass Dein armer Bruder ganz nutzlos zu Grunde geht.

Ich selbst habe seit dem Jahre 73 keinen Pfennig für meine Bilder eingenommen, und mich nie beklagt. Und wenn sich auch die letzten meiner Freunde von mir zurückziehen, so kann ich nur noch das Gewerbe eines Stiefelputzers treiben, auch das würde einen Mann von meinen Gesinnungen nicht kränken.

Ich kann nur meine frühere Erklärung wiederholen.

Die Hälfte des Ertrages, den meine Werke haben sollten, die ich darum so gut, wie mir irgend möglich zu machen suche, ausserdem meine Productivität bis auf's Aeusserste anspanne, soll Dir angehören. Mehr kann ich unmöglich thun, da ich nichts besitze, und auch Du müsstest es dankbar anerkennen, dass es Menschen gibt, die mich in die Lage setzen, arbeiten zu können, ganz abgesehen davon, dass meine *beiden* Brüder in einer der traurigsten Lagen sind, würde die Schwierigkeit meiner Stellung im Leben schon so eine ungewöhnliche sein; noch suche ich mich zu beherrschen, aber ich bin auch nur ein Mensch.

Für mich ist es ein Trost, dass das Leben nur fünf Minuten währt, was die Menschen von Glück, Unglück, Ehre, Schmach, Schande u. s. w. reden, sind nur Einbildungen. Doch still davon, ich wiederhole: mit unerschütterlicher Kraft strebe ich selbst und auch mit Klugheit, das Bestmögliche zu leisten, und man soll bedenken, dass ich den Fünfzigern nahestehe, nicht ein anderer werden kann, sondern eine rühmliche Existenz würdig *abzuschliessen* habe: das sind die Hoffnungen, die ich Euch noch geben kann.

Ich will auch jetzt noch nicht verzagen, sondern höchsten Muths meine Laufbahn vollenden und es als einen besondern Segen betrachten, wenn den intellectuellen Errungenschaften materielle sich anschliessen.

Alle guten Geister schirmen Dich.

Dein treuer Bruder Hans.

199.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 22. Sept. 1885.

..... Niemand kann mehr in Ihr Lob der Einsamkeit einstimmen als ich, denn ich habe sie immer als die zuverlässigste Freundin und Helferin kennen gelernt. Seitdem die Luft bei mir rein ist, habe ich mich allen Ernstes physisch, moralisch und intellectuell angestrengt, so sehr es meine Natur nur zulässt; dafür bin ich aber auch meiner Sache so sicher, als es ein Mensch sein kann. Nun, da die Luft frischer wird, will ich daran denken, endlich auch etwas für meinen Körper zu thun, denn ich fange an zu bemerken, dass meine Nerven in einem höchst irritirten Zustand sind.

Volkmann ist nun doch wieder hier und es freut mich sehr

für ihn und auch für mich; denn seine quasi Unwandelbarkeit hat etwas Wohlthuendes.

Auch Kleinenberg ist wieder hier und arbeitet sehr fleissig an einer Arbeit, die Engelmann in Leipzig herausgeben wird. — . . .

200.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 27. Nov. 1885.

. . . . . Wo man aber auch hinsieht im Leben, man möchte die Augen am Liebsten für immer schliessen. Glücklicher Weise ist es mit der Schöpfung selber anders bestellt; je länger man sie kennt, um so herrlicher geht sie einem auf. Das ist es, was mich am Leben erhält und unermüdlich und beharrlich dem sich allerdings immer höher rückenden Ziel nachzustreben anregt. — . . .

201.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 28. Dec. 1885.

*Lieber Fiedler!*

Schönsten Dank für Ihren Brief. Ihre freundlichen Wünsche haben sich buchstäblich erfüllt, denn in Gesundheit des Körpers und des Geistes habe ich die Festtage mit ungewöhnlicher Freudigkeit gearbeitet. Ich hatte mich entschlossen, dem, was ich die ganze Zeit mit grossem Fleisse gebildet, nun auch das Colorit zu geben und es war der richtige Moment: denn ich fühlte, dass sich das alte Fiammingo-Blut mächtig

in mir regte. Noch ein Bild<sup>1</sup> und die Herstellung der Rahmen, dann steht das ganze nicht kleine Unternehmen im Wesentlichen da.

Und so wäre ich für meine Person wohl zufrieden, denn die Hauptwünsche meiner Jugend hat mir das Schicksal doch erfüllt; die unermüdliche Arbeitskraft und eine reine Sachlichkeit. — . . .

<sup>1</sup> Einer der Flügel der „Werbung“ vermutlich.

202.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 2. Juli (86).

. . . . Der arme König Ludwig! Er war eigentlich nicht verrückter als sein Vorgänger!

Von Cholera spricht hier kein Mensch; wenn ich überhaupt Furcht vor der Erlösung hätte, so sähe ich täglich meine Existenz von viel näher liegenden Gefahren bedroht.

Freilich erscheint es mir als wünschenswerth, wenn die Befreiung vom Byzantinerthum, in das nun Alle, ohne jegliche Ausnahme, verfallen sind, entschieden durchgeführt wäre. — . .

203.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 1. August (86).

*Lieber Fiedler!*

Da ich aus vielerlei Gründen den Abschluss vorliegender Arbeiten möglichst beschleunigen will, so werde ich vor Oktober an eine Erholung nicht denken können.

Als Mann von einigen Graden hüte ich mich wohl, Wünsche zu hegen und zu pflegen; wenn mir aber etwas als wünschenswerth erschiene, ja in gewissem Sinne nothwendig, so wäre es dies, dass wir Beide wieder einmal auf einige Zeit in der Nähe leben könnten; wie mancherlei Material könnte da nicht gesichtet werden u. s. w.?

Es hat sich übrigens in mein Wesen ein Zug eingeschlichen, der mir selbst nicht gefällt: und das ist ein unbesiegbares Misstrauen gegen die Menschen; indessen glaube ich nicht, dass es meine Schuld ist.

Kleinenberg wird wohl nächstens hierherkommen; ich glaube er wächst sich doch noch zum normalen Universitätsprofessor heraus.

Ueberhaupt geht es meistens aus wie das Hornberger Schiessen; aber was uns anbelangt, so denke ich, können und wollen wir das verhüten. — . . .

204.

*An Konrad Fiedler.*

R o m , d e n 2 3 . N o v . ( 8 6 ) .

. . . . Dass meine Büste, oder vielmehr Begas' Arbeit im Chokoladentempel aufgestellt, ist mir neu, obwohl ich es wie vieles Andere voraussah.

Wohl wünschte ich, dass dem Andenken meiner Absichten und Bemühungen eine edlere Aufstellung zu Theil würde. Dies ist aber kaum zu hoffen; denn was mein sehendes Auge wahrnimmt, ist wenig erfreulich. Solange die Göttin Bequemlichkeit das Szepter schwingt, wird jede Aufwallung zum Höheren und gar Idealen nach kurzer Dauer in sich selbst zusammensinken. Heutzutage kann man nicht mehr sagen „sie wissen nicht was



sie thun“, sondern vielmehr scheint eine forza irresistibile, die die Menschen zum Armseligen zwingt, epidemisch zu sein. Doch auch dieses wird sein Ende haben.

Mein Körper hat sich wieder einem normalen Zustand zugewandt.

205.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 5. Januar 1887.

. . . . Mit dem ausführlichen schreiben will es jetzt nicht gehen; es hat ja auch weiter keinen Sinn; durch Briefe gelingt es selten, ein klares Bild von dem zu entwerfen, was in einem vorgeht.

Das Thatsächliche ist, dass die Umstände mir nur noch wenige Wochen zum Betrieb meiner Kunst gestatten, jedoch werden dieselben genügen, die meisten der zehn Bilder<sup>1</sup>, die ich seit unserer letzten Zusammenkunft gemalt habe, definitiv abzuschliessen; was auch die Schnüffler daran herummäkeln werden, ich weiss, was ich gemacht habe. Das ruhige Bewusstsein, stets, wenn auch vielfach irrend, nach dem gestrebt zu haben, das mir als das Noththuende erschien, gibt mir eine innere Unbekümmertheit, die mir entweder alle Schwierigkeiten überwinden hilft, oder aber das unvermeidliche auf die richtige Art ertragen lässt.

Ich bitte Sie, dass obiges unter uns bleibt, denn wenn die Menschen erfahren, dass frohe, selbstvertrauende Naturen durch Umstände in die Enge getrieben werden, so sind sie als ächte Hiobsfreunde nur zu bereit, solchen unter dem heuchlerischen Schein der Theilnahme den Gnadenstoss zu geben. Wenn ich mir auch, durch die Erfahrung belehrt, in solchen Fällen recht

<sup>1</sup> Vermutlich die neuen „Hesperiden“ (3), die neuen „Reiter“ (3), die „Werbung“ (3), das zehnte sollte vielleicht der „Ganymed“ K 949 sein, für den die Zeichnungen damals schon existierten. Das Bild selbst entstand erst einige Wochen vor dem Tode.

wohl zu helfen weiss, so bleibt es doch immer eine überflüssige, unerfreuliche Arbeit.

Zum Schluss für heute will ich nur noch eine Ueberzeugung aussprechen. Die gute Gesinnung allein ist es, die dem Sein und Thun der Menschen Werth verleiht; sie hat eine wohlthuende und fortwirkende Kraft, und wem es gelungen ist, eine Solche auf andere Individuen zu übertragen, der kann gewiss sein, dass sein besseres Theil nicht untergehen kann. Der politische Horizont sieht sehr bedenklich aus; die jetzigen Zustände sind auf die Dauer unhaltbar und gewaltige Schicksalsschläge allein sind es, die das Menschengeschlecht zur *raison* bringen.

Mit den herzlichsten Grüssen an Ihre Frau

Ihr tr. Hans v. Marées.

206.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Februar 1887.

*Lieber Fiedler!*

Wenn Zeit und Umstände es so fügen, dass mehrere Individuen ihren Sinn auf annähernd dasselbe gerichtet haben, dann vermögen Briefe wohl die Lücken der Entfernung auszufüllen; kann dies aber nicht der Fall sein, so stellen Briefe eigentlich nur einen momentanen Zustand ausser allem Zusammenhang dar und erzeugen eher Missverständnisse, als dass sie zur Aufklärung beitragen. Dies ist immer meine Ansicht gewesen und darnach modifizire ich meine Beurtheilungen. Trotzdem will ich noch zwei Worte über mich sagen.

Wie ich über unsere gegenseitigen Beziehungen denke, das habe ich bei einer mir passend erscheinenden Gelegenheit und

wie mir dünkt an für dergleichen opportuner Stelle und quasi öffentlich niedergelegt, und in einer Weise, wie sich für einen Mann von meiner Denkungsweise geziemt<sup>1</sup>. Das wollen wir also nicht weiter berühren.

Auf mein persönliches Existiren habe ich wohl nie einen übermässigen Werth gelegt, und es wäre ein übles Zeichen, wenn ich mir jetzt das Zittern angewöhnen wollte. Im Gegentheil, weil mich fast auf Schritt und Tritt edlere Geister umschweben, kann ich den Ereignissen, so weit sie mich betreffen, mit der grössten Heiterkeit entgegensehen.

Trotzdem und weil die Zeiten sehr schlecht sind und ich sehe, dass sie mich zum Schlusse drängen, beschäftigen mich Sorgen von ernsterer Natur, als die um mein persönliches Dasein, überhaupt um Persönliches; sie sind sicherlich hoch gerechtfertigt und tief begründet.

In diesem Sinne suche ich, so lange ich noch kann, Ueberlegung, Witz und Kraft zusammen zu nehmen, und in diesem Sinne von den wenigen Menschen, mit denen ich noch verkehren kann, aufgefasst zu werden, würde mich allerdings erfreuen. Vieles ist zu ordnen, mancherlei festzustellen, wenn ein so grosser Kraftaufwand nicht ganz nutzlos dagewesen sein soll, und ich muss alles selbst thun.

Für heute leben Sie wohl und grüssen Sie Ihre Frau auf's schönste von Ihrem  
tr. H. Marées.

<sup>1</sup> Wohl zu Jordan.

207.

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 20. Mai 87.

*Lieber Fiedler!*

Jetzt nach abgerauschten Festen, werden Sie wohl ganz der ländlichen Ruhe leben.

Ich bin in der letzten Zeit in einen so starken Arbeitssturm gerathen wie nie. Ich bin nun sicher, allen den Sachen, die Sie gesehen, eine unbedingt packende Wirkung zu verleihen. Das seltsamliche und befremdende, was sich bei vielen Hin- und Wiederüberlegen einschleicht, macht nun dem Natürlichen und Frischen Platz.

Mit Lenbach habe ich ausgemacht, dass ich ihm einen Monat, bevor ich die Ausstellung veranstalten kann, davon Mittheilung mache; er würde sich dann auch mit Ihnen in's Vernehmen setzen. Wenn Alles so weit ist (zwei Monate habe ich freilich mindestens noch nöthig) werde ich Ihnen zuerst die Mittheilung davon machen. Unter uns gesagt, so ganz unbedingt traue ich nun L. doch noch nicht; keine Frage ist es, wenn er aufrichtig will, kann er sehr nützlich sein. — . . .

(Als Postscriptum): Jordan war hier und hat sich quasi entschuldigen lassen, nicht bei mir und Volkmann gewesen zu sein. Bei mir hätte er freilich etwas zu hören bekommen; dass er aber Volkmann nicht aufgesucht hat, scheint mir denn doch eine unbedingte Pflichtversäumnis zu sein.

*Marées starb am 5. Juni 1887.*

---





ND  
588  
M2A3  
1923  
C.1  
ROBA

Marées, Hans von  
Briefe

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

